Ph. U. 79b (1 Caesar

B. 69

Pragmatische Darstellung

des Geistes

der

neuesten Philosophie

des

In- und Auslandes.

Von

K. A. Cäsar,

der Vernunftlehre ordentlichem Professor und des großen Fürstenkollegii Kollegiaten.

Erster Band.

Leipzig,
in der Sommerschen Buchhandlung.
1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
München
MONACENSIS

Nachricht.

Wenn manches vortrefliche, auf allgemeinen Beifall mit Recht Anspruch machen könnende Journal gleich nach Beendigung des ersten Jahrganges liegen bleibt, so ist das, bey der ungeheuren Menge von Zeitschriften wohl kein Wunder. Die Buchhandlungen geben sich mit der Bekanntmachung derselben eben keine sonderliche Mühe, weil es ihnen, da alles durch die Post besorgt werden muß, zu viele Kosten und zu viele Arbeit verursacht, die sie sich von den Abonnenten schwerlich vergüten lassen können; und so liegt mancher vortrefliche Aufsaz hie und da in einer Zeitschrift vergraben, die nie in die Hände eines solchen Gelehrten kommt, der davon den vortheilhaftesten Gebrauch machen würde.

Ein ähnliches Schicksal hatte gegenwärtiges Werk, das als Zeitschrift, unter dem Titel: Geist der neuesten Philosophie des In- und Auslandes in's Publikum kam. Ungeachtet es die Verlagshandlung nicht am Bekanntmachen fehlen ließ, ungeachtet sie einen eignen Prospektus dazu voraus in's Publikum sandte,

ungeachtet schon der Name des würdigen Verfassers zu ihrer Empfehlung dienen muste, waren jene oben erwähnten Hindernisse der Grund ihres nicht hinlänglichen Bekanntwerdens.

Die Verlagshandlung wählte daher den hievorstehenden, den Inhalt umfassender und deutlicher darstellenden Titel, und fügt die bescheidene Bitte hinzu, daß man dieses Verfahren für nichts anders als für den guten Willen erklären möge, daß ein an und für sich vortrefliches Werk mehr Nuzzen stifte als es, Jedermann unbekannt, zu stiften vermag, und daß man es der Verlagshandlung nicht verarge, wenn sie wünscht, einen Theil der für das Publikum aufgewandten Kosten wieder zu erlangen.

I.

Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, politisch, moralisch, ästhetisch und wissenschaftlich betrachtet von D. Jenisch. 1. 2. Th. 496 und 584 S. Berl. 1800. 3ter Th. 542 S. 1801. 8. Im Verlag der Königl. Preuß. Akad. Kunst- und Buchhandlung. (4 Rthlr. 20 Gr.)

Ich glaube, bei dem von uns geschiedenen achtzehnten, und eingetretenen neunzehnten Jahrhundert diese Blätter mit nichts besserm, als damit, anfangen zu können, daß ich meinen Lesern einen Abriß, besonders von dem ersten und dritten Theile des eben angezeigten, mit ächt philosophischem Geist geschriebenen, an pragmatischen Bemerkungen reichhaltigen, und für jedes gebildete Publikum wichtigen Werkes vorlege, und da, wo es mir gut scheint, mit Anmerkungen begleite. Der zweite Theil enthält eine philosophisch-pragmatische Statistik von Europa, von dem gegenwärtigen Kulturzustande seiner Länder und Nazionen; aber eine ausführliche Darstellung desselben würde mich zu weit von meinem Zweck abführen. Jeder Theil macht auch ein

eigenes, für sich bestehendes Ganze aus. Der erste Theil führt daher auch den Titel: Cultur-Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, nach bürgerlicher Verfassung, Sittlichkeit, Kunstgeschmack, und Wissenschaft: mit besonderer Rücksicht auf die allgemeine Vervollkommnung oder Verschlimmerung des menschlichen Geschlechts. Der zweite Theil ist auch überschrieben, Charakter-Gemählde der Nazionen und Staaten Europens; und der dritte, Kultur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

(Mit andern Worten: Drei Hauptfragen sind es, welche von einem philosophischen Biographen eines Jahrhunderts zu unterscheiden und zu beantworten sind: 1) welcher Grad bürgerlicher Glückseligkeit, veredelter Humanität und Sittlichkeit, feinen Kunstgeschmacks, und wissenschaftlicher Kenntniß, dieser vier wünschenswürdigsten Güter vernünftiger Naturen, hat in dem Jahrhunderte, intensiv und extensiv, geherrscht? 2) welche abstechende Unterschiede finden sich in Rücksicht auf jene vier Hauptpunkte in der Entwickelung des Menschengeschlechts bei den verschiedenen Nazionen Europens? 3) welches sind die vornehmsten Umstände, Ereignisse und Personen, durch welche sich, seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, Politik, Wissenschaft, Geschmack, Sittlichkeit, vervollkommnet haben? und gesetzt, daß das menschliche Geschlecht in gewissen Rücksichten mehr verloren, als gewonnen, hätte, in welchem Verhältnisse stehen Gewinn und Verlust gegen einander? Diese drei Fragen, deren Auflösung zugleich so tief in die Geschichte der Menschheit eingreift, machen den Gegenstand dieses eben so belehrenden, als beruhigenden Werkes aus. Ich sage beruhigen-

den; denn trostreich ist das Resultat, welches aus den Darstellungen des Verfassers hervorgeht. „Fortschritte,“ sagt er S. 27. „nicht Rückschritte, Vervollkommnung, nicht Verschlim„merung, finde ich in der ganzen Entwickelungsgeschichte des „Menschengeschlechts, und in der Entwickelungsgeschichte des „achtzehnten Jahrhunderts insbesondere.“)

Erster Theil.

Diesem voran steht eine Einleitung S. 1—29, in welcher sich der Verfasser über seinen Plan im Allgemeinen erklärt. Unter dem Geist und Charakter des Jahrhunderts versteht er die hervorstechendsten Kraft-Aeusserungen der ihre Keime und Anlagen entfaltenden Menschheit, so wie die einflußreichsten Weltbegebenheiten und Menschen-Charaktere, die ihre Bildung beförderten oder zurückhielten. Es giebt vier ursprüngliche Anlagen in der menschlichen Natur, *a*) zur Erkenntniß des Wahren, *b*) zur Ausübung des moralischen Guten, *c*) zur Empfindung und Darstellung des Schönen, und *d*) zum Genuß moralischer und physischer Glückseligkeit, d. h. zum unbeschränkten Gebrauch der unserer vernünftigen Natur eigenthümlichen Vorrechte, und zu dem unverkürzten Genuß der uns erreichbaren moralischen und physischen Güter; und diese Anlagen bilden daher auch die vier Grundzüge in dem Geiste und Charakter eines Jahrhunderts. Ausführlicher bestimmt nun der Verfasser, was unter wissenschaftlicher, moralischer, ästhetischer, und politischer Kultur zu verstehen sey, und sagt bei Gelegenheit der wissenschaftlichen Kultur S. 10. 11. sehr schön: „Ausser der Kenntniß „der natürlichen Dinge giebt es eine für den Menschen noch

„viel wichtigere und angelegentlichere, nämlich die Kenntniß sei-
„ner Selbst, seiner Rechte und Pflichten, und der erhabenen
„Würde seines Menschen-Charakters. Denn, so wie er sich
„durch ein immer tieferes Studium der lebendigen und leblosen
„Natur von den Zufälligkeiten der ihn umgebenden natürlichen
„Dinge unabhängiger macht; so entreißt er sich durch eine auf-
„geklärte Kenntniß und noch mehr durch das lebhafte Gefühl
„seiner Rechte und Pflichten, und seiner wahren Würde, der
„fast noch verderblichern Abhängigkeit von seinen eigenen und
„andrer verkehrten Trieben und Thorheiten, Leidenschaften,
„Irrthümern und Lastern." Jene vier verschiedenen Gattungen menschlicher Kultur äussern sich aber nicht einzeln und abgesondert, sondern spielen, in ihren veranlassenden Ursachen, wie in ihren Folgen und Wirkungen, mannichfaltig durch einander; begründen, verstärken und vervollkommnen sich gegenseitig. Am wenigsten hielt die politische Kultur mit der moralischen, ästhetischen, und wissenschaftlichen, gleichen Schritt, und, wenn sich die übrigen bisweilen mit unglaublicher Raschheit fortschwangen, blieb jene in unabsehbarer Weite hinter ihnen zurück. Verderbte Religionen, Herrscher-Tyrannei, Aristokraten-Druck, anarchische Demokraten-Wuth, und vielleicht mehr, als alles dieß, unendliche Verwickelung der bürgerlichen und statistischen Verhältnisse und der entgegengesetztesten Interesse, waren von je her die Ursachen der Verspätung der politischen Kultur.

(Ich halte mich für sehr überzeugt, daß der letzte und hauptsächlichste Grund dieser Verspätung in der noch so allgemein herrschenden Verkennung des Menschenwerthes und der natürlichen Gleichheit der Menschen zu suchen ist. Fast jeder

Vorgesetzte despotisirt, mehr oder weniger, seine Untergebenen, der Reiche den Armen, der Vornehme den Geringen, die Herrschaft ihr Gesinde, und vielleicht verfließt wenigstens noch ein Jahrhundert, ehe die Höhern aufhören, die Niedern als bloße Maschinen und Werkzeuge anzusehen, die für kärglichen Lohn und kärgliche Kost sich ihnen ganz zum Opfer hinzugeben, und selbst die wunderlichsten Launen, so wie die beschwerlichsten Dienste und jede Art von Behandlung, selbst die härteste und verächtlichste, geduldig zu ertragen bestimmt und verbunden sind. So lange eine solche Denkart noch ausgebreitet und herrschend ist, so lange ist an allgemeine politische Glückseligkeit und Kultur nicht zu denken.)

Dennoch umfaßt die politische Kultur den Menschen nach seinen vielseitigsten Verhältnissen, und bildet gleichsam den Boden, auf welchem er alle große und schöne Keime seines Wesens entwickeln kann. Freilich geht jede Art dieser Entwickelung oft nur langsam von statten. Aeussere Veranlassungen, günstige Umstände, ein mächtiger Stoß oder Schwung von außen her, müssen den Menschen zum Gebrauch seiner Kräfte zuerst aufwecken. Aber immer bleibt das Grundgesetz aller Perfektibilität und aller wahren Vervollkommnung des Menschengeschlechts dieses: Der in der Ausbildung fortschreitende Mensch erkennt das Gute jeder Gattung (das heißt, das intellektuell-wahre, das ästhetisch-schöne, das moralisch-gute, das politisch- und bürgerlich-beglückende) immer richtiger, wünscht immer sehnlicher, das erkannte zu besitzen, strebt immer eifriger, das gewünschte wirklich zu machen, und macht es, so bald es die Verhältnisse gestatten, auch in der That wirklich. Zwar finden wir

in Asien, Afrika, Amerika ꝛc. Völker, welche in dem achtzehnten Jahrhunderte nach Christi Geburt auf keiner höhern Stufe der Kultur stehen, als ihre Ur-Ahnen; allein dieß beruht einzig auf der ungünstigen äußerlichen Lage dieser Völker. Europa allein, und außer ihm der Nordamerikanische Freistaat, ist der Sitz der Wissenschaft, des Geschmacks und der Kunst, der Humanität, und einer regelmäßigen Staatsverfassung. Zwar hat auch die Europäische Menschheit bei weitem nicht den Grad der Vollkommenheit, den sie haben könnte, zwar sind viele häßliche Verunstaltungen in der Europäischen Geister- und Staaten-Physiognomie nicht zu verkennen; aber dennoch kann der große Geist des achtzehnten Jahrhunderts, das mit Recht das Jahrhundert des Lichts und der Aufklärung genannt wird, nicht bis zum unkenntlichen verwischt werden.

Erstes Buch.

Politische Kultur des achtzehnten Jahrhunderts.

Vorspringende Züge des politischen Kultur-Charakters des achtzehnten Jahrhunderts, welche der Verfasser in besondern Abschnitten ausführlich entwickelt, sind:

1. Allgemeine Verbindung der Nazionen durch vielseitiges Interesse. S. 36—52.

Ganz Europa gleicht einer großen, menschenreichen, wimmelnden Hauptstadt des Erdballs, in welcher Menschen aus allen Gegenden, Himmelsstrichen und Welttheilen zusammenströmen, und hier ihre Güter zu Befriedigung gegenseitiger Bedürfnisse und Genüsse einander mittheilen. Wie weit größer

und verschlungener ist der Zusammenhang, in welchem Europens Völker unter einander, und mit den Nazionen der übrigen Welttheile stehen, als er es zur Zeit der Griechen und Römer war! Unsere Kaufmannsgewölbe sind voll von Produkten aus den verschiedensten Himmelsstrichen und Welttheilen; eine Zeitung giebt uns die neuesten Nachrichten aus allen Ländern der Erde; Peru's und Mexiko's Gold und Silber füllt die Hände und Kisten unserer Kaufleute; unsere Aerzte heilen viele Krankheiten mit außer-europäischen Arzneien; unsere Gelehrten, Physiker und Chemiker bereichern durch die Völker- und Länderkunde fast aller Breiten und aller Längen der Erde ihre Kenntniß der menschlichen und leblosen Natur; europäische Handwerker arbeiten für Sinesen und Amerikaner; Gärtner und Ackerbauer pflanzen in Menge gemeinnützige Erzeugnisse Asien's und Amerika's auf europäischen Fluren an. — Durch die seit länger als funfzehnhundert Jahren in Europa herrschende (christliche) Religion, durch die fast in jedem Lande Europens aus derselben Quelle (aus den alten germanischen Landesgebräuchen und Feudal-Einrichtungen) abgeleitete Staatsverfassung und Staatshaushaltung, durch die nicht sehr abweichende Art des Unterrichts und der Erziehung in den Schulen und auf Universitäten, durch alles dieses bildete sich eine fast allgemeine Form von Sitten, Denkart, Umgang, Geistesbildung, Geistesbedürfniß, und der ganzen Lebensweise; so, daß kein europäischer Bürger sich in irgend einem Theile von Europa, wie etwa ehemals der Grieche und Römer unter Barbaren, für einen Verbannten halten kann, sondern überall, obgleich nicht überall in gleichem Maaße, gebildete, gesittete, zum bessern Lebensgenuß gewöhnte Menschen fin-

det. — Die Entdeckung und Verpflanzung der gemeinnützigsten Erzeugnisse Amerika's, besonders auch des allgesuchten und gewünschten Goldes und Silbers, auf den großen Markt Europens; der die Menschen so sehr an einander anziehende Handel; die den Verkehr, selbst mit den entlegensten Ländern, so sehr erleichternden Posten; die Schifffahrt, welche die entferntesten Welttheile, einen dem andern, gleichsam zu Nachbaren macht; und die Buchdruckerkunst, welche, in einer möglichst kurzen Zeit, Millionen Geister mit einer Idee schwängert, mit dem Lichte eines einzigen großen Geistes Tausend und aber Tausend kleinere und mittelmäßige erleuchtet, auch dieses sind nicht weniger wesentliche Bestandtheile jenes unermeßlichen neu-europäischen Völkerbandes.

Die Menschen werden die großen und in ihrer Gattung einzigen Wesen, zu welchen sie die Anlagen haben, nur durch Gesellschaft. Deswegen betrachten wir es mit Recht als eine unverkennbare Absicht der Vorsehung, die Völker der Erde immer mehr und immer fester durch ein so allgemeines Band zu verknüpfen, wie es nun Europa umschlingt, und von hier aus sich über einen beträchtlichen Theil der bewohnten Erde hinbreitet. Vermittelst einer solchen Verbindung und gegenseitigen Mittheilung werden neue Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Genußarten eine Quelle der Beschäftigung und des Lebensunterhalts für Millionen; durch die Verbreitung mannichfaltiger Künste und Erfindungen lernen die Menschen immer mehrere Handgriffe, die Natur zu unterjochen und ihren eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Der Mensch selbst, und was sich auf ihn bezieht, wird immer mehr — Zweck.

Noch nie aber ward Europa von einer so großen Menge erleuchteter, gesitteter, zu jedem edlern Lebensgenuß gebildeter, vernünftiger Wesen bewohnt, als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt.

Die Einwürfe, welche die durch eine solche Verbindung der Völker mitgetheilte Ansteckung der Laster, von dem dadurch verbreiteten Luxus und gereizten Leidenschaften u. s. w. hergenommen sind, können nur den beunruhigen, der das, was zufälliger Weise schädlich werden kann, für nothwendig und unausweichlich hält, oder den, der die europäische Menschheit vor der Entdeckung von Amerika, ihre Rohheit und Ungeschliffenheit, die Armseligkeit ihrer Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, die wilde Ausgelassenheit ihrer Vergnügungen vorziehen kann der Feinheit unserer Sitten, der Mannichfaltigkeit unserer Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, der Verfeinerung unserer Genüsse und dem ganzen neu-europäischen Geist der edlern Humanität. Freilich kann jenes Band, welches Volk mit Volk, Regenten mit Unterthanen, Stand mit Stand, Menschen mit Menschen verbindet, noch weit umfassender und vielseitiger gemacht werden; und eben darin wird die künftige Fortbildung des Menschengeschlechts, und das Wesen ihrer Kultur bestehen.

Das Einzige, was immer noch den glücklichsten Zusammenhang der Nazionen oft und vielfältig zerreißt, ist der Krieg; und so lange dieses bloße Gewaltsmittel nicht aufgehoben wird, so lange fehlt es der Kultur an festem Grund und Boden, dessen Anbauer, ohne einen dauernden Frieden, sich des Besitzes und Genusses eines großen Theils der Güter der Kultur nicht mit Sicherheit erfreuen, sie nicht ruhig und ungestört weder erstre-

ben, noch genießen können. — Durch das System des Gleichgewichts der Macht hat man zwar in Europa die Menge der Kriege abzuwehren gesucht. In der That hat es eine Universalmonarchie gehindert, und, (wenigstens größtentheils) die eingeführte Verfassung der Staaten gesichert; aber von der andern Seite ist eben dieses System selbst eine unerschöpfliche und unselig benutzte Quelle zu Kriegen gewesen, und hat vielleicht eben so viele Kriege entflammt, als erstickt. Das wahre und einzige die Rechte und das Glück der Völker gegen den Krieg sicher stellende Gleichgewichtssystem würde die Erhebung der Staaten zu einem nach moralischen Grundsätzen zusammengeordneten Gemeinwesen seyn. Bis jetzt ein Ideal, was nicht selten wohl gar verspottet wird, welches aber das einzige Mittel zur ewigen Verbannung der Kriege, dieser verderblichsten Geiseln der Menschheit, bleibt!

2. Mäßige Größe der Staaten und monarchische Verfassung der meisten. S. 53—82.

Uebermäßig große Staaten, dieß bezeugt die Geschichte, verderben die Sitten und die Freyheit der Völker. So bald ein Einziger Millionen über eine große Erdstrecke verbreiteter Menschen beherrschte, konnte das Band, das seine entfernten Statthalter an ihn fesselte, nur schwach und lose seyn; er mußte ihre Vereinigung fürchten, mußte, um diese zu hintertreiben, ihre verschiedenen Interesse einander entgegensetzen, und den Saamen der Zwietracht unter sie ausstreuen. Jeder seiner größern oder kleinern Diener und Günstlinge ward ein größerer oder kleinerer Tyrann; das Volk gehorchte nicht, es fröhnte; es war das immer fertige Werkzeug der Befriedigung der Gelüste seiner

großen und seiner kleinen Tyrannen. Und wie fast unmöglich ist es in einem übermäßig großen Staat, das Ganze so wie das Einzelne zu übersehen, und die zweckmäßige Eigenthümlichkeit des Einzelnen mit der Zusammenordnung und Einheit des Ganzen zu verbinden? Oft herrschten Ungerechtigkeit, Elend und Unwissenheit in den entferntern Provinzen eines solchen Reichs, unterdessen Aufklärung, Reichthum und Wohlleben Hof und Hauptstadt umglänzten.

Sind dagegen Staatskörper zu klein; so fehlt es ihnen gewöhnlich an Mitteln und Kräften zur Ausführung großer, gemeinnütziger und kostspieliger Entwürfe für das allgemeine Wohl; sie sind immer in Gefahr, von einem mächtigen Nachbar verschlungen zu werden; und in ihnen, wenn sie nicht handelnde Staaten sind, und also nicht von einer Menge verschieden-gesitteter Menschen besucht werden, bildet sich allmälig ein gewisser kleinstädtischer Geist der Zeremonie, der Anhänglichkeit an das Alte, der Zunft und Partheisucht, der Eingeschränktheit und Engherzigkeit. Man denke hier nur an manche freie Reichsstädte Deutschlands!

Weitläuftig zeigt der Verfasser die Vortheile, welche Europa für seine intellektuelle Kultur, so wie für seinen Wohlstand, aus der mäßigen Größe seiner Hauptstaaten, in Verbindung mit der monarchischen Verfassung derselben, gezogen hat. Unter keiner andern Regierungsform würde es auf die Stufe von Kultur, auf welcher es jetzt steht, haben gebracht werden können. Denn, sagt der Verf. ganz recht, mag man immerhin die republikanische Verfassung als ausgebildeter vernünftiger Wesen allein würdig, ihnen allein angemessen, rühmen! So lange noch tiefe Unwis-

senheit die Geister umhüllt, und rohe Gesetzlosigkeit ungezähmt umherschweift, so lange scheinen vorragendes Talent, geprüfte Klugheit (der Verf. setzt hinzu, oder auch blos überlegene Macht; aber wo würde das hinführen?) nicht unbillig, wenn sie die noch unmündigen Kinder bis zur Epoche der Volljährigkeit (Aufklärung und Versittlichung) unter ihre Tutel, Leitung und Führung nehmen.

(Gut; aber nur nicht durch unrechtmäßige, nicht durch bloße Zwangsmittel, sondern auf dem Wege der Güte, der Ueberredung, des Beispiels. Man schicke Völkern, welche man kultiviren will, Handwerker, Künstler, Gelehrte, zu, und die Kultur wird von selbst erfolgen, welche desto besser von statten gehen wird, je freiwilliger sie ist. Vergebens würde ein Potentat sagen: Ich unterwerfe mir ein wildes Volk, wenn es mich auch nicht beleidigt hat, bloß in der Absicht, um dasselbe hinterher desto kultivirter zu machen; denn weggerechnet, daß er die Nazion, welche er kultiviren will, durch zugefügte Gewalt auf lange Zeit erbittert, und ihr alles Zutrauen benimmt, so daß sie (denn Nazionen denken noch länger an erlittenes Unrecht, als einzelne Menschen) begierig jede Gelegenheit zum Abfall suchen und ergreifen wird; so ist auch gar nicht abzusehen, wie er ohne Ungerechtigkeit einem Theile seiner Bürger zumuthen könnte, ihr Leben und das Glück ihrer Familien aufzuopfern, (und Menschenleben kosten gewaltsame Unterjochungen doch immer) bloß darum, damit ihm ganz fremde Menschen mit der Zeit einen höhern Grad von Kultur erlangen. Entweder muß man ihr dieselbe auf einem andern, gelindern Wege zuzubringen su-

chen, oder man muß sich erinnern, daß der Mensch nicht alles Wünschenswerthe zu realisiren im Stande ist.)

Die Errichtung so wie die Behauptung und lange Dauer zweckmäßiger republikanischer Verfassungen fordern einen Grad der Kultur, welcher in der Periode der Unwissenheit und der Gesetzlosigkeit noch nicht erwartet werden kann. Mit Monarchie begann, nach den Urkunden der Geschichte, alle bürgerliche Verfassung: und selbst die Republiken waren einst monarchische Staaten, oder Theile davon. Die groben und drückenden Mißbräuche dieser Verfassung erzeugten in ihnen den Wunsch, sich eine bessere zu geben; und die bereits erlangte Bildung setzte sie in den Stand, sich diese bessere geben zu können.

Wesentliche Vortheile der in Europa seit dem Sturze des West-Römischen Reichs bestehenden monarchischen Verfassung für europäische Bildung und Veredlung waren folgende: *a*) Vereinigung, obgleich nicht immer gemeinnützige Verwendung, der Staatskräfte; *b*) beschleunigte Ausführung der Plane durch Verbindung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, (nur diese vermag die Einsichten der allgemeinen Vernunft mit der Kraft des allgemeinen Willens zu vereinigen, und zu erhalten;) *c*) Vernichtung eines großen Theils widerrechtlicher Privilegien gewisser Stände und Gesellschaften im Staat. Die fast gänzliche Vernichtung aller controllirenden Gewalten im Staat, vorzüglich aber der Landstände, dieser ächten Schutzwehren des Volkes (wie sie es wenigstens immer hätten seyn sollen und seyn können, aber freilich leider! meistentheils nicht waren,) gegen Tyrannen-Druck, war allerdings ein gewaltiger Stoß, den die bürgerliche Freiheit erlitt. Dagegen war es den Fürsten auch

leicht, die vielen kleinen Korporazionen im Staate, deren innere Einrichtung und Gewohnheitsvorrechte mit der allgemeinen Volksfreiheit in Widerspruch stand, und die oft eben so unzweckmäßigen Privilegien gewisser Provinzen und Städte aufzuheben, ihre verkehrten Gesetze anders zu modifiziren, und auf diese Art in das vielrädrige Getrieb der Staatsverwaltung mehr Einheit und schnellere Beweglichkeit zu bringen; ob es gleich am Tage liegt, daß die Monarchen in dieser Rücksicht zu nachgiebig oder vielmehr zu nachläßig gewesen, und insbesondere dem Adel, den sie überhaupt seit der Periode der stehenden Kriegsheere zu sehr begünstigten, mancherlei Vorrechte einräumten oder bestätigten, die sie ihm besser nicht bewilligt hätten. Dennoch bleibt die Vernichtung der Tyrannei des Adels, welcher, vor der Periode der festen Bildung und Selbstständigkeit des Mittelstandes, eine wahre Bassen- und Mamelucken-Horde gegen das arme Volk geworden war, ein wesentliches Verdienst der Monarchien um die Volksfreiheit: denn offenbar sind Millionen von Menschen freier unter dem eisernen Szepter eines einzigen Tyrannen, als unter dem von zehntausenden. *d*) Hoher Schwung der Nazionen durch große Regenten. Eine brittische Elisabeth, ein Czar Peter der Erste, ein Friedrich der Zweite, ein Joseph der Zweite ꝛc. wie beleben sie Handel und Verkehr, befördern Ackerbau, verbessern die Gesetzgebung, vertheilen die Auflagen gleichmäßiger, verscheuchen die Unwissenheit, wecken das schlummernde Genie, binden der unduldsamen Geistlichkeit die Hände — und alles dieß war gewöhnlich das Werk Einer guten Regierung. Werfen wir dagegen einen vergleichenden Blick auf den Wohlstand der blühendsten Republiken Europens, die Schweiz, Hol-

land, Venedig, im Gegensatz der blühendsten Monarchien, Britannien, Preussen, Dännemark, Oestreich, Frankreich, finden wir ihn beträchtlicher, finden wir ihn auch nur so groß und so allgemein verbreitet in jenen, als in diesen?

Selbst den Gemeingeist, der durch das Vorrecht der Bürger, an den Berathschlagungen über Volkswohl gemeinschaftlich Theil zu nehmen, angeregt werden muß, hat in unsern europäischen Republiken Aristokratism und Patriziat nur zu geringer Energie und Thätigkeit kommen lassen. Grober Volksstolz, mit Geist- und Herz-verengendem Eigennutz gepaart, waren die Hauptzüge des moralisch-politischen Charakters der europäischen Republikaner.

Mit Recht mögen wir also sagen: Die Aufklärung des noch nicht genug gebildeten Europa's im achtzehnten Jahrhunderte war zum Glück für die Menschheit mehr monarchisch, als republikanisch.

3. Festgestellte Regierungsformen.

Festigkeit und Dauerhaftigkeit einer Verfassung ist ein sehr wichtiges Stück. Denn wenn die politische Verfassung eines Landes der Boden ist, auf welchem alle Volkskultur gedeihen muß; so ist es ohne Zweifel heilsamer, daß die blühende Aernte selbst eines fehlerhaften und mittelmäßig fruchtbaren Bodens ungehindert und unzertreten wachsen kann, als wenn das fruchtbarste und ergiebigste Erdreich unaufhörlich zerwühlt, und die viel versprechendste Aernte vernichtet wird. Auch sagt es die Geschichte unwidersprechlich aus, daß selbst mit schlecht organisirten, nur nicht höchst verderbten Regierungsformen immer

noch ein nicht unbeträchtlicher Grad von Volksglück verträglich war. Alle und jede Verhältnisse, welche in einem solchen Staate die Menschen zusammenknüpfen, erlangen durch die Dauer festen Bestand, alle Geschäfte und Gewerbe regelmäßigen Gang. Der Kaufmann wird vielleicht uneingeschränktere Handelsfreiheit, der Handwerker wenigere Zunftgesetze, der Civilbeamte ansehnlichere Pension, der Gelehrte mehr Druck- und Lehrfreiheit wünschen; aber alles ist doch sicher, was sie für jetzt haben. Bei öfteren politischen Umwandelungen ist dieses nicht möglich. Freilich ist aber Dauer und Festigkeit der Verfassungen nur dann recht schätzenswerth und wohlthätig, wenn sie in Verbindung mit einer zweckmäßigen Organisazion erscheint.

4. Heilsamer und vielverschlungener Mechanismus aller bürgerlichen und staatswirthschaftlichen Verhältnisse. S. 88—102.

Der Verfasser erörtert die Art, den Einfluß und die Ursachen dieses Mechanismus, dieser vielfachen Verflechtung und Ineinandergreifung neu-europäischer Kultur- und Staatsverhältnisse. Sie macht zuvörderst den Herrschern Behutsamkeit zur Pflicht, sich keine plötzlichen oder gewaltsamen Umschaffungen zu erlauben. Freilich aber wirkte auch die Furcht, durch Abstellung gewisser lange herrschenden Mißbräuche in dem großen Getriebe der Staatsverwaltung Stockung hervorzubringen, mancher heilsamen Umänderung der Dinge entgegen, besonders, wenn die, welche Altes abstellen, und Neues einführen konnten und sollten, selbst zu viel Actien in dem Kapital hatten, welches angegriffen werden sollte. — Vermittelst jenes Mechanismus

erhalten ferner Privat-Interesse und Privat-Wohlstand immer festere Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von dem allgemeinen Staats-Interesse und Staats-Wohlstand. Nun ist zwar eine natürliche Folge davon diese, daß der Patriotismus und Gemeingeist verringert wird. Wem aber diese Verringerung wesentlicher Verlust für die Vervollkommnung der politischen Verfassung zu seyn scheint, der verkennt den großen Grundsatz aller Staatsverfassung: daß das allgemeine Wohl nichts für sich bestehendes, sondern gleichsam nur die runde Summe des einzelnen Bürgerwohls, als eben so vieler Posten in einem Addizionsexempel, ist. Im alten Rom war dieß freilich ganz anders. Hier war, wegen des fast gänzlichen Mangels an Nazional-Reichthum, der Bürger arm, sobald der Staat nicht mehr erobern und nicht mehr plündern konnte, statt daß bei uns in einem Staat, welcher zehn Millionen Einwohner zählt, bei jeder möglichen Umwandelung, wenigstens drei Millionen ungestört und ungehindert ihren gewöhnlichen Geschäfts- und Lebensgang fortwandeln können. — Es ist wahr, aus der verwickelten Vielfachheit unserer Kulturverhältnisse entsteht, besonders für das Geschäftsleben, eine Einförmigkeit der Denk- Empfindungs- und Handlungsweise, eine Einseitigkeit der Ansichten und Urtheile über Dinge und Menschen, eine Beschränktheit der menschlichen Entwickelung, welche unsrer wahren Bestimmung, der möglichvielseitigen und harmonischen Ausbildung aller Kräfte, widerspricht. Menschen von so eingeschränkter Lebensweise kennen und schätzen selten etwas anders, als ihr eigenes Geschäft; bei ihnen herrscht daher esprit de corps und Innungsgeist. Weit vielseitiger dachte und wirkte der alte Grieche und Römer; aber er

konnte eben deswegen so vielerlei seyn, weil er in seinem Wirken nur wenig seyn durfte, weil der Mechanismus aller Kultur- und Staatsverhältnisse Griechenlands und Roms sehr einfach war. Dafür aber dient auch die Mannigfaltigkeit und Verwickelung unsers Kultur- und Staatsmechanismus zur Vervollkommnung der Künste, Gewerbe und Wissenschaften; sie gewinnen an intensiver Vollkommenheit, und erheben sich dadurch so sehr über die Künste, Gewerbe und Wissenschaften der Griechen und Römer. Ueberdieß begünstigte bei diesen letztern die Vereinigung verschiedenartiger Talente auch zugleich den Hang zu Unruhen, und die Leichtigkeit, Andere in seine Parthei zu ziehn, statt daß bei uns jeder Stand, dem Einflusse Anderer weniger unterworfen, seinen Weg gern ruhig und gemächlich fortgeht, und sich nur desto enger der Welt der bürgerlichen Geschäftigkeit anschließt, in welcher Vernunft-Kultur, Sittlichkeit, Geschmack und Genuß, als in ihrer eigenen Sphäre, wirken. — Bei allem diesen hindert nichts, unsern Geschäfts- und Lebenskreis durch Schriften auch idealisch zu erweitern, ja selbst bis zum reinen Kosmopolitismus zu erheben.

5. Oeffentliche Ruhe und Sicherheit. S. 102 — 115.

Nur der Zustand ruhigen Erwerbs und Genusses ist einer harmonischen Ausbildung aller und jeder Kräfte der Menschheit günstig. Diesen gewann Europa besonders durch den Westphälischen Frieden. Gesetzmäßige Gerechtigkeitspflege, aufmerksame Polizei, und stehende Heere, von der einen Seite, und noch mehr von der andern die Leichtigkeit des Broderwerbs, die zahl-

lose Menge von Beschäftigungen des Fleißes und der Arbeitsamkeit, die auf die Leichtigkeit des Lebensunterhalts gegründete Liebe zum ehelichen und häuslichen Leben, mit welchem immer die Periode der moralischen Gesetztheit, der Precipitation aller unruhigen Kräfte und Leidenschaften anhebt, der eben hierdurch erzeugte Abscheu vor politischen Erschütterungen und Umwandelungen, endlich auch der durch fortschreitende Kultur immer allgemeiner werdende Geist der Humanität, sind die Ursachen jenes Zustandes der Ruhe; nur Kriege sind ihm nachtheilig, sowohl während ihrer Dauer, als auch nach ihrer Beendigung.

6. Wissenschaftliche Bearbeitung aller Zweige der Statsverwaltung. S. 115—140.

Wenn Griechen und Römer, wegen der Einfachheit der damaligen Kultur- und Staatsverhältnisse, der wissenschaftlichen Bearbeitung der Staatsverwaltung ohne großen Nachtheil entbehren konnten, obgleich sie, wie es scheint, zu gleichgültig dagegen waren; so machte hingegen die unendliche Zusammengesetztheit neu-europäischer Kultur- und Staatsverhältnisse, eine solche Bearbeitung nothwendig, unerlaßlich. Der Mangel derselben ward bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts drückend empfunden. Nur durch sie werden staatswirthschaftliche Gegenstände *a*) den Mißgriffen der Einfalt und den Kunstgriffen der Betrüger entrissen. Selbst die mißlungenen Versuche und irrigen Theorien dienen hier, wie überall, zur Auffindung der wahren, und Begründung der bessern: nur durch sie gewinnt *b*) die Behandlung jedes Zweiges der Staatsverwaltung an Sicher-

heit, Bestimmtheit und Schnelligkeit, und c) Nazional-Wohlstand und gesammte innere Verfassung der Staaten werden von dem guten oder bösen Willen der Fürsten und ihrer Minister immer unabhängiger und selbstständiger. Wer kennt nicht die Werke eines Adam Smith, Stewart, Arthur Young? wem sind die Bemühungen der Oekonomisten in Frankreich unbekannt, deren System, welches in den Genuß einer uneingeschränkten Freiheit die sichersten Aufmunterungen des Handels und des Erwerbfleißes setzte, welches die Völker von dem verderblichen Joch ungleich vertheilter Auflagen befreien sollte, und das ganze menschliche Geschlecht als eine große Bruderfamilie betrachtete, deren Harmonie kein Nazional-Interesse stören müßte, kräftig gewirkt hat, jene elende Politik verhaßt zu machen, welche Reichthum und Glückseligkeit einer Nazion nur durch Verarmung der benachbarten Schwesterstaaten, durch kleingeistige Maasregeln des ewigen Verbietens und Einschränkens, durch Strafen und Konfiskationen, hervorbringen zu können glaubt. Mit welchem Fleiße hat man, besonders seit den vier letzten Decennien, die Gegenstände des Ackerbaues, der Forsten, des Bergbaues, der Manufakturen und Fabriken, wissenschaftlich zu bearbeiten, fortdauernd Erfahrungen und Beobachtungen darüber zu sammeln, und Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, auf dieselben anzuwenden gesucht? Selbst die Anwendung des Wahrscheinlichkeits-Kalkuls auf Renten, Tontinen, Witt- wen- und Sterbe-Kassen u. d. m. ist, als Sicherstellung vor drohenden Uebeln der Zukunft, für die Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft höchst wichtig. Wie viel ist seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts über die europäische

Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege gedacht und geschrieben worden, über eine Gesetzgebung, in welcher gothische und römische Rechte und Gewohnheiten, christliche Religion und Feudalverfassung, sich sonderbar zusammenmischten, und durch mancherlei Rechte und Privilegien einzelner Provinzen, Städte, Korporazionen und Stände, sich noch verwirrter mischen mußten, und wobei alles in einem barbarischen Sprachgemenge abgefaßt war. Epoche macht hier das Preussische Gesetzbuch. Zu wünschen ist, daß die neueste Philosophie auch den praktischen Theil der Rechtswissenschaft noch mehr berücksichtige. — Wenn das so wichtige natürliche Staats- und Völkerrecht von griechischen und römischen Philosophen, in deren Werken man auch nicht einmal Spuren von Anerkennung, geschweige von Begründung allgemeiner Menschenrechte und von Einführung derselben in die Staatsverfassung findet, eben deswegen aus einem sehr unrichtigen Gesichtspunkte betrachtet wurde, wenn in folgenden Zeiten Freiheit und Menschenrechte unter dem Druck der Hierarchie und des Baronen- und Edelmanns-Despotismus erlagen, wenn die Gelehrten Europens, selbst nach allmähliger Bildung des Mittelstandes, nach schon allgemein verbreiteten wohlthätigen Wirkungen der Buchdruckerkunst, der Reformazion und des Protestantismus, über die Herausgaben und Commentare griechischer und römischer Schriftsteller, über die Religionsstreitigkeiten und Bibelerklärungen, das Studium der Menschen- und Völkerrechte, selbst seit den Zeiten des Grotius, vergaßen; so erhielt es desto mehr kraftvolle Bearbeiter im achtzehnten Jahrhundert.

7. Wirkliche Verbesserung der Staatsverwaltung. S. 140—179.

Das politisch-aufgeklärte Europa ist auch wirklich ein politisch-glücklicheres geworden. Zwar stellte sich oft der Einführung selchst der heilsamsten Verbesserungen eine unsägliche Menge von Hindernissen entgegen. Lange Gewohnheit, natürliche Trägheit der Menschen, Kabale und Intrigue der bei dem alten Bestand der Dinge interessirten Personen, Nothwendigkeit der Geldvorschüsse und Mangel daran, Besorgniß unvorhergesehener, aus der neuen Einrichtung entspringender Uebel, vorzüglich auch, zwangvolle Lagen des Staats in Hinsicht auf seine äusserlichen Verhältnisse — dieß ungefähr sind die gewöhnlichsten Hindernisse staatswirthschaftlicher Verbesserungen: dazu kommen noch von Seiten des Volkes selbst Unwissenheit, hartnäckige Anhänglichkeit an das Alte, Vorurtheile; ihm scheint jede Neuerung eine Verschlimmerung, weil es überall das Niederreißen eher sieht, als das Aufbauen, und die Nachtheile des ersten seiner Vorstellung näher liegen, als die Vortheile des letzten. So geschah's, daß in den Staaten Europens, im Jahrhundert der Aufklärung, oft richtige Grundsätze der Philosophen über Staatsverwaltung und Volksglück mit Barbarismen in der Ausübung neben einander statt fanden. Ueberall blieb die praktische Wirklichkeit hinter der bessern Erkenntniß zurück. Die grellsten und schneidendsten dieser Kontraste bot Frankreich bis auf die Periode der Revoluzion dar.

Dennoch giebt es keinen einzigen Staat in Europa, der nicht einige der wesentlichsten Verbesserungen, während des achtzehnten Jahrhunderts in seine politische Haushaltung aufgenom-

men hätte. Dahin gehören *a*) die Anlegung von Manufakturen und Fabriken, wobei man freilich oft die nöthige Rücksicht auf Klima, Preis der Materialien, und Leichtigkeit oder Schwierigkeit des Absatzes vergaß. (Zu den wohlthätigsten Manufakturen gehört die Linnen-Manufaktur. Das Alterthum hat den Erfindern des Säens und Pflügens Altäre erbaut; aber den Erfindern des Flachsbereitens, des Spinnens und Webens gebührte gewiß kein niedrigerer Altar.) *b*) Unschätzbarer Vorzug des achtzehnten Jahrhunderts bleibt es, einen so über alles wichtigen Gegenstand, als die Abstellung der Leibeigenschaft ist, lebhaft zur Sprache gebracht, dem Edeldenkenden das für die Würde der Menschheit Verdienstliche und Nothwendige, dem Eigennützigen die wesentliche Nutzbarkeit derselben vor Augen gestellt zu haben. Vielleicht finden bald auch andere europäische Sklaven einen so beredten Vertheidiger, als die Letten an Herrn Merkel gefunden haben. *c*) So viel auch in Absicht der von vielen Regierungen befolgten Handelsmaximen noch zu wünschen übrig seyn möchte; so sehr es zu bedauern ist, daß jene, durch Geldbedarf gezwungen, immer noch Monopole, und zwar von den unentbehrlichsten Bedürfnissen, sich selbst haben vorbehalten, oder einzelnen damit bevorrechteten Gesellschaften haben verstatten müssen; so häufig man auch über den Handel die Aufmunterung des Ackerbaues, dieser wahren Quelle der Nazionalmacht und des Nazionalreichthums, vergessen sieht; so verdienen doch nicht alle Länder gleichen Tadel, und es fehlt auch nicht an einzelnen lobenswürdigen Einrichtungen. Erfreulich unter andern ist dem beobachtenden Menschenfreunde die Sorgfalt unserer Regierungen für mögliche Schonung des Holzes und Holzbo-

dens, für den Anbau dieses so gemeinnützigen und allgebrauchten Naturprodukts, für mögliche Vertilgung des Raupenfraßes, für Auffindung und allgemeinern Gebrauch neuer Ersatzmittel des Holzes, z. B. Torf, Steinkohlen. *d*) Von einer sehr unvollkommenen Seite zeigen sich noch alle europäische Verfassungen in Rücksicht der Finanzen, welche den eigentlichen Gegenstand der politischen Haushaltungskunst ausmachen. Jene Unvollkommenheiten haben aber ihren Grund viel weniger in den Lastern, Nachläßigkeiten und Mißgriffen der Fürsten oder ihrer Diener, als in den unermeßlichen Bedürfnissen unserer Staaten. Nun würde zwar die Herbeischaffung der zu ihrer Bestreitung erforderlichen Einkünfte um vieles leichter und dem Volkswohl ersprießlicher seyn, wenn die Auflagen zweckmäßiger vertheilt werden könnten; aber gerade dieses verstattet bisher die ganze Bildungsart der Verfassungen nicht. Der Verfasser stellt hier eine Reihe pragmatischer Betrachtungen auf, über Auflagen; über den Druck der arbeitenden Klasse; über die mancherlei Freiheiten und Bevorrechtungen großer Korporazionen; über die Regie unter Friedrich II.; über die Stempelgebühren; über den Mangel allgemein eingeführter Maaße, Gewichte und Münzen; über vorsätzliche Münzverfälschungen, welche einige Regenten sich erlaubten; über den frevelhaften Mißbrauch der Erfindung des Papiergeldes, und die dadurch herbeigeführten verderblichen Staats-Uebel der Agiotage und des National-Bankerots; über die Lotterien. Aus allen diesen ergiebt sich das Resultat, daß bei dem unentwirrbar-chaotischen und regellosen der europäischen Finanzverfassung, in dem achtzehnten Jahrhundert, mehr die Finanzkunst verfeinert, als die Finanzverwaltung ver-

bessert worden, und daß ihm das einzige, aber höchst wichtige Verdienst bleibt, das Verhältniß der Einkünfte des Staats zu dem Volkswohl richtiger berechnet, den nothwendigen Zusammenhang zwischen beiden anerkannt, und dieß Prinzip in die Staatshaushaltungskunst eingeführt zu haben. Auch sind die jetzt in Europa herrschenden Fürsten, größtentheils, gute Oekonomen, und die Bedürfnisse des Staats sind also wenigstens von der Seite des fürstlichen Aufwands auf dem Wege der Verringerung. *e*) So lange stehende Heere unvermeidliche Uebel bleiben, und, nach der gegenwärtigen politischen Weltlage, als Grundsäulen der Sicherheit gegen Auswärtige betrachtet werden müssen, muß auch für deren Aufrechthaltung den Vorstehern der Staaten nichts zu kostbar seyn. Nur dürfen diese Schützer des Friedens nicht, wie es nur allzu oft der Fall war, in immer fertige Werkzeuge des Krieges verwandelt, sondern müssen, so viel es nur geschehen kann, wohlthätig gemacht werden. *f*) Gesetzgebung und Rechtsverwaltung. Diese machen die eigentliche Staatsverfassung für den großen Haufen der Nazion, d. h. für die arbeitende und dienende Klasse aus. Möglich größte Uebereinstimmung der Gesetze mit den allgemeinen Menschenrechten, möglich größte Vereinfachung und Einheit derselben, so wie Klarheit und Bestimmtheit ihrer Abfassung bilden ohne Zweifel das Ideal einer weisen Gesetzgebung. Wenn bei manchen bürgerlichen Gesetzgebungen immer noch mehr darauf hin gearbeitet werden sollte, daß Ungleichheit der Stände und Klassen nicht auch Ungleichheit vor dem Gesetz nach sich zöge; so ist hingegen in denjenigen Theil der Rechtswissenschaft, welcher sich mit der Bestrafung der Verbrecher beschäftiget, ein sehr glückli-

cher Geist der Philosophie und der Humanität eingedrungen. Die Abstellung der Tortur bleibt ein Ruhm des achtzehnten Jahrhunderts; und in den aufgeklärtesten Ländern wird nur das schwerste aller Verbrechen, Menschenmord, mit der Todesstrafe belegt. Nächst den Kriminalgesetzen sind diejenigen, welche die Prozesse betreffen, die wichtigsten. Weitläuftige und kostspielige Prozesse sind der Ruin der Bürger und des Staats; sie nähren die Zank- und Streitsucht. Unterdessen der Böse frevelt, der Gute fürchtet, der Arme verzagt, und es fast noch mißlicher ist, Recht zu suchen, als Unrecht zu thun, rabulisirt und sophisticirt der elende Sachführer, und wird in eben dem Maaß gefühllos für Recht und Unrecht, wie sein getäuschter Klient arm an Geld. Abstellung der sogenannten Advokaten ist als ein der Göttin der Gerechtigkeit wohlgefälliges Opfer anzusehen, welches ihr in manchen Ländern das achtzehnte Jahrhundert gebracht hat, zumal, wo gute Prozeßordnungen noch hinzukommen. Vereinfachung der Gesetze wird wegen der Zusammengesetztheit und zufälligen Entstehung unsers positiven Rechts schwer, aber nicht unmöglich seyn; Einheit der Gesetzvollziehung aber steht wegen der zufälligen Bildung unserer Staaten, und wegen der Bevorrechtung einzelner Provinzen und Korporazionen nicht zu hoffen. Klarheit und Bestimmtheit der Gesetze haben beträchtlich gewonnen, obgleich in Absicht auf die immer noch bestehende juristische Terminologie in Dekreten, Publikazionen u. s. w. noch mehr geschehen könnte. Auch wären Revisionen der Gesetzverwaltung, ihres Ganges und ihrer Leitung, des Grades ihrer Langsamkeit oder Schnelligkeit, ihrer Kostbarkeit oder Wohlfeilheit, eben so nothwendig und heilsam, als Revisionen der Gesetz-

gebung. Der Unterthan zieht aus jener noch unmittelbarern Gewinn, als aus dieser; die zweckmäßigsten Gesetze werden, bei einer verkehrten Rechtsverwaltung, immer noch vielfach brauchbares Werkzeug der Chikane seyn; und diese wurzelt tiefer in den Mißbräuchen der Rechtspflege, als in der Unvollständigkeit der Gesetze. — Eine große Verbesserung, sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht hat die Polizei erfahren. Unglück ist es, wo sie in gehäßige Kundschafterei (espionage) übergeht!

8. Besondere, obgleich eingeschränkt = thätige Theilnahme des Staats für Erziehung, für Kunst und Wissenschaft, und für Erleichterung des zufälligen Volkselendes. S. 179 — 203.

Von einer sehr günstigen Seite zeigt den Charakter der bürgerlichen Polizei Neu-Europens der Fortschritt des Menschengeschlechts in der Ausübung dieser unvollkommenen Pflichten. Der Staat hat über die Ausbildung der heranwachsenden jungen Bürger zu wachen. Bei den Griechen und Römern ward der Mensch nicht sowohl für sich selbst, als einzig für den Staat gebildet. Der Grundsatz jener alten Verfassungen war der: daß der Bürger um des Staates willen da ist: dagegen der Grundsatz jeder, der Entwickelung des Menschen allein angemessenen, Verfassung dieser seyn muß: daß der Staat um der Bürger willen ist. Wenn dort der junge Bürger gewöhnt wurde, sich bloß mit dem Staat zu beschäftigen, Beredtsamkeit auf der Tribune und Tapferkeit auf dem Schlachtfelde sich als das höchste ihm erreichbare Ziel vorzustecken, so entwöhnte er sich, in

eben dem Maaß, von den zarten Gefühlen der Eltern-, Gatten- und Kindesliebe, ohne deren sorgfältige Kultur keine wahre Ausbildung und Veredlung der Menschheit statt finden kann. Dort machte das besondere, von dem allgemeinen Interesse der Menschheit getrennte Nazional-Interesse es nothwendig, den Bürgern Haß und Verachtung gegen die übrigen Völker, die sogenannten Barbaren, einzuflößen; ja es wurde Ursache, daß ihre ganze statistische Verfassung auf die Existenz eines Sklavenstandes gegründet, die Verachtung alles Rechts und aller Pflicht der Menschheit bis zu einem unverzeihlichen Grade getrieben, Sklaven für Sachen, nicht Personen, angesehen, nur ihnen die Beschäftigungen des Bauers, des Handwerkers, des Kaufmanns und Künstlers überlassen, diese aber, eben deswegen, zum großen Schaden der Kultur, für verächtlich gehalten und hintangesetzt wurden. Daher jener Egoismus, jene Verachtung und Grausamkeit gegen alle übrige Nazionen und Verfassungen; daher eine gewisse Sittenrohigkeit, die überall die Begleiterin der Vernachläßigung häuslicher Tugenden ist, und mitten durch den griechischen Atticismus und römische Urbanität, grell hindurch schimmert; daher endlich die Vernachläßigung derjenigen Künste und Wissenschaften, (denn zur Förderung schöner Künste, oder auch eines philosophischen Systems reicht das Genie eines einzigen Mannes oder weniger Geister zu,) deren Vervollkommnung nur durch eine Mrnge von Geistern, welche ihren Fleiß, ihren Scharfsinn und ihre Zeit ausschließend darauf verwenden, erreicht werden kann. Jene einseitige politische Tendenz der Griechen und Römer hinderte also die Kultur der technischen Künste, z. B. der Manufakturen und Fabriken, hinderte die

wissenschaftliche Bearbeitung der Finanz- und Kameralsachen, hinderte die Erweiterung der Erfahrungswissenschaften, als der Physik, Chemie, Naturgeschichte, angewandten Mathematik. Der Anbau derselben fand wegen der einseitigen Ueberschätzung der Staats- und Kriegsgeschäfte wenig Achtung und Aufmunterung, und eben deswegen auch wenige Liebhaber. Freilich trugen die Unvollkommenheit der Schifffahrt, der Mangel eines ausgebreiteten Völkerverkehrs, der Mangel künstlicher Werkzeuge, und der Buchdruckerkunst u. d. m. auch das ihrige dazu bei.

Einen von der griechischen und römischen Erziehung durchaus verschiedenen Charakter trägt unsere neu-europäische Erziehung: nämlich den einer mehr auf Ausbildung des Menschen als des Bürgers, mithin mehr auf allgemeines Interesse der Menschheit, als auf Staatsinteresse berechneten. Seit der Einführung des Christenthums hielt man den Unterricht in der Religion vor allem andern für nothwendig; dieser wurde natürlich den Händen der Priester anvertraut, und blieb, mit geringer Ausnahme, bis auf unsere Zeiten in geistlichen Händen. Die vornehmere Erziehung war die der Geistlichen und Mönche, welche, außer dem Unterricht in der Religion, insbesondere auch die lateinische Sprachfertigkeit, als das einzige Mittel, zur Kenntniß der Theologie und der Patristik zu gelangen, befaßte. Und da die lateinische Sprache durch die Geistlichen, als die damaligen Wortführer der Fürsten in ihren politischen Verhandlungen, besonders aber auch durch das Studium des römischen Rechts, und wegen der äußersten Rohigkeit und Unzulänglichkeit der damaligen Sprach-Idiome, als die höhere Geschäftssprache

allgemein eingeführt war, so bestand auch die Erziehung des gebildeten Theils der Nazion, so wie der Fürsten selbst, außer einem scholastischen Religionsunterrichte, größten Theils nur in der Erlernung der lateinischen Sprache. Desto mehr fiel man in der Folge über die römischen, und nebenher auch die griechischen Schriftsteller her. Diese wurden auf Schulen und Universitäten dem Jugendunterricht angeschlossen, und waren seit der Reformazion die Hauptgrundlage der Erziehung der gebildeten Stände. Erst seit zwei Decennien wurde der encyklopädische Unterricht, jedoch noch lange nicht allgemein genug, eingeführt. Aus allem diesem erhellet genugsam, daß der Zweck unserer Erziehung von je her mehr auf Menschenbildung, als auf Staats-Interesse berechnet war. Der neu-europäische Jüngling wird in der Schule nicht zum Demagogen, sondern zum moralischguten Menschen, zum brauchbaren Geschäftsmann, zum Liebhaber und Anbauer dieser oder jener besondern Wissenschaft, erzogen.

Dieser, von aller politischen Tendenz entfernten, Erziehung verdanken wir größtentheils den fleißigen Anbau der verschiedenen Felder der Wissenschaft, den herrschenden Geist der Lektüre, den Geist der Humanität und der Philosophie, der nach und nach alles durchdringen und beleben muß.

Würden wir aber nicht wohl thun, dem fast nur weltbürgerlichen Charakter unserer Erziehung eine gewisse politische Tendenz zu geben? Allerdings; dann würden wir nicht bloß Kaufleute, Gelehrte, Krieger, sondern patriotische Kaufleute, patriotische Gelehrte, patriotische Krieger haben. Daher sollte Kenntniß der Landesverfassung, der Landesgesetze, der Landesprodukte, so wie Kenntniß der patriotischen Geschäftsmänner der Inhalt

eines speciellen Schulbuchs für die Jugend jedes Staates seyn.

(So lange dieses nicht geschieht, so lange der junge heranwachsende Mensch nicht von den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft unterrichtet und überzeugt wird; so lange er nicht die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit von bürgerlicher Regierung, von Gesetzen, von obrigkeitlicher Gewalt, einsieht; so lange er es nicht für Ehre und Glück hält, ein Mitglied einer solchen Gesellschaft zu seyn; so lange wird er auch Staat, Vaterland und Mitbürger für bloße Mittel und Werkzeuge zur Beförderung seines Privatinteresse ansehen; wird, nur immer der natürlichen Gleichheit der Menschenrechte eingedenk, die bestehende so große Ungleichheit der Stände unbegreiflich finden; wird sein Herz nie von Gemeingeist und Patriotismus belebt fühlen; wird endlich, des unzähligen Guten, was der Staat ihm gewährt, vergessend, und mit seiner Aufmerksamkeit nur auf die sich noch vorfindenden, oft für jetzt unvermeidlichen, Uebel gespannt, in seinem Innern einen beständigen Hang zur Unzufriedenheit nähren, oder wohl gar in einem stürmischen Umschwunge der Dinge den Grund zur Hoffnung einer bessern Zukunft zu finden wähnen.)

Ausgezeichnet hat sich übrigens das achtzehnte Jahrhundert durch Errichtung so vieler militärischen Schulen, durch die Absonderung der eigentlich gelehrten von Bürger- und Erwerbschulen, durch Einführung der Mädchenschulen; nur blieb es dabei noch eine traurige Wahrheit, daß kein Staatsbedienter schlechter besoldet ward, als der Schulmann. Auch wissenschaftliche Institute, sowohl Universitäten, als besonders auch soge-

nannte gelehrte Akademien sind im achtzehnten Jahrhundert in Menge gestiftet worden; preiswürdig und für das Ganze ersprießlich waren vorzüglich auch die errichteten Kunst- Mahler- und Architekten-Akademien, diese Pflegerinnen des Genies, das ohne fürstliche Freigebigkeit selten Aufmunterung findet. Ein großer Ruhm für das achtzehnte Jahrhundert bleibt es, die Unterrichtsmethoden, wenigstens in mehrern Ländern, ungemein verbessert, und der ganzen Pädagogik einen der Entwickelung des Menschen viel angemessenern und heilsamern Weg gebahnt zu haben.

Ausgezeichnet hat sich ferner eben dieses Jahrhundert durch die vielen Anstalten zur Erleichterung des zufälligen Volks-Elendes. Welche Pracht-Denkmäler der Humanität sind die Hospitäler, die Armen- Kranken- und Waisenhäuser in London, Paris, Wien, Berlin, Hamburg, Bamberg, und so vielen andern Städten Europens! (Wie wohlthätig sind die Institute für Blinde, und Taubstumme, in Paris, Wien, Berlin, Leipzig, und andern Orten!) Welcher schöne Zug in dem Charaktergemählde des achtzehnten Jahrhunderts bleibt es, die Armenpflege zu einem Gegenstande wissenschaftlicher Bearbeitung und Berechnung gemacht zu haben! Wie viel verdankt die Menschheit nicht den Arbeitshäusern, in welchen dem müßigen Landstreicher, so wie dem arbeitsamen Fleiße, Beschäftigung angewiesen, Erwerbfleiß und Sittlichkeit zugleich befördert werden! Hingegen wäre zu wünschen, daß die Beiträge des Staats für die Wittwen-Verpflegungsanstalten weniger kärglich ausfielen, und daß insbesondere auch auf die Verheirathung erwachsener Töchter, und auf die Versorgung alter Jungfern mehr Bedacht genommen würde.

Und welcher spekulative Kopf erwirbt sich das Verdienst um die Menschheit, ein gründliches Kredit-System auszudenken, wobei der angehende oder auch heruntergekommene Kaufmann oder Landwirth oft mit einer kleinen Summe sichern, oft großen Gewinn machen könnte, und aller übermäßiger Wucher verhütet würde!

9. Religionsduldung. S. 203—214.

Wie kann man doch nicht jede Religion im Staate dulden, welche dem Regenten den Gehorsam nicht versagt, und dem Moralgesetze nicht widerspricht! Bis jetzt ist Toleranz mehr nach philosophischen Grundsätzen entwickelt, nach ihrem wohlthätigen Einfluß auf Landeswohl erörtert und angepriesen, als in Europens Staaten allgemein eingeführt. Mit schauderhafter Konsequenz deutete der Katholizismus das christliche Religions-Dogma, welches als von der Gottheit selbst, und im Gegensatz von allen bekannten Religionen der Erde, geoffenbart und ausgesprochen, von der philosophirenden Vernunft anerkannt, und zum Heil unsterblicher Geister unentbehrlich-nothwendig, nichts geringeres, als gänzliche Abstellung aller übrigen Religionen und möglich-größte Verbreitung ihrer selbst fordert. Wo und so lange die Regenten unter dem Einfluß der herrschenden Geistlichkeit standen, ward dieser Grundsatz natürlich auch Staatsmaxime, und Intoleranz zur Religionspflicht. Der stärkste Haß der Kirche, die sich die allein seligmachende dünkte, war gegen die von ihr abgefallenen christlichen Sekten gerichtet; diese schienen ihr bösen Willen zu verrathen, zumal, da jene Kirche durch dieses Schisma große Einbuße an politischen und kanoni-

schen Vortheilen erfuhr. Wer kennt und verabscheut nicht die für das Wohl und für die Moralität der Menschheit schrecklichen Folgen dieser Denkart! Traurig ist es, daß selbst Protestanten, zwar minder häufig, und minder drückend, aber doch oft und drückend genug, nicht nur gegen Katholiken, sondern auch gegen einander selbst, ähnliche Gesinnungen hegten.

Die denkwürdigste und an heilsamen Folgen fruchtbarste Begebenheit für die Aufklärung des katholischen Europa ist vielleicht der Sturz des Jesuiten-Ordens. — Die unverzeihlichste aller Unduldsamkeiten, womit sich alle christliche Partheien bis auf den heutigen Tag befleckt haben, ist die gegen die jüdische Nazion, welche in allen christlichen Ländern von dem Genuß der Bürgerrechte auf die kränkendste Weise ausgeschlossen, und durch die einzigen Erwerbsquellen, welche man ihnen offen gelassen, Kleinkrämerei und Wucher, zu Elend und Unsittlichkeit verurtheilt, und so ein lebendiger Ankläger der menschenfeindlichsten Unduldsamkeit der Religion der Liebe blieb. Ein nachahmungswürdiges Beispiel für alle christliche Staaten ist die politisch-edle Nachgiebigkeit des Dänischen Staats zur Bewilligung des Genusses der Bürgerrechte an dieß Volk, auch ohne die harte Bedingung der Entsagung des Glaubens ihrer Väter. Aber ihren festesten Thron hat die Toleranz in den Nordamerikanischen Freistaaten errichtet.

10. Publizität oder Oeffentlichkeit der Beurtheilung aller herrschenden Mißbräuche des Staats und aller Maaßregeln der Staatsbeamten, durch den Druck. S. 214–219.

Der Fortschritt des menschlichen Geschlechts zur vollkomm-

nern Ausbildung geschieht auf dem Wege der Erkenntniß des Schlechtern und des ihm entgegengesetzten Bessern. Diese Erkenntniß erzeugt den Wunsch, der Wunsch das Bestreben, sich des erstern zu entledigen, sich Besitz und Genuß des andern zu verschaffen. Zu dieser doppelten Erkenntniß gelangen die Menschen nicht leichter, als durch die öffentliche Mittheilung ihrer Ideen vermittelst der Druckerpresse. Ihr, dieser Oeffentlichkeit, verdankt unser Zeitalter einen großen Theil zerstreuter Vorurtheile und abgestellter Mißbräuche in jeder Gattung öffentlicher Angelegenheiten; ihr verdankt es gewiß auch eine, freilich nicht genau anzugebende, aber wahrlich nicht unbeträchtliche Summe unterlassener Thorheiten und Vergehungen manches Fürsten und seiner Diener, so wie vieler Privatpersonen gegen öffentliche Sittlichkeit, (ihr auch verdanken wir die Kenntniß so vieler aus der Dunkelheit hervorgezogenen, und zur Nachahmung aufgestellten Beispiele). Zu bedauern ist es, daß der Mißbrauch, welchen manche zügellose Schriftsteller von der Schreibfreiheit gemacht, selbst einigen weisen und guten Regenten eine gewisse Aengstlichkeit und Bänglichkeit über den Gebrauch dieses unschätzbaren Vorrechts denkender Geister eingeflößt zu haben scheint. Nichts kann gleichwohl guten Regierungen so einzig das öffentliche Zutrauen sichern, als die Oeffentlichkeit, dieses Palladium der Menschheit und jeder ihrer heiligen Ansprüche.

11. Milde der Regierungen. S. 219—227.

Diese ist gewissermaaßen das Resultat der bisher erwähnten Eigenthümlichkeiten der europäischen Verfassungen. Mit geringer Ausnahme sieht man durchgängig den großen Grundsatz

anerkannt, daß die Menschen nicht für den Staat, sondern der Staat für die Menschen gemacht ist; daß Fürsten und Völker kein getrenntes oder entgegengesetztes, sondern ein gemeinschaftliches Interesse haben; daß jene eben so wenig zu den ersten Genießern und Schwelgern im Staat, als diese zu fröhnenden Lastthieren und Werkzeugen fürstlicher Schwelgerei gebohren; sondern jene zur väterlichen Vorsorge für das allgemeine Landeswohl berufen, diese nur unter der Bedingung einer ungekränkten Erhaltung der Sicherheit ihrer Rechte zum Gehorsam verpflichtet sind. Friedrichs II., dieser Zierde des achtzehnten Jahrhunderts, unsterbliche Werke werden immer das Buch der Weisheit für die Könige und der Kodex heiliger Rechte für die Völker bleiben.

12. Allgemeiner Wunsch und Streben nach Verbesserung der bürgerlichen Lage des Menschengeschlechts. S. 227—231.

Der kultivirtere Mensch war immer der unzufriedenere: denn seine Bedürfnisse sind mannigfaltiger, (ihre Befriedigung, da er Ungerechtigkeit scheut, schwerer), seine Begierden sind schärfer gereizt, seine Ideale des Bessern gespannter und vielseitiger. Und da kein anderes Verhältniß so sehr den ganzen Menschen befaßt und von allen Seiten auf ihn einwirkt, als das politische, so waren es auch immer Wünsche und Plane für dieses, was ihn vorzüglich beschäftigte. Selbst die Weisesten des Alterthums und der neuern Zeiten stellten Ideale möglich vollkommener Staatsverfassungen auf. Und zu welchen schönern Idealen könnte sich auch der menschliche Geist empor schwingen, als zu

solchen, durch deren Verwirklichung das Heil von Millionen, das Heil ganzer Jahrhunderte für immer gegründet werden würde? Wahrlich! nicht werth des Jahrhunderts der Aufklärung und der Philosophie würden alle denkende und empfindende Menschen unserer Tage seyn, wenn sie nicht mehr als jemals von Wünschen und Bestrebungen für eine verbesserte Lage der menschlichen Gesellschaft beseelt würden. Eben diese politischen Wünsche sind ein unwidersprechlicher Beweis für die Fortbildung des Menschengeschlechts. Diese schon durch den allgemeinen Geist der Aufklärung so vorzüglich begünstigten Wünsche mußten noch mehr geweckt und belebt werden durch die Regierung Friedrich II., durch Josephs II. kühne Staatsreformen, durch die Befreiung der nordamerikanischen Provinzen, durch die in ihrer Art einzige französische Revoluzion. Daher nährte zu keiner andern Zeit eine so große Menge von Menschen solche Wünsche: zu keiner andern Zeit hatten die Menschen ein so klares Bewußtseyn, daß ihre politische Verfassung besser seyn könne. Denn, nicht zu gedenken, daß Irrthümer, Mißgriffe und Mißbräuche der Staatsverwaltungen nie so allgemein aufgedeckt, Betragen und Maaßregeln der Fürsten und ihrer Diener nie kühner beurtheilt wurden, wie klar und bestimmt sind nicht die Verbesserungen, welche uns die wissenschaftlichen Werke in allen Zweigen der Staatsverwaltung vorzeichnen? Zu keiner andern Zeit endlich unterhielten die Menschen ein so edles Bewußtseyn, daß es anders seyn sollte. Denn nie ward Recht der Menschheit so allgemein anerkannt; nie erregte schnöde Unterdrückung und Verachtung derselben so empörende Gefühle. Und dieß ist wieder eine ganz natürliche und unausbleibliche Folge der zunehmenden Auf-

klärung. Die schönste Art der Befruchtung, welche ihr Strahl hervorbringt, ist die Belebung des moralischen Gefühls und der Würde unserer Natur: dieß Gefühl aber kann sich nicht regen ohne hohe Ansprüche und Forderungen an diejenigen, welche uns Gebrauch und Genuß unserer natürlichen Rechte gewähren oder versagen, und die Würde unserer Natur so ins Große ehren oder erniedrigen können.

(Ich setze zu diesen sehr richtigen Gedanken des würdigen Verfassers nur noch hinzu, daß zu ächter politischer Aufklärung auch die Einsicht und Ueberzeugung gehöre, 1) daß eine, selbst die beste, Reform oder Umänderung der Dinge nicht eher anzurathen sey, als bis die Nazion reif genug ist, theils das Gute derselben einzusehen und gehörig zu schätzen, theils zweckmäßigen Gebrauch davon zu machen; 2) daß gewaltsame Revoluzionen, einseitig unternommen, immer ein unbesonnenes Wagstück sind, bei welchem man die Wohlfahrt des Ganzen so wie des Einzelnen auf das Spiel setzt, und weder die Größe und Menge, noch die Dauer und das Ende der bürgerlichen Stürme und Ungewitter berechnen kann. Beide, Regent und Volk zusammen, müssen in glücklicher Eintracht das Werk der Reform beginnen und vollenden; nur muß der Regent dem allgemeinen und billigen Wunsche seines Volkes nicht zu weit hinten nach bleiben.)

13. Wirkung der französischen Revoluzion auf den politischen Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Verfasser giebt zwar die Ursachen dieser der hinlänglichen Reife des französischen Volkes zu weit zuvorgeeilten Revo-

luzion, so wie die nächsten schauderhaften Folgen derselben sehr gut und richtig an; er zeigt, wie unglaublich viel sie beigetragen hat, die Aufmerksamkeit aller Völker Europens auf die Verbesserung der Staatsverfassungen zu richten, oft aber auch unruhigen Sinn für Weltbürgersinn halten zu lassen, wie viel sie beigetragen hat das furchtbare Geheimniß der Volksgewalt zu enthüllen u. d. m.; da aber der große Gesichtspunkt, von welchem aus der Gegenstand hier betrachtet werden müßte, der Vor- oder Rückschritt unseres Geschlechts zu seiner Vervollkommnung ist, und die entferntern und dauerndern Wirkungen und Folgen jenes Umschwungs der Dinge erst dem neunzehnten Jahrhundert angehören werden; so habe ich am besten zu thun geglaubt, diesen Abschnitt nur anzudeuten. Er macht zugleich im Ersten Theile dieses geistvollen Werkes den Schluß des Ersten Buches aus, welches von der politischen Kultur handelt. Die drei übrigen Bücher, von dem moralischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Kultur-Charakter des achtzehnten Jahrhunderts nehmen zusammen wenig mehr Raum ein, als das dem Leser hier nun schon näher bekannt gemachte Erste Buch.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Leipzig, bei Hartknoch: Kalligone. Vom Angenehmen und Schönen. J. G. Herder. Erster Theil. 1800. kl. 8. 267 S. — Von Kunst und Kunstrichterei. Zweiter Theil. 276 S. — Vom Erhabenen und vom Ideal. Dritter Theil. 290 S. (2 thlr. 16 Gr.)

Von einem Herder ließen sich auf dem Gebiete der Untersuchung, welchem das vorliegende Werk gewidmet ist, allerdings solche feine und treffende Bemerkungen, als man hier findet, erwarten, ob sie gleich nicht ganz frei und unbefangen, sondern vorzüglich aus polemischen Beweggründen mitgetheilt werden mochten. Der Verfasser tritt nämlich in dieser Schrift mit Einwürfen gegen Kant's Kritik der ästhetischen Urtheilskraft auf. Ohne uns in eine Prüfung seiner Gegenbehauptungen, die sich oft auf Misverständnisse und Misdeutungen gründen, bisweilen aber auch als Berichtigungen und nützliche Winke Dank verdienen, einzulassen, wollen wir uns, dem Zweck dieser Zeitschrift gemäß, auf eine gedrängte Darstellung des lehrreichsten Inhaltes der Kalligone beschränken, und Zurechtweisungen uns nur im Vorbeigehen erlauben, wo es in der Kürze geschehen kann.

Erster Theil.

Vom Angenehmen und Schönen.

1. Vom Angenehmen der untern Sinne. (S. 5—30.)

Angenehm ist, was unser Sinn gern annimmt, was ihm genehm d. i. angemessen ist, was er im Empfangen genehmigt. Unangenehm, was ihm widert, was, seiner Organisation nicht gemäß, ihn stört oder zerstört. Dieß gilt von jedem Sinn. Der Schmerz ängstiget, d. i. er verengt unser Daseyn, schneidet, zermalmet. Wir sprechen von einem brennenden, drückenden, quälenden, kochenden Schmerz, von einem zerreissenden, beklemmenden, das freie und fröhliche Daseyn anfeindenden Zustande. Angenehm ist, was unser Daseyn erweitert, frei macht, erfreuet. Mit dem schauderhaften Vorgefühl unangenehmer Empfindungen waffnete uns die Natur gegen die Anfälle des Unangenehmen. Abscheu ist das Zurücktreten vor dem Widrigsten, vor dem, was uns Untergang drohet. Das Angenehme vergnügt nicht nur, sondern das Innigst-Angenehme erweitert, stärkt mein Daseyn, ist mein lebendiges gefühltes Daseyn selbst. Wohlseyn begehren wir alle, und angenehm ist, was dies Wohlseyn in jeder Art fördert. Zur Erhaltung unsers körperlichen Daseyns gab uns die Natur prüfende Sinne, Geruch und Geschmack. Widerung und Ekel heißt die heftige Empfindung, die uns mittelst dieser Sinne vor Uebel, Krankheit und dem Tode bewahret. Schauder, Grausen, Abscheu können Dichter in ihre Gemählde mischen, selbst theatralische Dichter können sie mit Vorsicht gebrauchen. Verschlossen aber ist die Pforte der schönen Künste dem Ekel. Seine Darstellung wird, wenn sie nicht wirkt, lächerlich; wenn sie wirkt, widrig. Wir können Ekel erregen,

aber nicht dämpfen; der Einbildungskraft bleibt er oft unaustilgbar. Der erste Schritt zur Kultur ist Vermeidung des Ekelhaften. Wo Kerker und Krankenhäuser, wo Straßen und Gassen, Häuser, Schulen und Tempel Wohnungen des Ekels sind, wie könnte Städten noch der Name, ich will nicht sagen, einer kultivirten, sondern nur einer aus Unrath und ansteckenden Dünsten hervorgetretenen Menschheit bleiben? Fast immer haben geistige Menschen angenehme Gerüche geliebt; der Athem einer Frucht erquickt sie mehr, als andre das Zermalmen derselben zur Speise. Dem Geruch entlehnten die scharfsinnigsten Nazionen ihre Bilder von der Sagacität des spürenden Kopfs, des reinen Gehirns, des aufstrebenden Muths und Verstandes.

Geschmack soll bezeichnen, daß jeder seiner eignen Empfindung des Angenehmen folge. Geschmack soll Wächter zu Erhaltung unsrer Gesundheit seyn. Auch im Geistigen soll uns das Ungenießbare anekeln. Gesunde Nahrung soll unser Geschmack dem Geiste zuführen. Sapere aude!

Auch bei den gröbsten Sinnen ist ihr Angenehmes ein ihnen harmonisches Gute, das zur Erhaltung unsers Seyns und Wohlseyns dient; das Unangenehme dagegen ein ihnen feindliches, dem Körper unzuträgliches Fremde, gegen welches eben diese Sinne mit ihren Empfindungswerkzeugen Wächter und Abwehrer abgeben. Auch das Sinnlichst-Angenehme erscheint als eine Mittheilung des Wahren und Guten, sofern es dieser Sinn fassen kann; die Empfindung der Lust und Unlust dabei als eben das Gefühl des Wahren und Guten, daß der Zweck des dienenden Organs, Erhaltung unsers Wohlseyns, Abwehrung unsers Schadens, erreicht sei.

Anmerk. Herr H. bestreitet Kant's Unterscheidung zwischen objektiver Empfindung und subjektiver, zwischen eigentlicher Empfindung und bloßem Gefühl, ohne befriedigenden Grund. Die grüne Farbe der Wiese z. B. ist doch etwas anders, als ihre Annehmlichkeit; jene ist Empfindung, welche auf den Gegenstand bezogen wird und zur Erkenntniß gehört; die Annehmlichkeit besteht in einer bloßen Beschaffenheit meines Zustandes, welcher sich unmittelbar nur fühlen läßt, und bei dessen Veränderung der bloße Gegenstand der Erkenntniß immer derselbe bleiben kann. Daß jede Empfindung im Grunde subjectiv (im Empfindenden, nicht im Object) sei, giebt gewiß Kant dem Verf. am ersten zu; dieß schließt aber ihre objective Beziehung in der Wahrnehmung nicht aus. Die grüne Farbe erscheint mir als Etwas außer mir, und gehört zum Stoffe meiner Wahrnehmung, zur Materie meiner Erkenntniß, welche K. Empfindung schlechthin (oder objective) nennt; ihren wohlthätigen Eindruck aber kann ich nur in mir selbst finden, in meinem Zustande fühlen. Dieses Gefühl ist etwas blos Inneres und zugleich Subjectives, welches nur erst durch den Verstand mittelbarerweise zu einem Objectiven und zum Prädikate von einem Gegenstande gemacht werden kann. — Richtig sagt übrigens Herr H.: „Empfinden heißt Etwas sich „innig anfinden, den Fund sich zueignen; dieß setzt immer ein „Objekt, das ich finde (und wäre es in mir selbst Etwas) zum „Grunde."

Den Ausdruck Gefallen in Kant's beiläufiger Erklärung des Angenehmen („angenehm ist, was den Sinnen in der Empfindung gefällt") nimmt Herr H. in einer Strenge, die ihn freilich tadelswerth macht, weil Gefallen nach Kant selbst ein Ur-

theil bedeutet, von welchem bei dem bloßen Sinnengenuß nicht die Rede ist.

Wenn Herr Kant mit Berufung auf das Sprichwort „Hunger ist der beste Koch" bemerkt, daß das Interesse der Neigung bei dem Angenehmen die Freiheit, nach wahrem Geschmack zu wählen, aufhebe, und daß nur nach schon befriedigtem Bedürfniß unterschieden werden könne, wer unter Vielen Geschmack (in edlerer Bedeutung) habe oder nicht, so stellt Herr H. die ganz und gar nicht hieher passende Erklärung dawider auf: „ein „Geschmack nach befriedigtem Bedürfniß ist Leckerei." Warum Herr H. der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft ihre Unterscheidungen zwischen dem Angenehmen, Schönen und Guten verweiset, ungeachtet er die Unterschiede selbst zugeben muß, und keine befriedigenderen Unterscheidungsgründe angiebt, ist schwer einzusehen. Uebrigens hat Kant nie geleugnet, sondern vielmehr selbst gezeigt, daß die verschiedenen Arten des Wohlgefallens und Vergnügens sich unter einander oft verbinden, daß das Schöne interessire, ungeachtet nicht alles Interessante schön sei, u. s. f. Ohne in Abrede zu seyn, daß Schönes, Gutes und Angenehmes unsre Neigung reizen könne, wollte er nur vornehmlich die Eigenthümlichkeiten dieser Objecte des Vergnügens und Wohlgefallens rein bestimmen, wie es der Zweck einer Kritik des Geschmacks erforderte. Daß aber weder das Interesse der Erkenntniß, noch der allgemeine Trieb nach Wohlseyn zur Erklärung jener charakteristisch-verschiedenen Gemüthsäußerungen hinreiche, leuchtet wohl auch dem Herrn H. ein.

---

2. Vom Angenehmen in Gestalten. (S. 33—78.)

Die Natur gab uns umfassendere Sinne, Gesicht und Gehör. Auch der Sinn des tastenden Gefühls wird mit Unrecht zu den gröbern Sinnen gezählt. Nicht blos als Helfer und Prüfer steht er dem Gesicht und Gehör bei; jenem giebt er sogar seine festesten Grundbegriffe, ohne welche das Auge nur Flächen, Umrisse und Farben wahrnähme. — Gäbe nicht auch vielleicht das tastende Gefühl, mit Wohlgefallen des innern Sinnes, uns Begriffe vom Schönen? Die Unannehmlichkeiten des Scharfen, Spitzigen, Rauhen u. s. f. gehören dem gröberen, dem sich bewahrenden Gefühl, also nicht hieher. Aber das tastende Gefühl nimmt Linien wahr. Die gerade Linie ist die Linie der Festigkeit. Der Cirkel, zur Kugel körperlich erweitert, kündigt dem tastenden Gefühl, wie dem Auge, Bewegung an; die Kugel ist ein Symbol der leichtesten gleichmäßigsten Bewegung, wie der Würfel ein Bild der höchsten Festigkeit. Das ausdrückendste Bild der aufwallenden Bewegung ist die Flamme. Alle Linien der Schönheit finden sich zwischen der Kreis- und der geraden Linie, und jede nähert sich in dem Maaß, als sie an Festigkeit oder an Bewegung Theil nimmt, jener oder dieser. Der an sich unbestimmte und willkührliche Name Schlangenlinie für die Schönheitslinie drückt eine sanfte oder stärker fortschießende, endlich eine heftige Bewegung aus. — Die Wohlordnung einer Mitte zu ihren beiden Seiten nennen wir Symmetrie, auf welcher die ganze Eurythmie der Baukunst beruht, und welche in allen Gestalten der Natur, in denen es einen Mittelpunkt oder eine Mittelgestalt giebt, die Herrscherin ist, die auf beide Seiten hinaus ordnet. Auch der Blinde ertastet sie mit Vergnügen.

Resultat: Wohlgestalt, gefällige Form der Körper ist eine Verbindung ihrer Theile zu einem Ganzen, das dieser Körper seyn soll, sofern sie unserm tastenden Gefühl oder unserem Auge, das dem Finger unendlich zarter nachtastet, ein sanftes Gefühl ihrer Ein- und Zusammenstimmung geben. Je näher der geraden Linie, desto mehr bezeichnet des Körpers Gestalt Festigkeit; je biegungsreicher oder gebogener seine Formen, desto mehr, auf- oder abschwingend, sind sie Ausdruck seiner Bewegbarkeit. Keine Linie, keine Gestalt und Umgränzung der Natur ist ein willkührliches Spiel; an Körpern ist sie, dem tastenden Sinn sogar, reeller Ausdruck ihres Wesens, ihres Seyns, zusammengesetzt aus Solidität und aus Kräften, in Rücksicht auf Ruhe und Bewegung. Wo Regeln einander einschränken, so daß, was nach Einer Regel zunimmt, nach einer andern abnehmen muß, wird immer ein Maximum oder Minimum, nach Rücksicht auf Mittel und Zweck, in Ruhe oder in Bewegung. Die sinnliche Wahrnehmung dieses Maximum in allen dahinstrebenden Mitteln und Kräften ist das Gefühl der Vollkommenheit eines Dinges, seine Schönheit.

Anmerk. Nun fährt der Verfasser fort die Kantische Charakteristik der reinen Geschmacksurtheile, sogar unter dem Bilde einer sitz- und bodenlosen Sänfte, zu verspotten. Ein Spott, der keinen Unbefangenen, welcher in den unentstellten vollständigen Sinn jeder Charakteristik eingedrungen ist, in seiner Achtung für dieselbe wird irre machen können. Einem solchen wird es einleuchten, daß das ursprüngliche bloße Wohlgefallen an Schönheit von keinen Begriffen, sondern von der unmittelbaren Auffassung und Wahrnehmung der Form des Gegenstandes

ausgehe, sich auf keine Ueberlegung seiner Zweckmäßigkeit, sondern auf das bloße Gefühl seiner Angemessenheit für die Erkenntnißvermögen stütze, und diese harmonische Bildung als allgemein mittheilbar und eines allgemeinen Beifalls würdig betrachte, ohne irgend ein Interesse der Sinnlichkeit oder der Vernunft dazu vorauszusetzen; ihm wird dieß ästhetische Wohlgefallen als eine freie, uninteressirte Huldigung erscheinen, welche allein die wahre Stimmung enthält, das Schöne mit Reinheit zu lieben und in dieser Liebe die sittlichen Anlagen zu bilden. — Dagegen ist Herr Herder auf seinem Gebiete, wenn er in dichterische Schilderungen ausbricht, deren wir einige uns nicht enthalten können hier mitzutheilen.

„Auch der gemeinste Sinn sieht in dem Himmel ein schönes Gewölbe, so sanft gebogen, die hohe Zeltdecke so gleichmäßig gespannt und gerundet, daß er nicht anders, als mit heiterm Blicke hinaufsieht. Sie trägt sich selbst, die erhabene Hemisphäre, am Ende des Horizonts gespannt auf die ewigen Pfeiler der Berge. Beide Gestalten, der Festigkeit und Schönheit, heben und stützen einander; unter diesem Dach wohnen wir, mit einer Abwechslung der Nacht und des Tages, über allen Ausdruck erhaben und freundlich. Die Luft, wenn in Stößen oder in Wirbelungen der Sturm ausgebrauset hat, und sie sich sanft zur Ruhe senket; noch webet das Laub, noch schwanken die Gipfel, bis auch sie ermatten, noch horchend gleichsam, ob alles Feindliche schläft. Das Meer, in prächtigen Wellen hob es der Sturm empor; unzählbar verschieden waren seine Vertiefungen und Wasserberge. Der Sturm sank, und in den schönsten Uebergängen legen sich unter ihm die Wellen zur glatten Fläche nie-

der. Ein Ocean schöner Formen in Ruhe und in Bewegung. Am Himmel rollen die glänzenden Kugeln hinauf und hinab, Urbilder der sanftesten Bewegung im Lauf, wie in der Gestalt. Und dort steht am Himmel die zurückgeworfene Glorie der Sonne, der farbigflammende Bogen. — Wo die Natur sich mächtig in Bergen, sanft in Thälern bezeichnet, da fliegt unser Muth in kühnem Traum empor, da wohnt im Busen des Thals unsre stille Seele.... Im Thale schlängelt sich ein Fluß. Als er vom Felsen herabstürzte und diese ganze jetzt schöne Vertiefung mit reißenden Fluthen bedeckte, nannte man die Gegend fürchterlich, grausend. Die Wasser sanken; nach ewigen Regeln der Natur ist des Stromes Bett sanft bereitet. Da schleicht er, lustwandelnd, aus- und ein- sich beugend fort, und liebet und küßt die Gegend.“

Resultate: 1. Was empfunden werden soll, muß Etwas seyn, d. i. eine sich uns äußernde Bestandheit oder ein Wesen. Empfindung ohne Gegenstand und dessen Begriff ist unmöglich. 2. Dieses Seyn eines Dinges beruht auf seinen wirksamen Kräften in einem Eben- und Gleichmaaß, mithin auf seiner Umschränkung. Bewegung und Ruhe constituiren ihm ein Maximum, welches, wenn es dem Gefühl harmonisch ist, die Bestandheit des Dinges uns angenehm macht. 3. Der Punkt seines Bestandes ist eine Mitte zwischen zwei Extremen, gegen welche seine Kräfte sich äußern; daher Symmetrie und Eurythmie in Verhältnissen. Je leichter und harmonischer diese das Gefühl wahrnimmt und sich aneignet, desto angenehmer die Bestandheit; es trifft auf den Punkt seines Wohlbestandes, seiner Schönheit. 4. Die geraden Linien sowohl als die geboge-

nen sind dem Gefühl verständlich, und bezeichnen reell den Ausdruck jeder Art und jedes Grades der Bewegung. 5. Das Verhältniß Einer Bewegung zur andern giebt jedem feinern Gefühle Harmonieen und Disharmonieen. Die sanfteren Auf- und Abgänge sind ihr die angenehmsten, wenn nicht eine höhere Regel dazwischen tritt und ihr Ungestüm sowohl rechtfertiget, als auflöset.

---

3. Vom Schönen und Angenehmen der Umrisse, Farben und Töne. (S. 81—130.)

Licht nennen alle Nazionen die Quelle der Schönheit. Vom Glanz, vom Schein leitet unsre Sprache das Schöne ab. Das Licht giebt sich uns selbst: die Empfindung zu erwecken, die Schöpfung zu regen, zu reizen, ist sein ewiges Amt. Allem Lebendigen schafft die Sonne Thätigkeit und Genuß, die Wärme eines fröhlichen Daseyns. Das Licht giebt, nach der Erfahrung der sehend gewordenen Blindgebohrnen, nichts als eine erleuchtete Fläche, auf ihr Umrisse, d. i. Figuren und Farben. Eine Welt von Gegenständen, die wir im Dunkeln uns langsam, oft vergessend, selten vollständig hervortasten, oder aus den Aeußerungen andrer Sinne nur ahnen mußten, stellt Ein Lichtstrahl dem Auge und dadurch der ganzen Seele, wie ein großes Mit- und Nebeneinander vor, nach ewigen Gesetzen geordnet. Die unzerstörliche Haltung, die Ordnung der Dinge neben, vor und hinter einander, ist Quell der angenehmsten Empfindung, indem sie uns Vieles auf Einmal im richtigsten Maas, in den bestimmtesten Gegensätzen und Schranken vor die Seele bringt

und so lange wir wollen, festhält. Den ganzen Umriß schöner Gestalten empfängt und umfängt das Auge, es reicht durch Wolken, durch Hüllen und Gewande. Vor Allem aber, es sieht in jedem Einzelnen das Eine, ein Ganzes, früher als einzelne Theile, in allen Theilen auf Einmal, und fließt sodann vom Ganzen auf seine Glieder. — Die Farben folgen einander in unverrückter Reihe, in ihren Abstufungen auf- und niederwärts von Blau zu Gelb, von Gelb zu Roth; sie bilden ein unzerstörbares System, eine Scala. Was mir als Farbe erscheint, entspringt aus dem Lichtstrahl, d. i. aus einer sich ausbreitenden Flamme, deren jeder Theil nach ihrer Kraft wirkt. Wie durch Einen Ton der Musik uns unzerreißbar ihre Tonleiter in allen Tönen und Tonarten gegeben ist, so im Lichtstrahl oder in seinen irdischen Repräsentanten, der Flamme, nach einem festen System alle, d. i. unendliche Farben, jede mit jeder gegeben, keine ohne die andre denkbar. Je reiner die Farbe, desto angenehmer. Weiß vor Allem: denn es ist Repräsentant des Lichts, strahlet zurück alle Farben. Sodann in großen Gegensätzen, obwohl mit gleichem Wohlgefallen, roth und blau, weswegen auch mehrere Nazionen diese die schönen Farben nennen, festes Blau dem Manne, zartes Roth dem Weibe zutheilen. Grün ist eine gemischte, gelb ein Caricato der Lichtfarbe; die andern feiner gemischten sind Uebergänge. Die grauen schmuzigen misfallen; die zu bunt gemischten verworrenen sind widrig; alles nach Gesetzen des Lichts und seines feinen Clavichords, des Auges.

Wir treten in eine neue dunkle Welt, ins Gebiet der Töne. In ihr schwinden nicht nur körperliche Formen, sondern auch

Umrisse, Figuren, Raum und das Licht selbst. In dieser unsichtbaren Welt verlieren wir aber blos Aeußerlichkeiten der Dinge; das Innere, unsre Empfindung, bleibt uns. Der Schall ist die Stimme aller bewegten Körper aus ihrem Innern hervor, ihr Leiden, ihren Widerstand, ihre erregten Kräfte andern harmonischen Wesen laut oder leise verkündend. Anders tönt das geschlagene Metall, anders die gerührte Saite; anders lispelt das Rohr, anders ruft die geläutete Glocke, anders die Tuba, und doch alle unsrer Mitempfindung verständlich. Thiere sogar sind dem Schall dieses oder jenes Instruments empfindlich. Leidenschaftlichen gefühlvollen Menschen seufzet der Wind, ächzet das Lüftchen. Einsame bewegte Menschen hörten den Laut oder Gesang, den sie im Gemüth trugen, im Winde, im Schall jeder Bewegung. Die ganze bewegte Natur spricht mittelst des Schalles oder Lautes zu harmonischen Wesen. Wer könnte an unsrer Mitempfindnng mit der Stimme lebendiger Mitgeschöpfe zweifeln? Stimme und Gebehrden, in innigem Zusammenhange, sind lebendiger Ausdruck des innern Seyns, der im Geschöpfe erregten Veränderung und Leidenschaft. Dem Naturmenschen sind Stimme und Gebehrden wie Eins, zum Ausdruck des Gefühls. Auch in der Einsamkeit spricht, singt, ruft, gestikulirt der leidenschaftliche Mensch. Der Schall, der große Verkündiger und Erreger der Leidenschaften, zeigt sich unsichtbar, erschütternd, regend; zeichnet Dauer, eine unzerstörliche Haltung in Zeitmomenten nach einander, in denen wiederkommende Stöße der Bewegung sich offenbaren. Consonanzen heißen die harmonisch mit- und nachklingenden Töne auf der gespannten Saite. Sobald elastisch der Ton erklingt, erheben

sie sich gleich- oder einstimmig zum Widerstande; wie die Figuren im Raume, sind sie der Zeit und ihrer innern Art nach da, nach unwandelbarer Ordnung sich zugleich offenbarend. Accord heißt diese Haltung. Mit jedem klingenden Ton tönt alles Gleichförmige mit; bis zu einer unerreichbaren Höhe und Tiefe tönen die Consonanzen nach und zu einander. Alles will bleiben, was es ist, und stellet sich wieder her; alles Gleichartige hilft ihm dazu und stehet mit auf. Die Stimme, die dieß ankündiget, nennen wir Accorde, im weiteren Umfange Consonanzen. — Die Tonleiter heißt so, weil sie auf einer Saite, dem Monochord, sich unserm Ohr hinauf und hinab zeitmäßig offenbaret; eigentlich sind mit Einem angeklungenen Tone alle Töne auf- und niederwärts gegeben. Statt sieben könnten wir sieben und siebenzig nennen, und sie beschlösse doch derselbe Tonkreis, aus welchem und über welchem unser Ohr nicht hinauskann. Es ist mit ihm umschlossen, es ist zu ihm gebildet. Der Grund der Harmonie entdeckte sich im Bau der Körper selbst, in den jeden Ton begleitenden Mittönen. In einfachen, leicht zu fassenden Verhältnissen erscheinen die Töne. — Ueber Melodie haben weder Rameau noch Tartini mich ganz befriedigt, und Rousseau's Zweifel gegen sie scheinen gegründet. Wer zählt, wer mißt wohl, wenn er die Freuden der Musik aufs Innigste empfindet? Der feurige Tonkünstler ist nicht mit Rechnen beschäftigt. Kaum zu begreifen ist's, wie die Seele eines Gluck, Mozart, Haydn u. a. solche Zaubereien auf einmal dachte und hervorbrachte. Leibniz (dem man auch den Unbegriff, unser Vergnügen an Musik beruhe auf Rechnen, aufgebürdet) hatte für Musik ein großes Gefühl, und wünschte sie würdig ange-

wandt. Er dachte sich unter dem unbewußten Rechnen der Seele bei der Musik etwas Höheres. Euler setzte jenes Vergnügen ins Errathen des Sinnes des Componisten, als eines Pantomimen, mithin in die fortwährende Auflösung eines Räthsels, und verfehlte wenigstens die Aufgabe nicht ganz.

Wenn ein einzelner Ton aufweckt, so erneuen und verstärken abgesetzte einzelne Töne die Erschütterung, und langgezogene anhaltende dehnen die Empfindung mächtig. Wachsende oder abnehmende, steigende oder sinkende Töne, ein langsamer oder schneller, ernsthafter oder hüpfender, andringender, zurückweichender, harter oder weicher, gleich- oder ungleichmäßiger Fortgang der Töne wirken gleichartige leidenschaftliche Regungen in uns. Die Musik spielt in uns ein Clavichord, das unsre eigene innigste Natur ist. Bei aller Verschiedenheit und Veränderung der Stimmungen und Neigungen, liegt doch die Grundcharte der Empfindungs- und Ton-Arten in Aller Gemüth. Jedes Volkes Nationalmelodieen enthüllten seinen Charakter und die Stufe seiner musikalischen Bildung; daher auch das verschiedene Urtheil über die Wirkung dieses oder jenes Stücks, dieses oder jenes Vortrages. Harmonie liegt freilich, wie die festen Verhältnisse der Baukunst, aller Musik zum Grunde, macht aber die ganze Kraft der Musik nicht aus. Der Tonkreis steht und bleibt; unzählige Melodieen, d. i. Schwingungen und Gänge der Leidenschaft sind in und mit ihm gegeben. So lange Leidenschaften in der menschlichen Brust sind, jede Empfindung in Tönen spricht, und jede Nation auf ihrer Stufe der Ausbildung sich derselben gemäß ausdrückt, werden mit den sieben uralten Tönen neue und neue Lieblingsmelodieen ertönen. — Aber nicht wir

zählen und messen, sondern die Natur, das Clavichord in uns spielt und zählt. Unser Vergnügen wächst, je reiner unser Ohr gestimmt wird, je feiner wir unterscheiden, in je freieren Schritten wir den Gang unserer Empfindungen üben lernen. Beide Medien, Töne und Farben, enthüllen uns mittelst feiner das Weltall umschließenden Regel, dieses ein sichtbares, jenes ein hörbares All, eine Weltordnung. Und wie ein Instrument ausgespielt wird, so wollen wir, dieser Regel zufolge, jedes durch Erziehung für sein Weltall bilden.

Auch hier finden wir uns also unter dem allgewaltigen Gesetz des Naturschönen, als eines zwischen zwei Extremen sich selbst beschränkenden Maximum.

Anmerk. Zum Schlusse fügt Herr Herder Kant's Würdigung der Musik aus der Krit. d. U. K. bei, mit dem Ausdruck eines hier nicht ungegründeten Befremdens. Wahre Verehrer jener edlen Kunst werden ihm für seinen Beitrag zur Ehrenrettung derselben um so mehr danken, je einseitiger und demüthigender sie, in Rücksicht ihrer blos körperlichen und medizinischen Wirkungen, von dem Königsberger Weltweisen beurtheilt worden ist.

---

4. Von der Bedeutsamkeit lebendiger Gestalten zum Begriff der Schönheit. (S. 133—178.)

„Willkommen liebliche Blume, allen Nationen ein Bild der Schönheit und des zu bald verblühenden Reizes. Feine, lebendige Gestalt, aufsprießend und sanft geschwungen, athmest du die Luft, saugest das Licht, Blätter sprossend und Knospen. Je

höher hinan, desto geläuterter, feiner; bis endlich mit gesammelter ganzer Macht du zeigst, was du bist, was du vermagst. Da steht die Krone deines Lebens, dein Werk, die Blüthe, eine Brautkammer der Liebe, eine Erziehungs-, Schutz- und Nahrungsstätte der jungen Pflanze. Ihr opfert die grünende Mutter all' ihre Kraft; auf dem Gipfel dieser mütterlichen Triebe erscheint sie selbst in voller Schönheit, d. i. in der ganzen Wirksamkeit ihrer Kräfte, hinter welcher sie allmählich welkt und sinket. Ihre zarte Geburt bewahrt die Natur sodann, unscheinbar zwar, aber fest umschlossen und in sich geordnet auf. Sie hat ihr Amt vollendet." — Der Flor der Blume ist immer schön, die volle Erscheinung ihres Wohlseyns, ihrer sie darstellenden Kräfte. Die Schönheit der Blume ist also das Maximum ihres eigenthümlichen Daseyns und Wohlseyns; uns ist sie schön, wenn unsre Empfindung dies Maximum harmonisch sich zueignen darf und gern zueignet. Der Baum, eine in die Luft erhobene Welt, ein Wald von Blüthen. Annehmlichkeit und Schönheit der Blumen, der Früchte u. s. f. sind auch dem gemeinsten Sinn Ausdruck ihrer Gesundheit, harmonisch seinen Organen. Alle Völker kennen diese Natursprache und gebrauchen ihre Bilder; die Jungfrau schmückt sich mit dem Blumenkranz, der Jüngling fühlt sich im aufstrebenden Baum u. s. f.

Die äußersten Regionen, wo Erde und Meer sich mischt, zeigen, wie in andern Uebergängen zweier Naturreiche in einander, ein unserm Gefühl Doppelartiges, dem ersten Anblick Häßliches. Und doch sind diese Uebergänge äußerst leise, dem zwiefachen Element harmonisch geordnet. Offenbar widrig ist uns: 1) was kriecht und schleicht; 2) alles Schlammartig-Zerflies-

sende, ohne feste Bildung; 3) wo die Gebilde zweier Elemente, das Land- und Seethier sich, gleichsam widrig, in einander fügen. Ist vollends die Gestalt des Amphibiums fürchterlich; stehet es, wie der Hippopotamus, riesenhaft da; so ist es uns gräßlich. — Aber die kleinste Silberschuppe auf des Fisches Rücken, wie die ganze Symmetrie seines Baues, Alles, was an ihm ist und zu ihm gehört, ist Ausdruck dessen, was er kraft seines Elementes seyn konnte, lebendige Darstellung seines innern und äußern elementarischen Daseyns in Verhältnissen, Kräften, Gliedern.

Was die Luft ihren Gestalten geben konnte, Licht und Blick, Schall und Stimme, Elasticität und Schnelle, Glanz und Farben, hat sie ihnen gegeben. Im Vogel sieht unser Auge einen Inbegriff von Eigenschaften und Vollkommenheiten seines Elements, eine Darstellung seiner Virtualität als eines Licht-, Schall- und Luft-Geschöpfs, dem in jeder Gattung sein Habitus zustimmt.

Fester und sich immer mehr verkalkender Thon ist die Grundform des körperlichen Baues der Erdbewohner; eine Form oft bis zur Trockenheit ausgebildeter Glieder. Im Tropfen entsprungen, nährt unser Flämmchen sich von Licht, Luft und mancherlei Säften, bis es zu erlöschen scheint, und der große Lebensgeist es anderswo anzündet. — Eben ihrer Aehnlichkeit wegen mit uns sind uns der Affe und das Faulthier die häßlichsten Geschöpfe, da sie uns nicht sowohl, was sie sind, sondern eine rohe verzerrte Menschengestalt scheinen. Einem unverdorbenen Menschenblick gefallen am meisten, 1) Thiere in einer entschiedenen Gestalt, hochgebaute, freie, edle Thiere, an denen keine Waffen

des Anfalls uns zurückscheuchen; 2) andre mit der Miene der Sanftmuth als Charakter, ohne tückische Hinterlist; 3) die mit einer uns unschädlichen Naturvollkommenheit begabt, in ihrer Art glücklich, sich selbst harmonisch vor unsern Augen leben. So steigt unser Wohlgefallen vom Hirsch und Roß zur Gemse, zum Elephanten, und endlich zum Menschen hinauf.

Wie jedes lebendige Geschöpf, seiner Gestalt nach, ein Maximum seiner Bedeutsamkeit an sich trägt, dessen Anerkennung, verständig oder sinnlich, uns den Begriff seiner Schönheit, d. i. des Wohlseyns in seinem Element, gewährt, so ist am Menschen Alles darstellend, ausdrückend, reell bedeutend, sein Geist charakteristisch und energisch ausgedrückt in seinen Gliedern, Bewegungen und Gebehrden. Seine Stirn ist seine Gedankenform; die Wölbung seiner Augenbranen ist Ausdruck seiner Gesinnung; das Auge Sprecher seines Blicks, seines Willens und Begehrens. Die ganze Form des Gesichts und Körpers ist das Gepräge seines Charakters, der Empfindung jedes unverdorbenen Menschen verständlich. So zeichnet des Menschen Gang, Kommen, Sitzen, Weggehen, das Tragen seiner Hände, die Oeffnung und der Schluß seines Mundes, sein Reden und Schweigen, ohne daß Trügerei hilft, Alles zeichnet ihn, wie er ist, reell, wahrhaftig. Jeder bemerkt in seiner Weise. Der Spötter findet das Lächerliche, der Stolze das ihm Verächtliche, der Starke das Schwache. Der Verständige, Sittsame, Edle sucht wohlwollend die guten Züge dieser Naturschrift auf, und wendet sich, die andern vorerst vergessend, an sie vorzüglich. Also ergreift die empfindende Seele ein ganzes Bild vom ganzen Menschen, sein geistig-körperliches Daseyn. Jeder Mensch zeigt

sich in seiner Gestalt, in seinen Gebehrden dem, der ihn zu sehen vermag, handelnd. Daß der Mensch sich in seiner Gestalt selbst fühle, wie er sich in ihr auch jedermann zur Schau trägt, leidet keinen Zweifel, da es ja Realität d. i. die Sache selbst ist. — Auch an der verwirrtesten verworfensten Menschenform sind aber noch Züge der Menschheit kennbar, indeß freilich andre Gestalten, die an Reinheit, Kraft und Harmonie sich auszeichnen, uns wie Engel unter Menschen erscheinen. An ihnen hängt unser Auge, zu ihnen spricht unser Herz; es fühlt sich dem Brennpunkt menschlicher Virtualität, der Reinheit eines menschlichen Daseyns nahe, nahe mit innigster Freude. Diese in allen Zügen und Formen bedeutende reine Menschengestalt ist menschliche Schönheit.

Anmerk. Aus diesen an sich sehr interessanten und feinen Bemerkungen zieht Herr H. nun das Resultat wider Kant, daß ohne Begriffe und Vorstellung eines Zwecks das Wort Schön und Schönheit nirgend Statt finde. Wir fragen aber jeden Unbefangenen, ob er z. B. sein unmittelbares Wohlgefallen an einer schönen Gesichtsbildung auf Begriffe von ihrer innern oder äußern Zweckmäßigkeit gründe, ob sie nicht ursprünglich und in der ersten Wahrnehmung ergötze, ehe noch der Verstand auf Begriffe ausgeht, ob nicht das Vergnügen an dem harmonischen Ganzen hange, ehe noch irgend eine Vorstellung des Gegenstandes durch Merkmale (mittelst des Verstandes) Statt findet? Ist nicht die Beurtheilung der innern oder äußern Zweckmäßigkeit einer schönen Gestalt etwas anders, als das unmittelbare Gefühl der Lust bei der bloßen rücksicht- und absicht-losen Betrachtung? Wir fragen auch, ob der Begriff vom „Wohlseyn

eines Geschöpfes in seinem Element" mit dem Begriff seiner Schönheit für Eins gelten könne, und ob der Verfasser durch solche Verdunklungen und Verwirrungen der Begriffe die Verdienste des Urhebers der Kritik der Urtheilskraft zu verdunkeln sich einbilden dürfe? Kant würde gewiß Herder's schöne Naturschilderungen mit mehr Dank und Unbefangenheit angenommen haben, als dieser dessen tiefe Untersuchungen über die Natur des Schönheitsgefühls. Denn wie entstellt und verächtlich behandelt er diese z. B. S. 171 und 177 f.?

5. Vom Misbrauch der Namen des Angenehmen und Schönen, des Interesse, des Reizes und der Rührung, des Begriffs, der Form und Zweckmäßigkeit, der Vollkommenheit, allgemeinen Norm und des Gemeinsinns am Schönen. (S. 181—244.)

Anmerk. Dieser Abschnitt ist fast ganz polemischen Inhalts gegen die Kritik der Urtheilskraft. Ihre Behauptungen werden entstellt, ihren Worten fremde Begriffe untergelegt, und dadurch wird ihren Sätzen ein abgeschmackter Sinn angedichtet, welcher freilich eine spöttische verächtliche Behandlung verdient, so wie sie Herr H. nur mit Unrecht der gemisdeuteten verdrehten Kantischen Philosophie widerfahren läßt. Wo hat z. B. die Kritik die Künste des Schönen müßige Spiele genannt (S. 185)? Wo hat sie ein Interesse am Schönen geleugnet, ob sie gleich die Unabhängigkeit des reinen Wohlgefallens am Schönen von einem Interesse als Bestimmungsgrunde desselben darthut? Herr H.

wird selbst zugeben, daß nicht alles Interessante als solches nothwendig auch schön seyn müsse. Und wer wird im Ernste zweifeln, daß der ächte Geschmack nicht von Reiz und Rührung (im Kantischen Sinn) bestochen über eine Schönheit urtheilen dürfe, sondern sich darüber erheben müsse, ungeachtet dadurch alle mögliche Vermischung des Schönen mit sinnlichen und geistigen Reizen und Rührungen weder abgeleugnet, noch gemisbilliget wird. Daß das Wohlgefallen am Schönen als solchem nur von der unmittelbaren individuellen Vorstellung des Ganzen durch Sinnlichkeit und Einbildungskraft, d. h. von der Anschauung, nicht von einer allgemeinen Vorstellung des Verstandes mittelst der Merkmale, d. i. nicht von einem Begriffe ausgehe, wird Jeder finden, der auf die Natur des reinästhetischen Bewußtseyns reflektirt und den Unterschied zwischen Anschauung und Begriff nicht (wie Herr H.) verkennt. Eben so hat die formale Zweckmäßigkeit in der Krit. d. U. K. ihren guten Sinn, inwiefern dadurch das Urtheil über verfehlte oder erreichte Absichten von der Lust an leichter Faßlichkeit sinnlicher Formen und an dem harmonischen Spiele der Erkenntnißkräfte (als einer zufällig scheinenden Angemessenheit für das Gemüth, d. i. einer blos fühlbaren subjektiven Zweckmäßigkeit) unterschieden wird. Auch ist es wohl nicht zu wundern, daß die Kritik den unbestimmten Begriff der Vollkommenheit zur Erklärung des Schönen unfruchtbar fand; denn daß übrigens Schönheit auch als Vollkommenheit angesehen werden könne, wird man der Kalligone nicht abstreiten. Aber wie konnte sie sich so weit erniedrigen, Kant's ästhetischen Gemeinsinn, auf welchen auch der Edelste in seinem Gefühl für's Schöne immer rechnet, zu einem gemeinen

Geschmack d. i. zum Urtheil des Pöbels (S. 219 f.) herabzuwürdigen. Verräth sich das Verlangen nach Einmüthigkeit nicht deutlich genug bei unserer Entzückung über wahrhafte Schönheit? und dürfen wir nicht dabei einen allgemeinen Schönheitssinn zum Grunde legen? — Uebrigens enthält dieser Abschnitt einige flüchtige Züge zur Geschichte der Kritik des Geschmacks und des Schönen von dem Platon an bis auf die neueren Zeiten.

6. Von einer Regel des Schönen. (S. 247—267.)

Beobachtung, Fleiß, Uebung fordert es, Töne, Farben, Linien, Figuren allenthalben recht zu beurtheilen; das Gefühl des Schönen hat Kultur nöthig. Im Menschen aber ist das Maaß der Schönheit für Menschen, nach menschlichen Begriffen und Gefühlen. Die Natur, welche bei allem Lebendigen Wohlseyn beabsichtigte, mußte in einer gemeinschaftlichen Welt, in der Ein Lebensgeist herrscht, auch ein Gemeinschaftliches in Reizen, Empfindungen, Sinnen und Trieben, mithin eine allgemeine Analogie, einen Gesammt-Typus, wie in Bildung, so in Gefühlen und Bestrebungen, enthalten. Der Mensch ist, wie er empfindet und denkt, zu einer Regel gebildet; in Allem (in Gestalten, Tönen, Formen, Fantasieen, in Trieben, Gewohnheiten und Denkart) ist des Menschen Natur eine sich ausdrückende Regel. Auch die Einbildungskraft wirkt nicht regellos; sie wird bei ihren Wahrnehmungen, Trieben, Schöpfungen durch Harmonie und Wohlseyn geleitet; sieht durch Wohlgefallen daran, besonders durch Liebe (den höchsten Grad des Wohlgefallens,

den beseelenden Geist der Ideenschöpfung) ihr Bilden erleichtert. „Dem Menschen ist Menschheit das Schönste. Der ganzen Schöpfung rauben wir ihr Reizendes, um es dem, der uns liebt, den wir lieben, zu geben. Den Blumen nehmen wir ihre Pracht, der Morgenröthe ihr Kleid, der Nachtigall ihren Gesang, allem Lebendigen sein Bedeutendes, Schönes, Erhabenes, um in der Menschheit das zu bezeichnen, was wir verlangen, ehren und lieben.“ — „Weit natürlicher, als Buchstaben, spricht die Farbe der Wange, der Liebreiz des Mundes, das seelenvolle Auge, die gedankenreiche Stirn, der Ton der Sprache, die Bewegungen der ganzen Gestalt u. s. f. Sie sprechen das aus, was dies lebendige Wesen mir sei, keinem andern.“

Zweiter Theil.

Von Kunst und Kunstrichterei.

1. Natur und Kunst. (S. 1—50.)

Kunst kommt von Können oder von Kennen (posse aut nosse), vielleicht von beiden her; wenigstens muß sie Beides in gehörigem Grade verbinden. Der ächte Künstler verbindet Beides. Wo viele und mancherlei Mittel angewandt werden, um Werke hervorzubringen, die als treffliche Zusammensetzungen ins Auge fallen, in denen bei einem System von Regeln ein offenbarer Zweck erscheinet, nennen wir die Natur Künst-

lerin. 1) Zu dem, was die Natur macht, findet sie überall Stoff, Mittel und Wege; sie kann, was sie will, und will nur, was sie kann. 2) Jedes Kunstwerk der Natur hat seinen Zweck in sich, daß es der ihm geschenkten Form, d. i. seiner selbst sich erfreue und in ihr lebe. 3) Die Natur knüpft die entgegengesetzten Enden zusammen, schafft, indem sie zerstört, und zerstört, indem sie schafft. Individuen läßt sie sinken und erhält Geschlechter. 4) Im All muß Alles seyn, das Schwächste und Stärkste, das Größeste und Kleinste; es ist da. In allen diesen Stücken bleibt der Mensch durch Eingeschränktheit hinter der Natur zurück. Er muß Stoff und Mittel mühsam suchen, vorsichtig gebrauchen; seine Kunstwerke sind nur für Andre zu Zwecken berechnet; er schafft, daß sein Werk bleibe; er muß es schnell, nutzbar, dauerhaft, rasch und mit Absicht ausführen. — Durch Anweisung und Nachahmung, d. i. durch Erziehung wird er Künstler. Auch durch Mühe und Arbeit erzog die Natur den Menschen. Das Angenehmste wird aus dem Schwersten. Weder zu ihm, noch zum Schönen, wäre er gelangt, wenn es ihm nicht nützlich, ja unentbehrlich gewesen wäre.

Erste freie Kunst. Der Mensch bedurfte der Hut, eines Hauses. In milden Gegenden gaben ihm dieses Bäume. In vielen alten Sprachen bezeichnete das Wort Garten erst einen umschlossenen verwahrten Ort, dann eine Stadt, Festung, einen Hof, eine Sicherheit durch Menschen, ja zuletzt den großen vom Himmel umschlossenen Erdkreis, und lag überhaupt den Bezeichnungen von Hut und Sicherheit zum Grunde. Garten- und Baukunst gehörten zu den frühesten Künsten. Die festere Bauart gieng von Höhlen aus, wie in Indien und Aegypten. Der

Griechen Baukunst stand frei über der Erde; jeder ihrer Pfeiler drückte seine Bedeutung selbst aus. Zweck und Absicht ist Seele jedes Gebäudes.

Zweite freie Kunst. Die Kunst des Gartens im großen Sinn, daß eine Gegend mit allen ihren Erzeugnissen ein Garten werde. „In der Kindheit schon keimt zu dieser schönen Kunst der Trieb in uns. Gewächse zu erziehen, Blumen zu pflegen, sich Garten, Haus und Hof einzurichten, ist das Geschäft der kindlichen Hand. Und mit welchem Eifer erklimmt der Jüngling, um eine neue Aussicht zu genießen, Höhen und Berge! Wie selige Stunden verträumt er in der Dämmerung des Hains, an der Quelle des Thals! Könnte jeder ins Werk setzen, was er hier träumte, und würde seine Thätigkeit frühe dazu geleitet, wie schöner würde dadurch das Leben! durch Anbau jeder Naturschönheit das Leben mir schöner!

„Lebendiger Naturunterricht wird und muß einst unser todte Schulunterricht werden, wohin auch jetzt schon das Bedürfniß spornt, und das allenthalben vermehrte Naturstudium, so wie jede erlangte Kunde fremder Länder in tausend Winken uns mit Macht und Güte weiset. Die Kunst, die aus Natur ward, kehrt zurück zur Natur, allenthalben sie nutzend, sie verschönernd.“

Dritte freie Kunst. Der Trieb zur Verzierung entwickelte sich bei dem Bedürfniß der Kleidung. Diese macht die dritte freie Kunst aus. Darstellerin der schönen Natur aus eigener schöner Kunst war überall das Weib, die Jungfrau. Liebe war ihr Beruf. Schaam, die jüngste Huldin, gesellte sich zu ihren Schwestern, Reiz und Liebe. So ward die schönste Kunst:

eine anständig-sittliche Darstellung des weiblichen Körpers und Betragens. — Reinheit ist des Menschen erste Zierde. Bei allen feineren Nazionen waren die Bäder daher der Liebe, der Gesundheit und den Grazien heilig. — In den unendlich wechselnden Moden der Kleider suchte man, wo nicht eine durch sich gefällige, doch eine die Schönheit vertretende Schönheit. — Giebt's eine schönere Kunst, als die Darstellung eines schönen Gebildes im Schmuck des Wohlanstandes sittlicher Reize? Beschämen muß die Kleidung der Griechen jede Frechheit, die vor sie tritt, so wie jede groteske Verhüllung, die offenbar nur erfunden ward, Fehler des Körpers zu verhehlen, oder versagte Formen zu lügen. Keine von beiden, weder Frechheit noch Heuchelei, erreichen ihren Zweck; Bequemlichkeit und Wohlanstand sind jeden Körperschmuck unerlaßbar. Nach den Kleidern richtet sich unvermerkt die Gebehrdung. Der Gestalt folgt die innere Einrichtung des Hauses. Dem Geist der Weiblichkeit sind wir die schöne Kunst des Lebens, häusliche Ordnung und Zierlichkeit in dem, was uns täglich umgiebt, schuldig. Dem allen folgte oder gieng vor die Kunst des häuslichen Fleißes. Nicht ohne Bedürfniß und Mühe sproßten diese schönen Künste: ihr schönstes innigstes Bedürfniß war das der menschlichen Natur unentbehrliche Gefühl der Wohlanständigkeit (το πϱεπον, decorum).

Vierte schöne Kunst. Dem Mann gebührte ein höheres Anständige, das honestum. Zu schützen, sind Männer da; Kämpfe und Uebungen sind ihr Schönes (το καλον). Das Urbild aller bestandenen Gefahren war Herkules; er durchschritt die Welt und stiftete Kämpfe. Allenthalben war Mühe der Keim des edelsten, des männlich-Schönen.

Fünfte schöne Kunst. Nicht ohne Bedürfniß ward die Sprache erfunden, dieß Werkzeug der edelsten Geisteskünste, in ihr selbst wahrlich eine schöne Kunst der Menschheit. Von Müttern haben wir sprechen gelernt; ihr klingender Ton, ihre angenehme Redseligkeit, bringt mit Accent und Gebehrden, mit Sinn und Gedankenfügung, eine Melodie der Sprache in Geist und Herz; eine reiche Quelle des vielfach-Schönen. Jeder Sinn, jede Leidenschaft, jedwedes Alter, jeder Stand, jede Gestalt haben ihre Sprache; angemessene Eigenthümlichkeit der Worte und Wortfügungen ist allenthalben ihre schönste Zier, ihre bequemste Kampfrüstung.

Anmerk. Wir übergehen die gehässigen Seitenblicke, welche der Verfasser auf die feinen Bemerkungen der Kritik d. ästh. U. K. über das Verhältniß der Geselligkeit zum Interesse am Schönen wirft, und seine Verdrehungen und Verstellungen der Kantischen Aeußerungen, welche durch den Ton des leidenschaftlichen Widerwillens einen noch schlimmern Eindruck auf jeden Unbefangenen machen müssen.

2. Poesie und Beredsamkeit (S. 50—120).

I. Von der Dichtkunst, als menschliche Kunst betrachtet. — „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen „Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Mahlerei „als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, „Tausch als Handel. Sinne und Leidenschaften reden und ver„stehen nichts, als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz „menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit.“ Diese Aeußerung des Verfassers der Kreuzzüge des Philologen (S. 163) ist von Dü Bos, Goguet, Condillac u. a. historisch und philosophisch

erläutert worden. Mit mehrerer Ordnung dieser affektvollen Bildersprache entstand bald ein melodisches Maaß. Abgesetzt oder ununterbrochen fließen oder stürmen die Reden des Naturmenschen, wie ein Strom, daher. Durch Erzählung ward diesem Strom Einhalt gethan. Was abwesend oder einst geschah, bedarf zur Vernehmlichkeit einer zusammenhangend geordneten Rede. So ward das Epos.

1. Das Epos der menschlichen Natursprache. Der Naturmensch schildert, was und wie er es sieht, lebendig, mächtig, ungeheuer; in der Unordnung oder Ordnung, als er es sah und hörte, giebt er es wieder. Wie die Sinne die Bilder geben, zählt sie uns der Dichter zu, insonderheit Homer, der in diesem Punkt, dem Kommen und Entweichen der Bilder, fast unerreichbar der Natur folgt. Bey Ossian, bei allen Dichtern, die lebendig erzählten, ist's nach Verhältniß der Sprache, der Zeiten und Sitten, ein Gleiches. Die erzählende Poesie erzählt nicht bloß flach, was geschehen war, sondern stellt es dar, wie es geschah, geschehen mußte. Als Poesie schafft, bildet sie (gignit, creat, condit, ποιει). Daher sie auch Aristoteles für philosophischer als die Geschichte hält, indem sie mit innerer Wahrheit facta geschehen, entspringen, fortgehen, sich enden läßt, und diese Wahrheit unsrer Seele tief einformet. Schon dem Namen nach ist dieß ihr Character, der Poet ist Schöpfer. Alle Regeln des Aristoteles über die Dichtung gehen aus dem Begriff der lebendigen Darstellung (μιμησις) hervor, welche alle Seelenkräfte in uns beschäftiget, indem sie das Geschehene vor uns entstehen läßt und mit inniger Wahrheit uns zeiget. Dichtungen und Fabeln, Allegorieen und Symbole sind Sprachformen des Dichters, in

denen er Gedanken abbildet, mit denen er Empfindungen weckt oder bezeichnet. Homer's, Dante's, Milton's Epopeen sind Encyklopädien und Universa aus dem Herzen und Geist ihrer Dichter; sie entwerfen die Charte ihrer innern und äußern Welt. So Shakespear die seinige in seinem ungeheuern Welt- und Natur-Theater. — Indem die erzählende Poesie Begebenheiten als ein Ganzes umfassen, Charaktere zeichnen, Gesinnungen sprechen, Alles mit höchster Eigenthümlichkeit darstellen lehrte, gab sie (wie Herodot erweiset) der ältesten Geschichte Gestalt, schuf die Geschichte, und früher noch reinigte sie die wilden Volksbegriffe von Himmelsstürmern, Titanen u. s. w. Sie zwang die Phantasie unter Gesetze. Später gab sie der dramatischen Kunst Raum und Form. Das Alterthum betrachtet Homer's Gedichte als Quelle aller schönen griechischen Künste; auch Redner und Philosophen und Künstler schöpften aus dieser Quelle. Dante's Gedicht schuf die ganze italiänische Dichtkunst, Cervantes Roman stürzte die eingewurzelte Denkart der Ritterromane, wie Butler's Hudibras unter den Britten der Schwärmerei mächtig Einhalt that. — Welche geheimste Kammer des Herzens und Geistes blieb Richardson's, Fielding's, Sterne's, Friedr. Richter's Romanen verschlossen? welche derselben haben sie nicht als ihr Eigenthum bewohnt!

2. Poesie menschlicher Empfindungen. Wirkliche Empfindung erzeugte die erste Poesie, wie die naiv-herzlichen Gesänge aller Naturvölker zeigen; Bilder, Accente, Töne, Gebehrden nahm ihre Empfindung zu Hülfe. Wie ernst meinten es die ältesten Hymnen und Chöre! Treu der Empfindung spricht auf der griechischen Bühne, was da spricht. Pindars Gesänge selbst,

so ausschweifende Spiele der Einbildungskraft sie zu seyn scheinen, so stark und heilig sprechen sie ans Herz. Vorzüglich zeigt die dramatische Form das Innig-Wahre der Dichtkunst. — Spiel, auch von der schönen Kunst gebraucht, bedeutet eigentlich leichte Bewegung. Wem kam sie mehr zu, als den Gebehrden- und Saitenspielern? In diesem Verstande spielt der Dichter allerdings und läßt spielen, Leidenschaften, Charaktere, Gebehrden: denn daß er in seiner energischen Kunst das Schwerste auf die leichteste Art bewirke, ist allerdings ihr Ehrenpunkt. Sofern spielt der Dichter auch mit unsern Gedanken und Leidenschaften; d. h. kraft seines Genies und seiner Kunst hat er sie in seiner Hand. Da nun mit jeder leichten Bewegung, wir mögen sie selbst bewirken, anschauen oder anhören, eine gleiche Bewegung unsrer Lebensgeister verbunden ist, so gieng der Name Spiel in die Bedeutung einer anmuthigen Bewegung oder Begebenheit über, die sich auf die Erzählung oder Darstellung einer Begebenheit erstreckte. Spiele zu sehen, Beispiele zu hören, versammelte sich das Volk, des Rhapsoden Epos, die Chöre und Dithyramben, aus denen das griechische Theater erwuchs, zogen das Volk an sich, als Spiele. Endlich gab es lustige, selbst lustig-grausame Spiele, die dem Volk gegeben wurden, in denen es durch Zuruf und Forderungen sogar mitspielte. Es gab betrügerische Spiele, in denen man dem Volk (wie unsre Sprache sagt) mitspielte, z. B. Wunder- und Gaukelspiele. Der Dichter täuscht mich, sofern er mich in seine Denkweise, Handlung und Empfindung versetzt, ich die meine mit ihm tausche, oder, so lange er wirkt, schlummern lasse, sofern ich

sehe, höre, glaube, was er mich sehen, hören, glauben macht. So mit dem Ausdruck seiner Empfindungen. Bei der dramatischen Vorstellung soll ich mich selbst, meine Zeit und meinen Raum vergessen. Aus Macht der Handlung, geistig muß sich da seyn, wo der Dichter mich seyn läßt; meine Einbildungskraft und Empfindung steht ihm zu Dienst.

II. Von der Beredsamkeit, als einer menschlichen Kunst. — Rede bedeutete der alten Welt das innere sowohl, als das sich äußernde Gemüth, Vernunft und Sprache. Redlich, redhaft hieß ein Mensch von Treue und Wahrheit. Nicht Wesen der Kunst, sondern Misbrauch der Rede in einer übeln Staatsverfassung war es, wenn durch Erregung der Affekten ausgerichtet ward, was der klaren Vernunft allein zugehörte. — Den französischen Lobreden (éloges) gab Fontenelle einen freieren Geistesschwung, indem er sie der Wahrheit näher brachte. Büffon's Stil ist ruhig, groß und weit, wie die Natur; eben so sind's seine Vorschriften zur Kunst des Ausdrucks. Rousseau, der verscheuchte Menschenforscher, machte durch seine Beredsamkeit mehr Eindruck, als durch seine Gründe. Diderot, Liebhaber der Kunst, voll Begeisterung und voll Sophismen, mahlt in seiner Schreibart sich selbst mit jedem Wechsel seiner Gedanken. Und der ihnen allen in großer heiliger Natur vorgieng, Fenelon, liebenswürdig-beredt, erhaben in Einfalt, schrieb, wie er dachte und empfand. — Seit Tillotson beflissen sich die englischen Kanzelredner meistens nur des schlichtesten Vortrages. Die moralisch-politischen Schriftsteller Swift, Addison, Steele, Bolingbroke formten den Stil der englischen Prose. Dem ersten, Swift, war das große Gesetz des guten

Ausdrucks Angemessenheit (propriety) der Worte, jedes Wortes an Ort und Stelle. — Die teutsche Beredsamkeit, von jeher ein Werk des kalten gesunden Verstandes, hielt sich gern an Sprüchwörter und kam auf Gemeinplätze zurück. Politische Beredsamkeit ließ unsre Verfassung nicht zu. Unsre Staats- und Zerimonienberedsamkeit ist daher feierlich-leer, frostig-ernsthaft. Unsre Kanzelberedsamkeit hatte sich nach des großen Luther's Vorbilde ganz auf den Weg der gesunden Verstandessprache gewandt, bis sie fremde Nazionen nachzuahmen anfieng; bald aber ist sie, insonderheit seit Spalding's ruhigem Vortritt, in ihre alte Weise zurückgekehrt. Unter allen Völkern Europa's haben wir Teutsche vielleicht den schwerfälligsten Stil; an Spiele der Einbildungskraft ist in ihm am wenigsten zu denken.

Anmerk. Wir übergehen die deklamatorischen Ausfälle auf die Krit. d. Urtheilskr. in Bezug auf ihre Ideen über Beredsamkeit, überzeugt, daß der Leser nichts dabei verliere.

3. Von bildenden Künsten. (S. 123-146.)

Plastik, eine schöne Kunst der Menschheit.

Bewegung, d. i. Leben, vom ruhigsten Stande oder Sitz einer Gestalt bis zur heftigsten Erzeigung ihrer Wirksamkeit, bildete die griechische Kunst. Da das Heftigste nur einen Augenblick dauert, mäßige Bewegung dagegen, wie im Gleichgewicht schwebend, sich lange erhält und den Anschauenden zu einer gleich-ruhigen, betrachtenden, sich vergnügenden Gemüthsbewegung einladet, so nehmen freilich, dem Zweck und Wesen der bildenden Kunst gemäß, ruhige Figuren, auch ohne Rücksicht auf Schönheit, die große Mitte der griechischen Kunsttafel ein. Das Gewaltsame steht nur am Ende, meistens in

einem untergeordneten Bezirk; indessen steht's auf ihr auch da, gebildet. — Das griechische Klima, die griechischen Sitten und Uebungen, vorzüglich die ganze Denkweise der Griechen, begünstigten die Enthüllung, und so trat das schöne Menschengebilde an das Licht, das in sich selbst ganz Maas und Gestalt ist. Lebensalter, Geschlechter- und Charaktere unterscheiden, wie die Menschen, so auch die Bildwerke; jedes derselben hat in sich sein Reinstes, sein Höchstes. In der Kindheit selbst ist ein Punkt, wo das Kind am schönsten Kind ist. Ein gleiches ist's mit jedem Alter in beiden Geschlechtern. Diesen Punkt zu finden, konnte einer Kunst nicht gleichgültig seyn, die den fürs Angedenken günstigsten Augenblick der Lebenshora verewigen wollte. Mit liebendem Auge forschte sie; auch in der dem Alter, dem Geschlecht und Charakter günstigsten Stellung und Handlung wählte sie das schönste Moment der Zeit, werth, daß es dem Angedenken verewiget würde. — Die nackte Kunst muß zugleich die schüchternste, die sittsamste seyn; sie will nicht Lüste reizen; ein Naturgebilde schafft sie, wie Gott es schuf, durch seine Natur heilig und bedeutsam. Jede Form der menschlichen Gestalt spricht zu uns, weil wir selbst, mit dieser Form bekleidet, den Geist fühlen, der sich in dieser Form offenbart. Nicht anders fühlen wir den Gemüthscharakter jedes ächtgebildeten Werkes der Kunst; schnell oder sanft geht er in uns über. Im reinsten Umriß, in ausdrückenden Formen hat die Plastik alles Vortreffliche, Große, Edle, Reizende der menschlichen Gestalt dargestellt. Zu jeder hohen Ruhe, zu jedem großen Verhältniß in ihrem Ausdruck erhebt sich meine mitfühlende Brust. Ich spreche mit diesen reinen

Gestalten, wie mit Brüdern und Schwestern: denn ich fühle, sie sind meines Geschlechts.

Anmerk. Auch aus diesem Abschnitt schienen die spöttischen Erwähnungen der Kritik der Urtheilskraft ohne Verlust für den Leser, den sie nur im Genuß der unbefangenen Mittheilung gestört haben würden, am schicklichsten übergangen zu werden.

4. Von Musik. (S. 149-181.)

Musik, eine Kunst der Menschheit.

Der Verfasser wiederholt kürzlich die im I. Bändchen gemachten Bemerkungen über Schall und Klang der elastischen Körper, als Zeichen ihres Innern, über das allgemeine Mitgefühl des Menschen, über die bedeutende Macht jedes Tones, und über die Tonleiter, als Werkzeug zu Erregung vielartiger Empfindungen. Dann fährt er, in der Hauptsache, folgendermaaßen fort.

Alles, was in der Natur tönt, ist Musik. *) Die Stimme jedes Gleichartigen theilt sich dem Gleichartigen vorzüglich mit. Die Macht des Tons, der Ruf der Leidenschaften gehört dem ganzen Geschlecht, seinem Körper- und Geistesbau sympathetisch. Da die Töne der Musik zeitmäßige Schwingungen sind, so regen sie, wie die Empfindung sie maaß, hob, senkte, den Körper; der Rhythmus ihres Ausdrucks drückt sich aus durch seinen Rythmus: daher der Tanz, daher die mit der Musik verbundene Gebehrdung. Die Tänze der Naturvölker sind alle pantomimisch. Auch die Griechen sprechen von der Musik, als der Führerin des Tanzes, eines

*) Wer möchte den Namen Musik so weit ausdehnen?

Tanzes jeder Seelenbewegung. Da durch ein natürliches Band Musik, Tanz und Gebehrdung verbunden sind, konnte ihnen die Einstimmung der Empfindenden, die Gewalt der Chöre nicht fehlen. Unbeschreibbar ist die Anmuth der Stimmen, die einander begleiten; sie sind Eins und nicht Eins; sie verlassen, suchen, verfolgen, widersprechen, bekämpfen, verstärken, vernichten einander, und erwecken und beleben und trösten und schmeicheln und umarmen einander wieder, bis sie zulezt in Einem Tone ersterben. Es giebt kein süßer Bild des Suchens und Findens, des freundschaftlichen Zwistes und der Versöhnung, des Verlierens und der Sehnsucht, der zweifelnden und ganzen Wiedererkennung, endlich der völligen süßen Vereinigung und Verschmelzung, als diese zwei- und mehrstimmigen Tongänge, Tonkämpfe, wortlos oder von Worten begleitet. Im lezten Fall sind die Worte nicht etwa träge Ausleger dessen, was jenes anmuthige Labyrinth bedeute, sondern in ihm wirkende Mitkämpfer. Es war Natur der Sache, daß die Musik sich zuerst und lange an Tänze und Lieder hielt, nicht etwa blos des bessern Verständnisses wegen, sondern weil sich darin ihre Energie, ihre zeitmäßige Schwingung, ihr Rhythmus ausdrückte. Das Naturband zwischen Ton, Gebehrde, Tanz und Wort empfandrn alle Völker. Daher blieb die griechische Musik so lange und gern dem Tanz, der Gebehrdung, den Chören, der dramatischen Vorstellung und diese ihr treu. Nach der entschiedenen Vottrefflichkeit, in welcher wir die dramatische und lyrische Poesie, überhaupt auch die durch Gesang und Declamation gebildete Sprache der Griechen kennen, können wir von ihrer Musik, sofern sie Tanz, Gesang,

Gebehrden und Worte regiert und leitet, wie auch von diesen ihr entsprechenden Künsten nicht groß und zart genug denken. An der hohen Wirkung einer geistvollen Verknüpfung dieser Künste lassen beglaubte Zeugnisse sowohl aus der Vorwelt, als aus den jetzigen Zeiten, nicht zweifeln. Wem blieben nicht die Töne, die leidenschaftlichen Gebehrden einer Stimme, die Ton, Gebehrde und Wort herzvoll verband, Tagelang unaustilgbar in der Seele? Außer den Italiänern alter und neuer Zeit, wem ward nicht von Händel's, Gluck's, Mozart's Zaubertönen die ganze Seele beweget? Am stärksten wirken Wort und Ton, Ton und Gebehrde, mit einander innig verbunden, im Reich der Andacht, der Liebe und der wirkenden Macht. Auch die sogenannte malerische Musik ist an Stelle und Ort nicht verwerflich, wenn sie die Naturkräfte bändigend oder erregend, wie eine Stimme der Unsichtbaren, das mächtige Wort unterstützt, den wagenden Entschluß belebet. *) Auch der spielenden, scherzhaften Musik bleibe ihr Werth: denn ist unser geistreichstes munterstes Daseyn nicht Scherz und Freude?

Misverstanden wäre indeß dieß Alles, wenn man folgern wollte, daß der Ton sich nie vom Wort oder von der Gebehrde trennen dürfe. Und was wollen sie in jeder Note des Ueberganges durch Wort oder Gebehrde interpretiren? Gedanken zu bezeichnen, ist uns die Rede gegeben; Empfindungen stammelt sie nur, und drückt in ihnen mehr aus durch das, was sie nicht,

*) S. Engel an Reichardt, von der musikalischen Malerei. Berlin 1780. Desgleichen in den Metaphysischen Ketzereien den lesenswürdigen Aufsatz über Tonkunst, Melodie, musikalischen Ausdruck. Bd. 2. S. 385.

als was sie saget. Töne dürfen sich verfolgen und überjagen, einander widersprechen und wiederholen; das Fliehen und Wiederkommen dieser zauberischen Luftgeister ist eben das Wesen der Kunst, die durch Schwingung wirkt. Auch die Musik muß Freiheit haben, allein zu sprechen. Ohne Worte, bloß durch und an sich, hat sich die Musik zur Kunst ihrer Art gebildet. Bei den Griechen hatte Tonkunst die Poesie, ihr dienend, meistens also nur recitativisch, geleitet; an Arten des Vortrages gewann sie dadurch viel, aber nur als Dienerin unter des Dichters Herrschaft. Im Tanz, wo sie die Gebieterin schien, gebot ihr das Fest, der Kreis, die Gestalt und Gebehrdenkunst der Menschen. Andacht ist's, die den Menschen und eine Menschenversammlung über Worte und Gebehrden erhebt, da dann seinen Gefühlen nichts bleibt, als Töne. Durch sie also sonderte sich die Musik rein ab. Von Tönen emporgetragen, schwebt die Andacht rein und frei über der Erde, genießend in Einem das All, in Einem Ton harmonisch alle Töne. Von der Musik muß jede Kunst, die am Sichtbaren haftet, an innerer Wirksamkeit übertroffen werden, wie der Körper vom Geist: denn sie ist Geist, verwandt mit der großen Natur innersten Kraft, der Bewegung. Was anschaulich dem Menschen nicht werden kann, wird ihm in ihrer Weise mittheilbar, die Welt des Unsichtbaren. Vorübergehend ist jeder Augenblick dieser Kunst: denn eben das kürzer und länger, stärker und schwächer, höher und tiefer, mehr und minder ist seine Bedeutung, sein Eindruck. Im Kommen und Fliehen, im Werden und Gewesenseyn liegt die Siegskraft des Tons und der Empfindung. Dagegen jede Kunst des Anschauens, die an be-

schränkten Gegenständen und Gebehrden, gar an Localfarben haftet, obwohl sie auf Einmal Alles zeigt, dennoch nur langsam begriffen wird, und weil nichts Sichtbares Vollkommenheit gewähren kann (?), zuletzt mit Ersättigung lohnt, gleichsam sich selbst überdaurend. Auf leichten Tönen kamet und flohet ihr davon, ihr wandelnden Luftgeister, bewegtet mein Herz und ließet nach in mir, durch euch, zu euch eine unendliche Sehnsucht.

Uebrigens ist der Streit über den Werth der Künste unter einander oder in Rücksicht auf die Natur des Menschen allzeit leer und nichtig. Raum kann nicht Zeit, Zeit nicht Raum, das Sichtbare nicht hörbar, dieses nicht sichtbar gemacht werden; keines maße sich ein fremdes Gebiet an, herrsche in dem seinigen aber desto mächtiger, gewisser, edler. Eben dadurch, daß die Künste in Ansehung ihres Mediums einander ausschließen, gewinnen sie ihr Reich; vereinigt nirgend, als in der Natur des Menschen, im Mittelpunkte unsrer Empfindung.

Gerade die Musik (behauptet Hr. H. gegen Kant) leidet und fordert unter allen Künsten am meisten Wiederholung; bei keiner wird das ancora so oft gehört *). Eigentliche Musik, d. i. Melodie, wird eben durch ihr Wiederkommen erfreuender; bis zum Entzücken kann ihre Wirkung steigen. Stellen, die uns innig rühren, können wir nicht genug hören. Ach! und sie verhallen! Unersättlich wünschen wir also ihre Rückkehr, bis sie mit uns gehn und unsre Seele bleiben. Bilder verlassen uns, und verdämmern; Töne gehen mit uns, als unsre innigsten

*) Indeß muß Referent doch Hn. Kant beitreten. Vergleichungsweise verträgt gewiß ein Musikstück weniger Wiederholung, als ein andres Kunstwerk.

Freunde, die von Kindheit auf uns aufmunterten und erhoben, erfreuten und stärkten. — Sollte man ohne alle Fabel die Wirkungen sammeln, die Töne und Lieder aufs menschliche Gemüth einzeln und in Familien, Haufen, Versammlungen, Nazionen gemacht haben, eine Reihe von Wundergeschichten würde die Musik auch in Beziehung auf die Kultur der Menschheit hoch empor heben. — In Träumen selbst klingt uns nichts himmlischer als Musik; sie übertrifft an Reiz alle geträumte schöne Gestalten. Den Sterbenden endlich, wie Beispiele erweisen, hebt Ein im Innern gehörter Ton von der Erde.

Der Verf. beschließt diesen Abschnitt mit einer trefflichen Stelle aus Leibniz, über Macht und Anwendung der Musik (Leibnit. opp. T. VI. p. 306.). Wir wollen nur den Schluß davon mittheilen. „Sind Gesänge vermögend, das Gemüth „in die höchste Freude zu setzen, können Krieger durch Trom„meten und Kriegslieder den Tod zu verachten, belebt und an„gefeuert werden, kann überhaupt die Musik alle Affekte erre„gen; so kann auch jeder sodann durch eine lebhafte Erinne„rung und Wiederholung dieser Gesänge sich selbst Affekten „erregen, sich selbst die Freude dieser Affekten gewähren. Die „Sybariten setzten Preise für den aus, der ein neues Vergnü„gen erfände; ein Christenstaat, glaube ich, wäre dem am „meisten verbunden, der, daß Tugend und Pietät den Men„schen das Angenehmste, das Entzückendste würde, durch jedes „Mittel bewirkte.“

Der scharfsinnige Verfasser der Kalligone 1. Theil handelt nun

5. Von Kunstrichterei, Geschmack und Genie. (S. 189—276.)

Wie keine Kunst ohne Uebung möglich ist, so auch ohne Kenntniß dieser Uebung kein vollständiges, reines, richtiges Urtheil.

I. Genie. Die höhere Macht, die einen Menschen zu Hervorbringung seines Werkes belebet, das wir als unnachahmlich, als unerreichbar erkennen, aber mächtig oder sanft auf uns wirkend fühlen, nannten die Alten Geist, Genius. Ein mit uns geborner Geist, δαιμων, vis animi diuinior, von dem sie Kultur, Kunst, Fleiß so wenig ausschlossen, daß sie vielmehr ihn als Vater und Schutzgott aller Kultur verehrten. Die neuern Sprachen haben genio und ingenio, Genie, Talent und Geist (esprit) künstlich unterschieden, so daß es ihnen nicht gleich ist, Genie haben und Genie seyn u. s. f. 1) Genie ist angebohren; 2) der Genius schafft, erzeugt, stellt sich selbst dar; 3) der Genius ist Genius im Augenblick des Erschaffens, als in Einem Gedanken sein Werk oder Geschäft ihm ganz dastand; 4) vollführte er, was er begann, so steht sein Werk genuin und genialisch da, ein Abbild seiner in Vollkommenheit; 5) die Anerkennung des rein und eigenthümlich wirkenden Naturgeistes, macht uns genialische Freude, wir werden mitgenialisch (congenial) mit ihm, fühlen uns seiner Art. Genius ist ein höherer himmlischer Geist, wirkend unter Gesetzen der Natur, gemäß seiner Natur, zum Dienst der Menschen. Die Genien des Menschengeschlechts sind des Menschengeschlechts Freunde,

Retter, Bewahrer, Helfer. Ein Heilbringender Gedanke, den sie erwecken, schafft oft eine neue Ordnung der Dinge mit stillem Schritt. Eine schöne That, zu der sie begeistern, wirkt unauslöschlich in die tiefste Ferne.

II. Geschmack. Geistig angewandt kann Geschmack kein Princip des Wohlgefälligen oder Schönen werden. *) Denn er ist 1) individuell (vielleicht kostet eine andre Zunge anders;) 2) er gilt nicht für alle Zeiten, ändert sich mit Umständen, vielleicht mit Augenblicken und Jahren; 3) er kann überhaupt kein Princip seyn (denn er giebt keinen Grund an, ja er schneidet es ab, nach einem Grunde zu fragen.) Er kann und darf kein erstes Princip der Kunst seyn. Man nennt ihn grob und fein. Den gemeinen Geschmack nennt man verächtlich. Man spricht von einem National- und Zeitgeschmack, vom unreifen, verderbten, schiefen, eingeschränkten, allgemeinen, barokken Geschmack. Durch Muster und Umgang, sagt man, wird der Geschmack gebildet, nicht durch Worte; am Geschmack des Menschen sehe man, mit wem er gelebt? wie er lebe? Kleidung, Gebehrden, Wohnung, Rede, dem Inhalt und Vortrage nach, enthüllen den Geschmack oder Ungeschmack eines Menschen.

1. Erfordernisse des Geschmacks. 1) Umschlämmt von Vorurtheilen, unerweckt, träge in niedriger Gewohnheit, ist der Geschmack grob, thierisch. Was die Reinigung des Verstandes von Vorurtheilen, die Wegräumung schlaffer Gewohnheiten in Sitten und Künsten, die Richtung der Neigungen

*) Aber worin denn soll das Princip des Wohlgefälligen und Schönen bestehen?

aufs Bessere bei Nationen gewirket, zeigt eine Vergleichung der Jahrhunderte. Nie war der Geschmack eines Volkes etwas anders, als eine Folge seines ganzen Habitus im Denken, Empfinden, Handeln, die Aeußerung seiner zwanglosesten Lust und Freude. 2) Der Geschmack löset auf und scheidet. Menschen von ruhig-zarten, nicht schlaffen Sinnen, die bei dem Erfassen des Ganzen leicht in die Theile übergehen, und sich eben so leicht aus diesen das Ganze bilden, sind vorzüglich zum feinen richtigen Geschmack geeignet. Andre, in denen Eine Empfindung alle überwiegt, bleiben nicht nur vielen Gegenständen unempfindlich, sondern hangen auch in ihrer Welt der Gefühle vom Stoß und Triebe des Moments so gewaltig ab, daß ihnen Fähigkeit und Zeit zur Analyse mangelt. Kosten (γευεσϑαι) heißt eigentlich prüfen. 3) Da die Analyse nur zur Aneignung des Gegenstandes geschieht, so bezeichnen alle gebildete Nazionen durch das Wort Geschmack eigentlich den letzten, höchsten, fein zusammenfassenden Punkt des Reizes einer Sache, von dem sich weiter keine Gründe angeben lassen, der aber innig vergnügt, mächtig wirket. Genie bringt hervor; glücklich, wenn es mit Geschmack hervorbringt, d. h. mit Zusammenfassung des Vielen zu einer harmonisch-ergötzenden Einheit. Eben diese Einheit macht dem Genius die Hervorbringung, andern die Anschauung seines Werkes leicht und anmuthig. Geschmack kann die Stelle des Genies nie ersetzen; wohl aber wäre es ein rohes Genie, das ohn' allen Geschmack arbeitete. Der Geschmacksurtheiler nennt sich gewöhnlich Kenner. Das echte Geschmacksurtheil ist für Andre Aussage, Zeugniß, kein Richterspruch.

2. Verschiedenheit des Geschmacks. Verschieden muß er seyn 1) nach der Beschaffenheit ihrer Organe, ihres Temperaments, ihres Klima. So unterscheidet sich der Geschmack der Mongolen, der Indier, Perser, Türken, Griechen, in Ergötzlichkeiten, in Kleidung, Musik, in phantastischen Erzählungen, Spielen; in jedem Volke bemerkt man eine ihm eigene Wendung in Zusammenfassung des Angenehmen, d. i. Lust und Liebe nach seiner Weise, die ohne Zweifel im Bau seiner Organe und im Verhältnisse derselben zu den ihnen entsprechenden Gegenständen den Grund hat. In Italien z. B., in Griechenland, in Asien, erscheinen die Farben dem Auge anders, als bei uns; der Geschmack darf sie dort so, wie sie ihm erscheinen, zusammensetzen, wählen, gebrauchen. — 2) Gewohnheiten bilden den Geschmack; insonderheit frühe Gewohnheiten der Kindheit und Jugend. Meistens waren es Jünglinge und Mädchen, die, was zum Kreise des Lebens gehört, zu besorgen hatten, und sie besorgten es fröhlich: ihr Blick faßte zusammen, wie es am schönsten gemacht werden könne, und traf dieß Schönere glücklich: denn was sie machten, waren oft Geschenke, die sie dem Geliebten geben, ein Hausrath, womit sie glänzen, ein Eigenthum, womit sie Andre übertreffen wollten; diese Neigungen beflügelten den Blick, eben den Punkt des Reizes zu finden, der Andern fehlte. Ist Geschmack ein Kind der Lust und Freude an Dingen des Lebens; wo wohnt er lieber, als bei fröhlichen Völkern? — 3) Den Geschmack fixirten Muster, denen man willig folgte, Uebungen, die man mit Lust und Liebe nachthat. So ward der Geschmack eines Kreises der Gesellschaft, einer Familie und Zunft, einer Stadt, eines Landes

gebildet, ohne Gesetze, durch Nacheiferung oder durch eine willige Nachfolge, die endlich Gewohnheit ward. — 4) Neu-hervorstechende Muster und Uebungen ändern den Geschmack zum Bessern, zum Schlimmern, wie es die Zeiten geben. Ein Geschmack, dem man sein Veränderliches ansieht, heißt Mode. Geschmack eines Einzelnen in Uebung gesetzt, heißt seine Manier; folgt eine Schule diesem Savoir faire, heißt es Manier der Schule. Nothwendig wird durch sie der Geschmack verengt und unrein. —

3. Bildung des Geschmacks. Es hieng nicht von uns ab, zu welcher Zeit, in welchem Lande wir gebohren wurden, welche Muster sich uns zuerst und am tiefsten eindrückten, mit welchen Menschen wir lebten und leben mußten; wohl aber hängt es von uns ab, uns Red' und Antwort hierüber zu geben, und so viel an uns ist, den aus allen diesen Umständen gewonnenen Geschmack zu bilden, zu bessern. Eben ein Zeichen der Geschmacklosigkeit ist's, zu wähnen, daß nur bei den sogenannt-schönen Künsten, Musik und Malerei, Tanz und Romanen, Geschmack nöthig oder möglich sei; da wir doch offenbar sehen, daß der anmaßendste Kunstkenner und Geschmackskrämer dieser Künste der abgeschmackteste Mensch in seiner Lebensführung, ja in der Weise selbst seyn könne, in der er diese Kennerschaft anbringt. In der eigensten Funktion unsers Lebens, in der uns eng anschließenden Sphäre von Empfindungen, Verrichtungen und Gedanken sollen wir uns Geschmack, d. i. den lichtesten Punkt der verständigsten, leichtesten Wirksamkeit mit Lust und Liebe erwerben. Das Lesen der Alten selbst, wenn es nicht bis zum innersten Kern dringt und uns zu ihren Ge-

sinnungen in einer ganzen Lebensweise bildet, sondern blos Kennerschaft bleibt, ist auch Ungeschmack.

4. Hülfsmittel zur Bildung des Geschmacks. 1) Frühe muß die Bildung des Geschmacks anfangen, oder sie kommt zu spät. Glücklich, wer sagen kann: „ich sah und hörte von Kindheit auf nichts Ungeschicktes; das Geschmacklose ward mir, wie das Laster der Trunkenheit den spartanischen Knaben an Sklaven gezeigt. Früh lehrte man mich in jeder Sache den lichtesten Punkt finden, in jeder Uebung die leichteste Weise frei und froh treiben.“ — 2) In nichts sei Ungeschmack erlaubt, weder in Werk noch Lehre, weder in Wissenschaft noch Uebung. Kein Buch sollte geschmacklos geschrieben seyn, wovon es auch handle; Euklids Elemente, Newtons Principien, la Place Werke sind ihrer Art nach im größten Geschmack, Kästner's mathematische Schriften mit eben dem treffenden Geist, wie seine Vorlesungen und Epigramme geschrieben. Kein Ungeschmack im Vortrage sollte erlaubt seyn. Kein geschmackloses Buch sollte der Jugend in die Hände gegeben werden, auch bei dem reichsten Inhalte desselben: denn je mehr sie an diesem hängt, desto tiefer drückt sich ihr mit dem Inhalt die schlechte Form ein. — 3) Nichts schadet dem schlaffen, unreifen, verwirrten Geschmack einer Nazion mehr, als wenn man ihm Alles zum Spiel macht. In Allem lehrt der Geschmack Uebertreibungen mildern, thörichten Antipathieen entsagen, schwärmenden Sympathieen entweichen, neben dem Licht auch den Schatten, der jenem aufhilft, erkennen und dulden, allenthalben aber den Punkt treffen, durch den uns Alles licht und leicht wird.

III. Kritik. Genie erschafft, Geschmack kostet, Kritik urtheilt. Mithin will sie Gründe des Urtheils; sie setzt einen Zweck des Werks voraus, und hält an ihn die Mittel seiner Erreichung. Ihr liegt ein Gesetz, eine Regel zum Grunde, die sie anwendet. Dem Namen selbst nach ist Kritik Ausspruch nach einer Regel, die dem Beurtheilten sowohl, als dem Urtheiler anerkennbar, von beiden anerkannt und dem Werke anpassend ist, über welches gesprochen werden soll. — Was heißt Recension? Eine genaue Ueberzählung oder Erzählung dessen, was die Schrift enthält, nothwendig jeder Schrift in ihrer Weise. 1) Arbeiten des Fleißes wollen eine treue Bestimmung dessen, was dieser Fleißige geleistet; ihre Recension setzt eine eben so genaue Kenntniß dessen voraus, was vor ihm geleistet worden. 2) Wissenschaften und Künste fordern einen Beurtheiler, der die Wissenschaft, die Kunst genau kennt, und wie dieß Werk zu ihnen stehe, partheilos schätzen kann. In echten Wissenschaften gelten nur Axiome, klare Deductionen, Erfahrungen, Schlüsse. — 3) Dem Genie bücke sich die Kritik; auch mit seinen Fehlern gebührt ihm Hochachtung. Eben den liberalsten, den genie-ähnlichsten Kritiker zeigt es an, wenn er das Neue, Schöne, Gute, auszeichnend ins Licht stellt, und, wenn er kann, vervollkommt; die Tadelsucht dagegen, die blos an Fehlern hängt und Federn ablieset, verräth eine kleinliche Seele. Ein Jahrbuch, das in jeder Wissenschaft und Kunst nur das Neue, Große und Schöne zum Nacheifer und zu weiterem Verfolg aufstellte, wäre ein Werk, dem Genius heilig, aufmunternd und nützlich. Nur daß, wie Lessing oft bemerkt hat, diese Hochachtung keine dumme Bewunderung

werde! — 4) Werken des Charakters gebührt dieselbe Hochachtung, die dem Genius zukommt: denn auch im Charakter wohnt Genius, edler Trieb, Begeistrung. Begeistrung, mit Weisheit gepaart, unverkennbare Güte, zum Wohl der Menschen von Einsicht und Klugheit begleitet, gebietet Hochachtung.

Mittel der Nazion bei Vernachlässigung der Kritik sind folgende. 1) Desto wärmere Theilnehmung an dem Beleidigten soll den Beleidiger strafen. Rühmlicher ist kein Unmuth, als der ohn' Ehrsucht und ohne Partei, gleichgültig, wie er auch beurtheilt werde, für den Ruhm seines Volks, für Förderung der Wissenschaft, für Freiheit des Gebrauchs aller Seelenkräfte, für echte Kunst und das Werkzeug aller Seelenkräfte, die Sprache, zürnet. 2) Die strengere Ahndung gegen Misbrauch der Kritik übe die Kritik selbst, der die Ehre ihrer Kunst werth ist. Scheuend entzieht jeder Edle sich einer Decke, unter welche namenlos und benannt so manches Unreine sich streckt; und es wird eine Zeit kommen, da die Nazion selbst sich jeder unwissenden, unanständigen, regellosen Kritik, als eines ihr zugefügten Schimpfs, schämet.

(Ende des zweiten Theils.)

III.

Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts — von D. Jenisch. 1. Th.

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

Moralischer Charakter des achtzehnten Jahrhunderts.

Welche Früchte hat die moralische Kultur auf dem Boden der politisch-bürgerlichen Verfassung getragen? Sie läßt sich durch folgende Hauptzüge bestimmen:

1. Verallgemeinerte Aufklärung, und eine öffentliche Meinung oder Volksstimmung. S. 245—268.

Nicht Aufklärung, oder, was uns hier als dasselbe gilt, Verfeinerung, aber wohl Ueberfeinerung, kann eine Vergiftungsquelle der Sittlichkeit werden; ja selbst bei überfeinerten Völkern wird man weder so viele Unsittliche, noch so große Laster und Verbrechen antreffen, als bei unwissenden und rohen. Rohigkeit und Unwissenheit führen ihrer Natur nach zur Unsittlichkeit: denn vernachlässigter Vernunftgebrauch verleitet zu

Irrthum, Irrthum zu Fehlern, und Fehler wurzeln desto tiefer zu Gewohnheiten, je ungebrochener die Willenskraft des Menschen, eben durch Unwissenheit und Rohigkeit, ist, und je weniger eigne oder fremde Vernunft auf eine bessere Richtung derselben einfließen kann. Hingegen können Aufklärung oder Verfeinerung nur durch Mißbrauch schädlich wirken.

Unter Aufklärung versteht man entweder alles, was irgend dienen kann, schädliche Irrthümer und Vorurtheile zu zerstreuen, und praktisch-nützliche und brauchbare Begriffe auszustreuen; in diesem weitern Sinne ist Aufklärung ein Unendliches; denn nie werden die Menschen mit dieser Art von Aufklärung zu Ende kommen; oder man versteht darunter, in engerm Sinn, Aufhellung über die natürlichen Rechte und Pflichten, über die Ansprüche und Forderungen, welche aus der angebornen Würde menschlicher Natur hervorgehen. Das insbesondere war's, wofür man das schöne, herzerfreuliche Wort, Aufklärung, prägte. Religiöser Aberglaube, Priesterherrschaft, politischer Druck, lange Gewohnheit, können das Bewußtseyn jener Würde unglaublich verdunkeln, das Gefühl unaussprechlich abstumpfen, so daß sich jenes kaum bis zu Vorstellungen, dies kaum bis zu Wünschen des Bessern erhebt, und daß der Mensch sich endlich zu überreden scheint, seine Lage könne gar nicht anders seyn. Dieser Zustand von Unwissenheit, oder besser, von moralischer Betäubung, war durch die vereinte Wirkung der päpstlichen Hierarchie und des politischen Despotismus, in dem ganzen Mittelalter, bis auf die Reformazion, zu einem schauderhaften Grade herrschend. Eine Religion, wie die päpstliche, welche die Menschen lehrte, einen müßigen

Mönch dem fleißigen Arbeiter, eine ewig unfruchtbare Nonne der Kinderpflegenden Hausmutter, einen gedankenlos-plärrenden Priester dem gemeinnützigen Geschäftsmanne vorzuziehen; welche lehrte, durch Gebet und Beichten, durch Ceremonien und Geschenke an Klöster und Kirchen, Vergebung für vergangene, Erlaubniß für zukünftige Sünden zu erkaufen, (und welche jeden, der nicht ihrem Glauben zugethan war, mit dem schändlichen, jene Grausamkeit rechtfertigenden Namen eines Ketzers brandmarkte, sich selbst für die allein selig machende Kirche hielt, und, diesem sehr consequent, sich zu dem Gebrauch aller nur möglichen Mittel, Abtrünnige in ihren Schooß zurückzuführen, für berechtiget hielt) — eine solche Religion verwirrte und verdrehte die moralischen Begriffe auf eine beispiellose Weise. Und da religiöser Aberglaube und politischer Druck einander gern wechselseitig die Hände bieten, so wurde das Volk von der andern Seite durch erniedrigende Abhängigkeit von dem Priesterstande, durch Aristokraten-Tyrannei und Fürsten-Despotismus, zu einer unwürdigen Duldsamkeit für jede Entweihung heiliger Menschenrechte abgehärtet.

Wenn man nun die letzte Art von Aufklärung, wegen ihrer unmittelbaren Beziehung auf Religion und Moralsinn, die moralisch-religiöse, die erste hingegen, wegen ihrer Beziehung auf Erhaltung, Erleichterung, Verschönerung und kluge Einrichtung des Lebens, die technische nennt, so fragt es sich: wie gelangte das neu-europäische Menschengeschlecht zu der moralisch-religiösen? und wie zu der technischen Aufklärung? Jene war großentheils eine herrliche Frucht der großen Kirchenverbesserung, und des von den Gegenständen der Religion

in die politische Verfassung übergetragenen Protestantismus. Viel, sehr viel jedoch, obgleich auf eine mildere Art, trugen in der Folge dazu bei: a) die Verbreitung der französischen Sprache und Literatur durch die allgemeine Bewunderung für Ludwigs XIV. glänzende Regierung und für die Sitten des jetzt verfeinertsten Volks in Europa; b) die, nach dem aufgehobenen Edikt von Nantes, aus Frankreich vertriebenen reformirten Bürger. Durch diese ward das Interesse für französische Sprache und Literatur, welches jene eitle Bewunderung geweckt, aber auch meistentheils nur zu eiteln Dingen, zur Nachahmung höfischer Sitten und höfischer Tändeleien benutzt hatte, auf würdigere Gegenstände gelenkt, so wie das Feine und Einschmeichelnde ihres Umgangs von dem wohlhabenden Theil der europäischen Nazionen bewundert und nachgeahmt ward. Aber das Wichtigste für Europens Aufklärung bewirkten einige dieser Vertriebenen durch ihre Schriften, in welchen sie Gewissensfreiheit gegen die widerrechtlichen Mißhandlungen, welche sie von der Hand des hierarchischen und politischen Despotismus erfahren hatten, vertheidigten, und die große Frage von der Religionsduldung nach philosophischen, theologischen und statistischen Gründen zur Sprache brachten. Enthusiasmus, geweckt und belebt durch bittere Erfahrungen, angebornes Talent für populäre Untersuchungen, und insbesondere auch für eine verschönernde Darstellung, verschafften, so wie Neuheit der Sache, jenen Schriften günstige Aufnahme und Verbreitsamkeit. Das gehaltvollste, einflußreichste, und für den philosophischen Geistesgang des achtzehnten Jahrhunderts wichtigste aller Werke der französischen Flüchtlinge, war Bayle's kritisches Wörterbuch,

welches man mit Recht den Elektrophor der neuern Aufklärung nennen könnte. Er legte den Grund zu einer philosophischen Ansicht der Dogmen des Christenthums, zu einer ächt-kritischen Exegese, zu einer strengen Prüfung der Kirchengeschichte. Kein anderes Werk regte den erwachenden Denkgeist kräftiger an: es ward gelesen, übersetzt, angegriffen, vertheidigt, in allen gebildeten Sprachen Europens. Auf diesen Grund wurde nun, zwar in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sehr langsam, in der andern aber desto rascher, fortgebaut. Die englischen Theologen glänzten in der ersten, die Deutschen in der andern Epoche: aber die letztern überstrahlten gar bald die erstern.

Je mehr auf diese Weise der menschliche Geist von dem Wust theologischer Kontroversen entlastet wurde, desto freier machte er nun politische Verfassung der Völker, Rechte und Pflichten der Fürsten, Gesetzgebung und Staatsverwaltung, zu den großen Themen seiner Untersuchung. Die Philosophie begann praktisch zu werden. Groß war hiebei der Einfluß der französischen Schriftsteller und Schöndenker, so wie der englischen Philosophen. Selbst Trauer- und Lustspiele waren mit Sentenzen kräftig ausgesprochener praktischer Philosophie, mit lebendigen Gemählden von der Verderblichkeit des Fanatismus, der Intoleranz, des Fürsten- und Ministerdespotismus, mit sprechenden Schilderungen von Thorheiten und Lastern der höhern Stände, und der sogenannten verfeinerten Welt, angefüllt. Die höhern Stände aller Länder, die Fürsten und Großen der Erde, lasen und besprachen diese Produkte der philosophirenden Dichtkunst und der dichterischen Philosophie des Volks an der

Seine, und lernten praktisch philosophiren, indem sie sich phantasirend unterhielten. Die wegen ihrer Freimüthigkeit aus Frankreich vertriebenen Schriftsteller fanden oft Gönner und Beschützer an deutschen Höfen. Mächtig wirkten für die Verbreitung der französischen Philosophie Friedrichs II. Schriften und Beispiel.

Durch die französischen Schriftsteller, als ihr Vorbild, gereizt, fiengen nun auch Deutsche Gelehrte an, sich der scholastischen Form des Vortrags zu entkleiden, sich durch populäre Darstellung gewöhnlichen Lesern verständlich, durch Schmuck der Schreibart der feinen Welt gefällig zu machen. Zugleich ward praktische, gemeinnützige Philosophie durch die aufgekommene Liebhaberei für englische Sprache und Litteratur, und durch das Studium der Werke der großen Tiefdenker dieser Nazion immer gründlicher und vielzweigiger bearbeitet, und durch jene Mittelklasse von Denkern, deren Einfluß auf den Geist der ungelehrten Stände der unmittelbarste ist, durch Abhandlungen, Briefe, Gespräche, Zeitschriften u. s. f. immer allgemeiner verbreitet. Der geweckte Denk- und Beobachtungsgeist übertrug sich in die größten und kleinsten Lebensgeschäfte; zu allem suchte man jetzt Grund, Regel und Theorie. Alles, von den Gegenständen des höchsten Interesses für die Menschheit an, bis auf Kartoffelnpflanzung, ward Gegenstand des Denkens und Beobachtens, des Forschens und Schreibens. Als eine natürliche Folge der verbreiteten Aufklärung entspringt ein anderer Vorzug des achtzehnten Jahrhunderts, nämlich

2. das verstärkte Gefühl für Recht, Werth und Würde der Menschheit. S. 268—280.

Die moralischen Ansprüche des Menschen, als eines Wesens, welches nur den Einsichten der Vernunft und dem Sittengesetz, und der durch jene und durch dieses selbstbestimmten Willkühr gehorchen darf, machen das Recht der Menschheit aus; große Kräfte und Talente ertheilen dem Menschen Werth; Vernunft und Freiheit ertheilen ihm unbedingten, mit nichts vergleichbaren Werth, d. h. Würde.

Durch Aufklärung ward die neu-europäische Menschheit a) von einem ungeheuern Wust religiöser und moralischer Irrthümer befreit, die Vernunft sich gleichsam selbst wiedergegeben; b) durch Aufklärung lernten wir in dem Menschen mehr den Menschen, d. h. Talent, Kunst, Wissenschaft, Gemeinnützigkeit und Tugend schätzen. c) Durch Aufklärung wird der Mensch immer mehr intellektualisirt, seine Denk- und Empfindungsfähigkeit wird vollkommener und vielseitiger ausgebildet, die rohe Sinnlichkeit ausgeglättet und abgeschliffen. Ueber sein ganzes Wesen verbreitet sich eine gewisse Geistigkeit, die einen höher gebildeten Vernunft-Charakter ankündiget, (ohne jedoch deswegen schon Tugend zu seyn.)

Alles dieses zusammengenommen giebt dem Menschen etwas edel-stolzes und großmüthiges. Wer die Erhabenheit und die Ansprüche der Menschheit kennen gelernt hat, der fühlt sich mit einem gewissen edeln Selbstvertrauen belebt, erwartet zuversichtlicher von andern die Erfüllung seiner natürlichen Rechtsansprüche, hofft, im Unglück, zuversichtlicher Mitleid und Theilnahme von seiner gleichgearteten Gattung. Jede

Art menschlicher Vervollkommnung, jede wohlthätige Folge und Wirkung der Aufklärung, wirkt auf Belebung der Selbstschätzung. Zwar ist Aufklärung keineswegs mit wahrer Sittlichkeit einerlei; aber gewiß ist sie als Erziehung und Vorbereitung zu derselben zu betrachten.

Zufällige Fehler und Unarten unserer Aufklärung sind: Eigendünkel; Vernünftelei; Neuerungssucht. a) Eigendünkel. Aechtes Gefühl seiner Menschenwürde macht den Menschen nie stolz in dem tadelhaften Sinne des Worts; denn eben diese Würde muß er in jedem seiner vernünftigen Mitwesen anerkennen. Je wenigere Menschen aber sich zu dieser Reinheit des Moralsinnes erheben, desto leichter werden sie durch alles, was denselben blos weckt und vorbereitet, durch erweiterte Einsichten also, durch ausgebildetes Talent und durch Verfeinerung jeder Art, verleitet, voll Eigendünkel auf diejenigen herabzusehen, welche dieser Vorzüge entbehren. Was flößte ganzen Völkern, was flößte Griechen und Römern die Verachtung gegen alle übrigen Völker ein? Das Bewußtseyn einer vollkommnern Ausbildung, das Selbstgefühl jener höhern Geistigkeit, dieser natürlichen Folge der Aufklärung. Bei alle dem beweist dieser Eigendünkel, der sich nicht selten im Gefolge der Aufklärung findet, weiter nichts, als daß der Mensch oft das Mittel mit dem Zwecke verwechselt, und jenem die Achtung zollt, die nur diesem gebührte. b) Vernünftelei. Man denkt sich hier darunter den Hang über Dinge entscheidend abzusprechen, ohne die zur richtigen Ansicht der Dinge erforderlichen Vorkenntnisse zu besitzen. Sehr verführerisch zu Vernünftelei ist die der Aufklärung übrigens höchst vortheilhafte

Popularisirung jeder Art von Kenntniß und Wissenschaft, und die, übrigens sehr zweckmäßige, encyklopädische Art des Unterrichts. Bei jener werden gewiß manche Begriffe nur halb gefaßt, sehr verwirrt gedacht, und unrichtig angewandt. Bei dieser erzeugt die Lektüre der verschiedenartigsten Schriften leicht ein zu großes Selbstzutrauen. c) Neuerungssucht. Sie entsteht leicht aus dem bemerkten Mangel der Zusammenstimmung des erkannten Bessern mit dem, was wirklich gethan wird, und besteht; oft aber auch aus der durch die ins Unendliche vermehrten Bedürfnisse des Luxus und der Vergnügungssucht des Menschen erzeugten Ueberredung, sein gegenwärtiger Zustand sei ein Zustand des Elendes, nur von einem neuen könne er vollkommenen Glücksgenuß erwarten.

3. Verbesserte Erziehung. S. 280—295.

Hier betrachten wir die Erziehung nicht, in wiefern sie Gegenstand der Vorsorge des Staats ist, (s. das erste Buch,) sondern in wie fern sie auf die sittliche Kultur des Jahrhunderts einwirkt.

Bis über die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Bildung der jungen Menschenwelt der Scholastik mönchischer Theologen, dem Pedantismus kleingeistiger Philologen, und dem blinden Mechanismus des Schlendrians, preis gegeben. Auf Stärkung und Gelenkigkeit des Körpers wurde überall wenig Rücksicht genommen. Durch körperliche Züchtigungen glaubte man am sichersten moralische Güte zu erzwingen. Die Gegenstände des Unterrichts waren ein Gemisch von scholastischen Dogmen, von grammatischen und chronologischen Trockenheiten,

Bayerische Staatsbibliothek München

durchaus mehr auf Uebung und Bereicherung des Gedächtnisses, als auf Bildung der Denkkraft berechnet. Rousseau's Emil ward Aufruf, und gewissermaßen Gesetzbuch der neuern Erziehung. Die Denkkraft zu üben, den Geschmack zu bilden, den Moralsinn zu entwickeln, den Geist vor schädlichen Irrthümern und Vorurtheilen zu verwahren, und ihn mit jeder für künftige Lebensverhältnisse brauchbaren Kenntniß zu bereichern — darauf müssen alle Gegenstände des Unterrichts, und darauf die Art des Vortrags berechnet seyn. Sprachen, als Vorbereitungsmittel, Wissenschaft, als das Hauptziel, machen das Wichtigste bei dem jugendlichen Unterrichte aus. Jene sind nur die Schlüssel zum Tempel der Weisheit: die Wissenschaften sind das Heiligthum des Tempels. Nothwendig bleibt das Studium der lateinischen und griechischen Sprache, so lange diese in unsere Kultur-Verhältnisse tief verwebt sind (und wann werden sie wohl aufhören, dieses zu seyn?). Aber nur muß das Studium der neu-europäischen Sprachen, die zugleich für so viele Zwecke des bürgerlichen Lebens brauchbar sind, und besonders die Kultur der Muttersprache, nicht hintangesetzt, und noch eifriger, als bisher, betrieben werden. Bei allem dem verdankt das achtzehnte Jahrhundert seine größten Vorzüge nicht den Sprachen, sondern dem mehrern, bessern, und ausgebreitetern Wissen, und der vielseitigen Anwendung desselben auf die Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Vergnügen der Menschen. Da aber das Feld der Wissenschaften ins unermeßliche erweitert, und bis ins unendlich-feine bearbeitet worden, welche Methode könnte für den Jugendunterricht zweckmäßiger seyn, als der encyklopädische? Immerhin möge der aufsproßende Geist nur

Bayerische Staatsbibliothek München

mit den allgemeinsten, und umfassendsten Ideen der Wissenschaften bekannt werden; er wird ja doch dadurch zu dem gebildet, was der Mensch, seiner natürlichen Bestimmung nach, seyn soll, vernünftiger Weltbeschauer; er lernt die ganze lebendige und leblose Natur um ihn her mit erleuchtetem Auge ansehen; er lernt frühe schon Menschengeist, Erfindsamkeit und Kunstfleiß in ihren erstaunenswürdigen Kraftäußerungen bewundern, und einen Werth auf die Ehre setzen, durch Denken, Beobachten oder Handeln zur Erweiterung der Künste und Wissenschaften beizutragen; er lernt seinen Ideen Mannichfaltigkeit, Vielseitigkeit, Allgemeinheit geben; er lernt endlich die ganze Menge von wissenswürdigen Dingen vorläufig kennen, aus welchen er sich diejenigen zu seiner vorzüglichen Bearbeitung wählen kann, welche ihm für sein Talent, oder für seine künftigen Lebenszwecke die angemessensten scheinen. Das ist der Geist und Zweck des encyklopädisch-wissenschaftlichen Jugendunterrichts. Zwar ist die Anzahl solcher Schulen und Lycäen in allen Ländern Europens noch nicht sehr beträchtlich; aber einige nähern sich doch diesem Ideal: andere streben ihm mehr oder weniger rastlos nach: überall fehlt es in diesem Felde weniger an muthigen Arbeitern, als an kräftiger Unterstützung und aufmunternder Belohnung. Derselbe Geist des encyklopädischen Wissens, nur unmittelbar auf das Leben angewendet, herrscht in den Bürger- und Erwerbschulen, deren bloße Idee ein schätzbares Eigenthum der neuern Pädagogik ist. (Mit Freuden denkt hier der Herausgeber an das zu einer künftigen Bürgerschule hier vor Leipzigs Thoren schon errichtete Gebäude; und mit der innigsten Hochachtung segnet er den ehrwürdigen, schon in andern Rücksich-

ten so verdienstreichen Urheber und vorzüglichsten Beförderer dieser für späte Jahrhunderte so wohlthätigen Anstalt, den Herrn Geheimen Kriegsrath Müller. Möchten doch überall, wie hier, Schutzwehren der Bellona *) in Tempel der Minerva verwandelt werden!) Wie sehr werden durch sie auch die blos handwerkthätigen Klassen im Staate zu denkenden Wesen veredelt, von Unsittlichkeit, Aberglauben, Unwissenheit und Vorurtheilen befreiet! Und wie viele Schriftsteller arbeiten nicht auf eben diesen Zweck hin? welchen Nutzen hat nicht das einzige Beckersche Noth- und Hülfsbüchlein gestiftet? Die Anschließung des weiblichen Geschlechts an die Erziehung des männlichen ist einer der glücklichsten Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts. Weisere und bessere Mütter bilden auch weisere und bessere Kinder, und Kinder sind die Hoffnung des Menschengeschlechts.

Unaussprechlich fruchtbar für intellektuelle und sittliche Bildung ist dieser Geist der Erziehung. Durch sie wird zuvörderst Aufklärung der sproßenden Generazion früh eingeimpft; diese wird um so viel gewisser den schon vorhandenen Schatz von Kenntnissen durch neue Entdeckungen vermehren, und die Zeit und Kräfte, welche ihre Vorgänger einst zur Reinigung von alten Irrthümern verwenden mußten, zur Erlernung neuer Wahrheiten brauchen. Durch sie wird der Mensch frühzeitig intellektualisirt und vergeistiget. Geistesthätigkeit und Geistesunterhaltung, Lektüre und schriftstellerische Versuche, werden ihm Bedürfniß. Schon sind die Beispiele nicht selten, daß

*) Das neue Gebäude steht auf einer ehemaligen Bastey.

wir bei dem Landmann Werke über Naturgeschichte, Oekonomie, Geschichte u. s. f. antreffen, oder daß der Handwerker einen Theil seines kümmerlichen Erwerbs in eine Lesebibliothek spendet. Diese Intellektualisirung fließt auf die schnellere Entwickelung des innern Sinnes für alles ein, was Recht und Werth und Würde der Menschen betrifft. Die jetzige Jugend hat offenbar mehr Sittenmilde, als die vor dreißig und mehrern Jahren, wenn sie gleich vielleicht nicht tugendhafter, sondern nur tugendartiger ist.

Ein Wunsch in Rücksicht auf die gelehrte Erziehung unserer Tage ist nicht zu verbergen. Der immer zunehmende Umfang des Wissenswürdigsten, (und die Ungeduld vieler Eltern, ihre Söhne mit Aemtern versorgt zu sehen) scheint allmählich das jugendliche Alter zu überladen; ein Umstand, welcher nicht nur dem körperlichen Wohl der Jugend, sondern auch der Entwickelung des bestimmten Talents für gewisse ausschließende Gegenstände der Kunst oder Wissenschaft, so wie der angestammten Originalität, sehr nachtheilig werden kann. Um desto sorgfältiger müssen unsre Erzieher die Gegenstände des Vortrags, so wie die Vortragsart bestimmen, unter dem Wissenswürdigen immer das Wissenswürdigste aussuchen, und besonders das alte Sprachstudium einschränken. Nur opfere man nicht etwa diesem wissenschaftlichen Encyklopädismus die Bildung des jugendlichen Alters für die Künste der Rede und der Dichtkunst ganz auf! Uebungen in rednerischen und dichterischen Versuchen sind fast die einzigen, bei welchen der Geist seiner ursprünglichen Spontaneität überlassen ist; dagegen er, bei dem wissenschaftlichen Unterricht, mehr aus fremdem Geiste in sich

hinüber leitet, als aus seinen eignen Quellen schöpft. Auch schrecke uns die Seltenheit ästhetischen Talents nicht ab! jeder von der Natur nicht ganz vernachläßigte Geist hat eine gewisse Blüthe der Einbildungskraft. Hier ist der Punkt, wo ästhetisches und wissenschaftliches Talent einander berühren, und ihre ursprüngliche Verschiedenartigkeit mischen.

4. Oeffentliche Sittlichkeit oder Annäherung der bürgerlichen Verfassung zu einem sittlichen Zustande. S. 295—305.

Unter „Sittlichkeit“ verstehen wir hier nicht jene von aller Beimischung sinnlicher Triebfedern entfernte reine Tugend, sondern denjenigen Grad von Humanität, von Angemessenheit und Annäherung zu der intellektuellen und sittlichen Ausbildung des Menschen, welcher in der bürgerlichen Verfassung unsers Zeitalters enthalten ist. Diese Annäherung unserer politischen Verfassungen zu einem sittlichen Zustande nehmen wir wahr a) in der Selbstständigkeit und Ausbreitung des Mittelstandes; b) in dem herrschenden Geist öffentlicher Ruhe und Sicherheit; c) in jeder wirklichen Verbesserung der Staatsverwaltung. Von den beiden letzten Stücken ist schon im ersten Buche zur Gnüge gehandelt worden. Was aber die Selbstständigkeit und Ausbreitung des Mittelstandes betrifft, so können nur pedantische Alterthumsgrübler die alten Freistaaten uns als Muster volksbeglückender Regierungen lobpreisen. Ihre Verfassung war ja doch nur auf eine ungeheure Kränkung der allgemeinen Menschenrechte gegründet. Alle Staatsverfügungen Lykurg's, Solon's und Numa's, setzten die unbedingte Sklaverei der

ganzen Menschenmenge voraus, welche in Sparta, Athen und Rom zu Dienstverrichtungen gebraucht wurde, oder Handwerke und Gewerbe trieb. Ein Sklave stand mit seinem Eigenthum, seinem Weibe, seinem Kinde, seinem Leben selbst, in der unbeschränkten Gewalt seines Herrn, dem es durch die Gesetze verstattet war, dem Sklaven seinen Erwerb zu entreißen, mit seinem Weibe Ehe zu brechen, seine Tochter zu schänden, seinen Sohn zu unnatürlichen Wollüsten zu gebrauchen, ihn selbst zu Tode zu quälen. Das war in Griechenlands Freistaaten und im Römischen Reich das Loos von mehr als zwei Dritteln der Bewohner, bis August, Hadrian und Mark-Aurel das Schicksal derselben etwas erträglicher machten. Und ohne die Sklaverei einer so ungeheuern Menge Menschen konnte weder Sparta, noch Athen, noch Rom, bestehen. Denn die Verachtung, mit welcher man dort jedes Lebensgeschäft, welches nicht Krieg oder Staatsverwaltung betraf, ansah, prägte jedem Freigebornen einen Schandflecken auf, der sich einem Handwerk, der Krämerei, der Gärtnerei u. s. f. widmete; und alle jene ehrwürdigen Gegenstände menschlicher Betriebsamkeit blieben daher den Sklaven überlassen. Welche Staaten! wo man, wenn man nach dem öffentlichen Geiste der Industrie fragt, nur in menschliche Lastthiere, und in Müßiggänger oder Schwelger eintheilen muß! Welche Sittlichkeit, welche Liebe für häusliche Ruhe und Familienglück, konnte bei jenen Unglücklichen, oder bei diesen zügellos umherschweifenden Müßiggängern und Schwelgern statt finden? Die kleine Zahl der stillen, häuslichen und tugendhaften Bürger, welche es dort gab, bedeutet nichts gegen den zahlreichen Pöbel in Athen und

Rom, dessen für die öffentliche Sicherheit so gefährlicher Müßiggang die unmittelbarste Wirkung jener grundverderblichen Verfassung war. Ganz anders und besser sieht es in unsern Staaten aus. Hier hat sich die in den alten Republiken zur Verachtung, zum Frohndienst und zur Sklaverei verurtheilte Volksmenge, hat sich die Klasse der Kaufleute, Handwerker, mechanischen Künstler und Ackerleute, zu einem ehrwürdigen Mittelstande (tiers-état) gebildet, welchen bei seinen Gewerben zu beschützen, der Staat, gegen die Entrichtung von Abgaben, als seine erste Pflicht anerkennt, dessen Wohlstande er seine eigne Kraft und sein ganzes Ansehn verdankt. Erst seit der Bildung des dritten Standes entstand Nazional-Erwerbfleiß, und gewann bald außerordentliche Achtung. Wie oft konnte der Fürst seine Projekte nur durch bürgerliche Unterstützung ausführen! Wofür er dann den Städten, als den Wohnplätzen der Bürger, mancherlei und wichtige Rechte und Freiheiten ertheilte. So wurde der dritte Stand immer selbstständiger, und wohlthätig wirkte diese Selbstständigkeit auf die sittliche Kultur. Dadurch, daß so viele Millionen der geringern Volksklassen durch vermehrten Erwerbfleiß Unterhalt, oft Ueberfluß finden, sind sie dem Müßiggang, dem ergiebigsten Lasterquell, entrissen; sind sie dem Elende entrissen, dieser eben so reichhaltigen Quelle zahlloser Ränke, der List und des Betrugs, des Diebstahls, der Räuberei, des Mordes u. s. f. So — werden die Ehen vermehrt, (statt daß Ausschweifung und Luxus gegenseitig zur Verminderung derselben wirken;) durch die Ehen wird der Geschmack am häuslichen Leben befördert; und dieser Geschmack begünstiget vorzüglich die Liebe zur Ruhe, diese Mutter nicht nur aller mildern

Tugenden, sondern auch der Erfindsamkeit, des Erwerbfleißes, der Künste und Wissenschaften, so wie der Enthaltung von großen Verbrechen und ausschweifenden Lastern.

Leider giebt es noch jetzt in manchen, selbst aufgeklärten, Ländern, hin und wieder Leibeigenschaft; aber, zu geschweigen, daß der Leibeigenen in jenen Ländern eine im Verhältniß zu dem freien Mittelstande höchst geringe Anzahl ist, so kann bei uns der Staat sehr gut ohne Leibeigenschaft bestehen; ja, unsere Staaten würden dadurch nur gewinnen; statt daß die alten Freistaaten ohne Sklavenstand vernichtet worden seyn würden.

Ein einziger schauderhafter Fleck entstellt noch unsre öffentlich-sittliche, so wie unsere politische Kultur, entstellt unsre gesammte Kultur, und gießt über die schönen Tage der Aufklärung ein mitternächtliches Dunkel aus: und dieß ist — der Krieg.

5. Tugendartigkeit oder Sittsamkeit der einzelnen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft. S. 306—341.

Es ist unmöglich, daß in einem Staat öffentliche Sittlichkeit herrsche, ohne ein gewisses Maaß der besondern: gute Gesetze bringen vielleicht weniger gute Sitten hervor, als gute Sitten gegentheils gute Gesetze veranlassen. Diese besondere oder bürgerliche Sittlichkeit ist mehr eine Folge des gesammten Kulturwesens, als der Landes- und Gesetzverfassung. Wir nennen sie Humanität, Sittsamkeit, Tugendartigkeit. Der Mensch auf dieser Stufe der Bildung, hat zwar die Tugend noch nicht nothwendig in seine Gesinnung, aber unter die Maxi-

men der Klugheit, unter die Regeln der bessern Gewohnheit, aufgenommen. Er ist sittsam, d. h. er fügt sich in die bessere Sitte und Handlungsweise der Menschen. Je mehr nämlich der Mensch sich selbst kennt und schätzt, je mehr das Gefühl für Recht, Wohl und Würde der Menschheit, in ihm entwickelt wird; je mehr zu gleicher Zeit gute Gesetze eine gewisse moralische Ordnung der Dinge um ihn her schaffen, desto milder und ruhiger wird seine ganze Art zu seyn. Die feiner entwickelte Vernunft erhält immer siegreichere Oberhand über den rohen Naturtrieb und über die stürmischen Leidenschaften; er meidet alles, was den Zustand seiner Ruhe unterbrechen könnte, und fühlt sich gegen jede auffallende Unsittlichkeit, deren Vermeidung ihm eine wesentliche Bedingung dieser Ruhe scheint, mit Abscheu erfüllt. Diese Sittsamkeit, welche einen Charakterzug der gebildeten Individuen des achtzehnten Jahrhunderts ausmacht, äußert sich I. durch negative Tugenden, oder Enthaltung von allem, wodurch entweder die öffentliche Sicherheit gefährdet wird, oder was einen besondern Grad von Rohigkeit verräth, dergleichen z. B. Trunkenheit ist. Zwar wird durch Trunkenheit die öffentliche Sicherheit nicht unmittelbar, wie durch Diebstahl, Räuberei und Mord, gefährdet, aber doch mittelbar; denn der Mensch fällt dadurch in einen Zustand der Betäubung und der Sinnlosigkeit herab, in welchem er der Gesetze der Gesellschaft, wie der Vernunft, leicht vergißt, und zu den verabscheuungswürdigsten Handlungen hingerissen werden kann, von dem Guten verachtet, von dem Satyrischen verspottet, und von dem Tückischen gemißbraucht wird. Da übrigens ein beträchtlicher Theil der Menschen, selbst mitten in

der Welt der Kultur, von der Kultur selbst ausgeschlossen bleibt, oder auch von ihren wohlthätigen Strahlen nur wie von fern angeschimmert wird; so werden auch grobe Laster und Verbrechen, deren Vermeidung ein wesentlicher Charakter der Kultur ist, mitten in der Welt der Kultur, unter dieser Klasse von Menschen, immer noch begangen werden. Ja bisweilen kann selbst unaufhaltsam aufbrausende Heftigkeit der Leidenschaft auch den gebildetsten Menschen zu den sträflichsten Vergehungen fortstoßen. — So wenig nun aber negative Tugend wahre Tugend ist, so wichtig ist doch ihr Einfluß für Bildung zur Sittlichkeit überhaupt. Denn auf ihr beruhet zuvörderst die bürgerliche Ruhe und Sicherheit, deren heilsame Wirkungen sich auf die Entwickelung aller Anlagen des Menschen erstrecken. (S. das erste Buch.) Alle sittliche Ausbildung ist ferner nur möglich durch eine Art von Vernunftzwang, welchem wir den ganzen Ungestüm unsrer sinnlichen Natur unterwerfen. Der sich ausbildende Mensch gewinnt also immer mehr an Festigkeit in der Beherrschung seines Selbst, lernt immer mehr sein Inneres in jenes Gleichgewicht stellen, dessen Erhaltung, wenn gleich nicht schon selbst Sittlichkeit ist, dennoch zu derselben hinführt; der Mensch wird doch tugendartiger, der Tugend empfänglicher.

Die Sittsamkeit äußert sich II. durch allgemeines Streben nach sittlichem Schein. In Tagen, wo durch die verallgemeinerte Ausbildung eines gewissen moralischen Feinsinnes, jeder auffallende Verstoß gegen die Sittlichkeit leicht empfunden wird, muß ein gewisser sittlicher Anstrich aller Handlungen und Ge-

sinnungen eine unerlaßliche Bedingung in dem Betragen jedes Menschen von feinerer Ausbildung, von Ansprüchen auf den Umgang mit gesitteten Menschen, seyn. Daher erscheint der, welcher sich eines solchen bekannt gewordenen Verstoßes bewußt ist, nicht leicht öffentlich oder in seinen gewöhnlichen Gesellschaftskreisen; und dieß ist eine neue Bestätigung von dem, daß die moralische Gesetzgebung die nothwendige Bedingung der Koexistenz vernünftiger Naturen ist. (Zwar hat dieser moralische Feinsinn noch nicht seine größte Höhe erreicht. Sollten nicht z. B. allbekannte Weiber- oder Mädchenverführer, Wucherer, betrügerische Spieler, muthwillige Bankerottiers, aus jedem gesitteten Zirkel ausgeschlossen seyn?) Wenn aber alles dieses nur negative moralische Gesinnungen anzeigt, so ist hingegen unsre Höflichkeit der Ausdruck positiver moralischer Gesinnungen der Ergebenheit, der Dienstfertigkeit, der menschenfreundlichen Theilnahme. Mit einem Angesicht, welches liebreiche und jede Art von wünschenswürdiger Gefälligkeit versprechende Freundlichkeit lächelt; mit Worten auf der Lippe, welche diesen holden Versprechungen der Gebehrde das Siegel aufdrücken, tritt der gebildete Mensch in den Kreis der gebildeten Menschen; jeder unter ihnen erwiedert dem Eintretenden Freundlichkeit mit Freundlichkeit, gefällige Worte mit gefälligen Worten; und der Kommende, wie die Empfangenden, scheinen sich einander gegenseitig als gute, sittliche, umgängliche Menschen zu beglaubigen, deren jeder, weit entfernt, dem andern kränkende Gesinnungen oder Handlungen zuzutrauen, im Gegentheil die besten und edelsten jeder Art von ihm erwartet. Können vernünftige und einander bedürfende Wesen es sprechender als

so erklären: wir sollen uns einander nicht schaden; wir sollen uns achten, lieben, beistehen? Laßt uns, statt mit manchen seyn wollenden Philosophen über Höflichkeit zu spotten, sie ehren, sie als die feierliche Ankündigung unsrer Verpflichtung auf das Sittengesetz, ansehen! Denn das ist sie. Durch sie tritt das sittliche, in der Tiefe unsers Herzens ruhende, Gefühl hervor und wird sichtbar: es strahlt von der heitern Stirn herab, es winkt in dem freundlichen Auge, es lächelt hold um das Kinn her, es tönt von der Lippe. Höflichkeit an sich ist nichts erkünsteltes; sie ist eine natürliche Aeußerung des sittlichen Menschen. Und obgleich mehr Verfeinerung des geselligen Lebens auch mehr Mannichfaltigkeit und mehr Feinheit in die Gebehrden- und in die Wortsprache hineinbildet, so ist doch jene wahre und natürliche Höflichkeit gar sehr von der erkünstelten zu unterscheiden. Diese ist ein Kind der Sklaverei und wegwerfender Unterthänigkeit, oder auch niedriger Schmeichelei und schlauer Berückungskunst. Sie verhält sich zu der wahren Höflichkeit wie Heuchelei zur Tugend, und gedeiht nur da, wo eine ungeheure Ungleichheit der Stände und Glücksgüter die Menschen in eben so ungeheure Entfernungen von einander stellt, so daß demüthige Stellungen, einschmeichelnde Gebehrden, flehende Worte, weit entfernt, Ausdruck der allgemeinen moralischen Gleichheit und der gegenseitigen Verpflichtung durch das Sittengesetz zu seyn, nichts als ein aus Furcht und Eigennutz gezollter, und von Eitelkeit angenommener oder aufgelegter Tribut des Dienenden an den Herrschenden, des Bedürfenden an den Mächtigen sind. Despotien und Monarchien waren daher immer die Pflanzschulen erkünstelter Höflichkeit. Je greller die

neu-europäische Feudalverfassung die Abstufungen zwischen Hohen und Niedern, zwischen Herr und Volk machte; desto kriechender mußte Gebehrde und Sprache der letztern gegen die erstern werden. Unter allen Völkern Neu-Europens bildete, nächst Spanien, welches immer der Sitz der Ceremonien und der ceremonienreichen Höflichkeit war, am meisten Frankreich den Charakter erkünstelter Höflichkeit aus, wo Weiberumgang, welcher für diese Gattung von Höflichkeit sehr verführerisch ist, ihn vorzüglich begünstigte, und Ludwigs des Vierzehnten glanzreicher Despotismus, besonders in Verbindung mit jenem, ihn vollendete. Mit französischen Sitten verbreitete auch erkünstelte Höflichkeit ihre Herrschaft über ganz Europa: und erst seitdem Franklin's Sitteneinfalt und Rousseau's Deklamazionen gegen die Ueberfeinerungen der Kultur der Gegenstand unserer Bewunderung wurden; seitdem Regenten, wie Friedrich II. und Joseph II. große Reiche ohne alles sultanische Gepränge beherrschten: seitdem zugleich die Sitten der Britten viele Nachahmer fanden: erst seit dieser Zeit haben wir angefangen, (aber auch nur angefangen,) spanische Grandezza, und Ceremoniesucht aus unsern Kreisen zu verbannen. Aber immernoch gehen wir in unsern gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen um einige Töne über den Ausdruck der wahren, natürlichen Höflichkeit hinaus; und in den Tönen, welche über diesen Ausdruck hinausgehen, wozu insbesondere auch unsere Titulaturen zu rechnen sind, schreit gleichsam der alte Feudalismus hervor. Mit geringer Ausnahme gewisser Züge alten Zeitgeistes, können wir die ächten Feinheiten der natürlichen Höflichkeit aus den Briefen des Cicero und des jüngern Plinius, aus den Dialogen

des Plato, und den in den Trauerspielen des Sophokles und Euripides vorkommenden Dialogen erlernen.

Gute Folgen des sittlichen Scheins, der freilich auch eine Quelle der moralischen Heuchelei werden kann, sind in Rücksicht auf Bildung für Sittlichkeit a) Gewöhnung zum Vernunftzwange. Dadurch, daß die Menschen durch den allgemeinen Geist gezwungen werden, das Gefühl der andern zu schonen, und jeden offenbaren Verstoß dagegen zu verhüten, übertragen sie diese Verfeinerung in ihr eigenes Selbst; fordern die moralische Zartheit (Delikatesse,) welche sie gegen andre beweisen, gegenseitig von ihnen; lernen die Macht und Gewalt, die trügerische Dialektik der Leidenschaften, und die Einmischung derselben in die Denk- und Handlungsweise der Menschen immer genauer kennen, lernen eigennützige Beweggründe von uneigennützigen, verfälschte Tugend von unverfälschter, richtiger unterscheiden, und so sich zur Idee der reinen Tugend erheben, deren göttliches Bild dunkler oder deutlicher jedem Menschen vorschwebt. Daher die große Menge der schönsten moralischen Gemeinsprüche (Sentimens, Maximes,) welche wir immer in dem Munde der verfeinertsten Menschen finden, und durch welche offenbar deutlichere Entwickelung moralischer Begriffe, logische Beurtheilungsfertigkeit moralischer Fälle, Zartheit der Empfindung in Hinsicht auf die Einmischung fremdartiger Triebfedern in die ächt-moralischen befördert werden. Bei dem Hange der Menschen, sich durch Moralisiren für Moral, durch richtige Erkenntniß für gute Handlungen schadlos zu halten, entsteht freilich leicht eine Art von Prunksucht mit moralischen Sentenzen, eine moralische Gefühlssucht; und dieß ist ein

Nachtheil, welcher für die Sittlichkeit aus dem Streben nach äußerm Schein, und überfeinerter Kultur entspringt. Dennoch wirkt jenes Streben, und die Nothwendigkeit, moralisch gut zu scheinen, immer wohlthätig für die öffentliche Sittlichkeit. Die geschärfte Aufmerksamkeit auf das, was in den menschlichen Dingen ist, und was seyn sollte, nimmt leicht alle öffentliche Mißbräuche, alles Tadelnswürdige in der Staatsverwaltung, in der Religion, in der ganzen bürgerlichen Verfassung, wahr. Man beleuchtet und prüft alles, und fordert die Abstellung der Mißbräuche. Selbst diejenigen, welche durch eigne Handlungen die Ordnung stören, wollen diese wenigstens durch andere um sich her wirklich machen.

Die Sittsamkeit unserer Zeit äußert sich III. durch Zart- und Weichmüthigkeit. Das häusliche Stillleben, die Liebe zur Ruhe und Gemächlichkeit, die negative Tugend, das verfeinerte sittliche Gefühl, und Aufklärung überhaupt, bilden diese weiche Seite der menschlichen Natur sehr glücklich aus. Diese Weichheit, eine Folge des gesitteten Zustandes, fließt nun selbst wieder mannichfaltig auf die Sittlichkeit ein. Insbesondere offenbart sie sich durch Empfindsamkeit, nicht durch Empfindelei. Unter Empfindsamkeit denken wir uns jene mildere Gemüthsstimmung, nach welcher der Mensch jeden Mißton in der sittlichen Ordnung der Dinge leicht und schnell wahrnimmt, und thätig zu verhüten strebt. Wenn Wohlthätigkeit aus Religiosität in unsern Tagen selten ist; warum ist Wohlthätigkeit noch immer die allgemein geübteste der öffentlichen Tugenden? warum sehn wir die oft selbst von so vielen Bedürfnissen gedrängten Men-

schen bei öffentlich angezeigten Scenen großen Elendes, z. B. bei Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen, außerordentlichen Familienleiden, den Unglücklichen hülfreiche Hand zustrecken, und milde, oft überraschend-ansehnliche Spenden darbieten? Warum finden unsre Armen-, Schul- und Waisenanstalten, unsre Rettungs-Institute, meistentheils so viele thätige Beiträge? Die Ursache ist: Aufklärung und Verfeinerung haben den Geist der Empfindsamkeit, haben, statt bloß religiöser Gefühle, Menschengefühle geweckt. Warum sind ferner Schläge und körperliche Strafen überhaupt aus jeder rechtlichen Haushaltung, so wie, für die meisten Fälle, aus jeder wohlgeordneten Erziehungsanstalt, verbannt? Warum sind gelindere Strafgesetze eingeführt, warum ist die Tortur fast allgemein abgeschafft, warum ist der Gebrauch der Todesstrafen so sehr eingeschränkt worden? Warum finden wir in unsern Richtern das, der richterlichen Denkart voriger Zeiten ganz entgegengesetzte, Bestreben, Verbrecher eher zu milde als zu strenge zu behandeln, lieber Unschuldige als Schuldige zu finden? Alles dieses bringt die menschlichere Bildungs- und Empfindungsweise unserer Tage mit sich. Eben daher hat auch unsre gesammte Schriftstellerei, selbst in Vergleich mit den menschenfreundlichsten Schriften der Griechen und Römer, eine eigenthümliche Farbe von Zart- und Weichheit. Wie kalt sind die Erzählungen, auch der sonst nicht unempfindsamen, griechischen und römischen Moralisten von den Greueln der Sklaverei, der Eroberungskriege, der Bürgerzwiste, der Triumviratsproscriptionen! Wie weit rührender und wärmer sprechen die neuern Schriftsteller von solchen Themen!

6. Vermehrte und verfeinerte Geselligkeit mit besonderer Hinsicht auf die Annäherung der verschiedenen Stände und der beiden Geschlechter zu einander. S. 341—371.

Sie ist eine Wirkung der Privatsittlichkeit. Wesentliches Hinderniß der Geselligkeit war in Neu-Europa die grell-abstechende Verschiedenheit der Stände, des Adels, der Geistlichkeit, des Bürgers, des Gelehrten; deren jeder durch die gänzliche Ungleichartigkeit seiner Lebensweise und Beschäftigung mit der Lebensweise und den Beschäftigungen des andern, und durch die einförmige Beschränkung auf die seinige, allmählich an Geist und Sitten zu einer gewissen Einseitigkeit gleichsam erhärten mußte, durch welche er dem andern unleidlich, unerträglich ward. Hier war keine Gemeinschaftlichkeit der Beschäftigungen, verbunden mit Vaterlandsinteresse, wie bei den Griechen und Römern, wo jeder edlere Bürger Soldat und Volksredner war, und der vielverflochtene Mechanismus aller Kulturverhältnisse (s. das erste Buch) fehlte. Nachher setzte insbesondere der Adel in die stolze Absonderung von den übrigen Ständen einen seiner unterscheidenden Charakterzüge, und das schönste Wort, welches Griechen- und Römermund aussprach, „Bürger“ hielt er für Schmähwort. Als ihm gleichwohl durch den Mittelstand, diesen eigentlichen Bürgerstand, sein Räuber-Vorrecht gleichsam aus der Hand gewunden ward, widmete er sich fast ausschließend dem Kriege, und dieser erhielt ihn durch die herrschsüchtigen Gesinnungen, welche er einflößt, fortdauernd in jener Entfernung von dem Mittelstande: einer Entfernung, welche durch die ausnehmenden Begünstigungen, wodurch die Fürsten

ihn sich näher anschlossen, noch vermehrt ward. Er fuhr fort, sich als einen edlern Menschenstamm zu überschätzen, und den Bürgerstand als eine geringere Klasse herabzuwürdigen. — Die verschiedenen Klassen des Mittelstandes näherten sich unter einander fast eben so wenig, als ihm der Adel. Die ungleichartigen Beschäftigungen, das Einförmige derselben, die darauf beruhende Verschiedenheit, oft Entgegensetzung des Interesse, schnitten die verschiedenen Stände, wie durch scharfe Gränzlinien, von einander ab. In einer Sache nur schienen alle Klassen des Bürgerstandes sich zu vereinigen, darin nämlich, daß sie, fern von allem edeln Stolz und Selbstgefühl für eigne Verdienste und Vorzüge, (denn Nazionalfleiß und Nazionalreichthum, Wissenschaft und Aufklärung, sind ja doch fast bloß dem Mittelstande zu verdanken,) nur die Sitten des Adels nachzuahmen, nur ihm sich anzunähern, nur mit seinen Vorrechten begünstigt zu werden strebten. Erst in der letztern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts haben die bis dahin so grell von einander abgesonderten Stände angefangen, sich einander zu nähern. Die immer steigende Aufklärung, welche die Achtung des Menschen zu ihrem ersten Element hat, hat sie gelehrt, Talente des Geistes und der Kunst, gemeinnützige Tugend und gründliches Verdienst, wenigstens öffentlich mehr zu achten, indem öffentliche Geringschätzung wahrer Menschenvorzüge in Tagen der Aufklärung für ein Merkmal der Rohigkeit und Unkultur gelten würde. So lernte sich bürgerlicher Werth herauf fühlen, und adlicher Stolz herabstimmen. Wohlthätig ward diese Achtung wahres Menschenwerths noch befördert durch das Beispiel einiger großen Regenten, wie Friedrich II.

und Joseph II., die mit einer Popularität herrschten, welche das Selbstgefühl des Volks glücklich weckte und belebte. Offenbar mußte neu-europäische Geselligkeit dabei gewinnen. Andere mehr oder minder mitwirkende Ursachen zur Ineinanderschmelzung der sogenannten höhern und niedern Stände waren, theils die allgemeine Bewunderung der brittischen Sitten, theils die den Bürgercharakteren eines Washington und Franklin allgemein geschenkte, und der Ueberschätzung der Adelsdiplome, der Ordensbänder und Kanonikatskreuze, unmöglich günstige Verehrung, theils die kühne Losreißung der Nordamerikanischen Provinzen vom brittischen Despotismus, und der bald folgende Sieg des Volks über den Aristokratismus, theils die französische Revoluzion, welche das Selbstgefühl des Volks fast über seine gehörigen Grenzen hinausgeschwellt hätte, theils die Freimaurerei, deren eigentlicher Geist Brudergleichheit ist, und geheime Gesellschaften überhaupt, theils die unzähligen Clubs und Ressourcen. Zu diesen wirksamen Ursachen der Geselligkeit sind vorzüglich noch zu rechnen a) der Hang zur Mittheilung und der Hang zum Genuß; b) die immer zahlloser werdenden Bedürfnisse und Künste des Luxus, deren gewünschter Genuß so häufig den Edelmann durch Heirath sich mit bürgerlichen Familien verbinden läßt, und so Menschenklassen einander durch Noth näher bringt, welche Eigensinn, Stolz und Vorurtheil noch lange getrennt haben würden. c) Die Theilnahme der Weiber an unsern öffentlichen Gesellschaften. Griechen und Römer schlossen die Weiber von der öffentlichen Gesellschaft, gewisse gottesdienstliche Feierlichkeiten ausgenommen, aus; vorzüglich vielleicht aus Furcht, die Heiligkeit der Ehe durch die

herrschende Zügellosigkeit der männlichen Sitten verringert und verletzt zu sehen, wenn sie in ihren öffentlichen Gesellschaften Weiber und Männer mit einander mischten. Eben so bei den Römern. Anders hielten es die germanischen Völker: gewöhnlich nahmen die Weiber an ihren Berathschlagungen Theil: nicht selten waren sie Weissager: im Gefechte standen sie auf den Streitwagen, und ermunterten Männer und Jünglinge zum Kampf. Zu dieser alten Achtung für das andre Geschlecht kam nun noch, durch die Annahme der mönchisch-christlichen Religion, die überhaupt, in Absicht der allgemeinen Menschenrechte, zwischen Mann und Weib keinen Unterschied kennt, die heilige Weihe der Weiber durch das Klosterleben, die Verehrung so vieler schönen Märtyrinnen des Christenthums, insbesondere die Verehrung Mariens. Eine mit solchen Begriffen von Weiberwürde erfüllte Nazion konnte das Ritterthum, diese altdeutsche Galanterie und Weiberhuldigung, nicht anders als zweckmäßig finden. Franz I. in Frankreich wagte es zuerst, die Weiber an den Hof zu ziehen, und den Thron mit ihren Tändeleien zu umringen; das Beispiel des Monarchen ward bald Landessitte; die nächstfolgenden Weiber- und Maitressenregierungen gewöhnten die Nazion immer mehr daran; und mit der über ganz Europa verbreiteten Herrschaft französischer Sitten ward auch der öffentliche Weiberumgang in allen Ländern unsers Welttheils eingeführt. Nur die geheimen Gesellschaften haben diesem Geschlecht, aus Furcht vor der Lockerheit ihrer Zunge, und vielleicht mehr noch aus gerechter Besorgniß, die Reinheit ihrer erhabenen Absichten durch die Beimischung der schönen Verführerinnen des männlichen Geschlechts getrübt zu

sehen, die Aufnahme in ihren Schooß versagt. Weit entfernt jedoch sind die Weiber in allen übrigen Ländern Europens von der Art der Alleinherrschaft, welche sie einst in Frankreich, und am meisten in den Pariser Cirkeln, ausübten.

Dennoch ist auch in Hinsicht auf Geselligkeit noch manches zu wünschen übrig. Die Grenzpfähle des Feudalismus zwischen Adel und Bürgerstand sind bei weitem noch nicht überall niedergerissen; der reine Menschenwerth des Bürgers scheint einem großen Theil des Adels immer noch nicht ganz den Mangel des Ahnendiploms zu ersetzen. Die Etiquette der Höfe, und ihre, freilich oft in der Landesverfassung selbst gegründeten, Distinctionen legen der Geselligkeit manche Fessel an. Auch die verschiedenen Klassen des Bürgerstandes fließen immer noch nicht in so schöner Mischung zusammen, wie es die öffentliche Anerkennung des reinen Menschenwerths erheischt.

Glückliche Wirkungen dieser vermehrten und verfeinerten Geselligkeit auf die Kultur, besonders auf die sittliche, sind: a) allgemeine Menschenachtung: b) Sittsamkeit und Tugendartigkeit der einzelnen Menschen. Jeder hat an seinem Gesellschaftsgenossen einen strengen Richter und Beurtheiler. c) Bereicherung an Kenntnissen, und Streben nach intellektueller Bildung. Man will wenigstens so viel Kenntnisse besitzen, um in der Gesellschaft den Rang eines gebildeten Menschen zu behaupten, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, um mitsprechen zu können. d) Vorzüglich groß auf die sittliche Kultur ist die Wirkung des neu-europäischen Weiberumgangs. Der Mangel desselben erzeugte bei den Griechen und Römern den Mangel eines gewissen Zartsinns des männlichen Geschlechts

in dem gesellschaftlichen Benehmen, so wie eine wildere Befriedigung des Geschlechtstriebes. Dennoch schlägt man gemeiniglich den nachtheiligen Einfluß jenes Mangels für Griechen und Römer zu hoch an. Nicht der öffentliche, sondern der zärtlichere, vertrautere Umgang des Mannes mit dem Weibe, wie er insbesondere in der Ehe statt findet, ist ein wesentlicher Theil seiner Ausbildung und Veredlung: und an diesem ließen es Griechen und Römer, ließen es ihre größten und edelsten Männer nicht fehlen. Die Jugend vielleicht zwischen gänzlicher Enthaltsamkeit und grobsinnlicher Geschlechtsbefriedigung kein Mittel kennend, ergab sich dieser desto ungebändigter, erschöpfte sich früh, und fiel leicht in unnatürliche Laster. Wenn wir aber, in unsern Tagen, der Ausschweifungen der Jugend nicht wenigere sehen; wenn es sogar scheint, daß jenes Mittel ein anderes unnatürliches, in der Stille schleichendes, Laster auf eine beweinenswürdige Art begünstigt; wenn insbesondere auch die Reinheit des Ehebettes und die Keuschheit unsrer erwachsenen Mädchen in unsern Clubs, Ressourcen, und auf den Liebhaber-Theatern, unvermeidlich gefährdet wird; so ist in der That nicht abzusehen, welche wesentliche Verluste Griechen und Römer für ihre Kultur durch den Mangel an öffentlichem Weiberumgang gemacht hätten. Uebrigens sind folgende Wirkungen des öffentlichen Weiberumgangs in unsrer neu-europäischen Kultur unverkennbar: a) diejenige Art von Feinheit und Geschliffenheit des geselligen Betragens, welche in jenen leisen Schonungen der Eitelkeit, des Ehrgeizes, des Eigennutzes, der Empfindlichkeit und jeder kleinen Leidenschaft, besteht; in jenem dem natürlichen Stolz so schmeichelhaften Errathen der Wünsche

und Erwartungen eines gebildeten Menschen von dem andern; in jenem gefälligen Zuvorkommen mit jeder Befriedigung dieser Art von Wünschen und Erwartungen; in jenen einnehmenden Manieren und Redewendungen, wodurch wir dieses Errathen andeuten, womit wir dies Zuvorkommen begleiten. Wir erheben nämlich die Schwachheit der Weiblichkeit durch Weiberhofdienst zur Herrschaft, und räumen ihr eine Art von Gewalt ein, blos um sie desto gewisser zu unterjochen. Im Grunde ist diese Geschliffenheit nichts anders, als das schlau gebrauchteste Werkzeug der Schmeichelei und des Eigennutzes jeder Art, und besonders da, wo der Schwächere den Stärkern, der Niedere den Höhern, der Abhängige den Mächtigen sich befreunden, und seinen Absichten zuneigen will. b) Verfeinerung der Sprache, und Bereicherung derselben mit jeder Art von zartsinnigen und zierlichen Wendungen. c) Verliebte Weichlichkeit in unsern Kunst-Darstellungen. Da das Mittel zwischen gänzlicher Enthaltsamkeit und grobsinnlichem Geschlechtsgenuß, welches dieser Umgang entwickelt, und welches der Franzose „Galanterie", der Deutsche „Liebelei" nennt, der verfeinerten Sinnlichkeit beider Geschlechter unendlich behagt: so ist leicht zu erachten, daß die schöne Kunst, daß insbesondere die Dicht- und Schauspielkunst, welche der vollkommenen Darstellung und Ausmahlung aller Gefühle und Aeußerungen der Verliebtheit am günstigsten sind, nicht verfehlen werden, der Sinnlichkeit derer, welchen sie Unterhaltung gewähren und Wohlgefallen erregen wollen, durch Gemählde dieser Art zu schmeicheln. Wie viele unserer Gedichte, Trauer- und Lustspiele giebt es ohne Heirath, ohne Liebesintriguen, ohne Liebelei? Welchen Stempel

des kleinlichen, des weichlichen, des schaalen und verächtlichen, diese ewige Liebelei unsern Geniewerken der redenden Gattung, im Vergleich mit den unsterblichen Geniewerken der Griechen und Römer, ausdrückt, davon s. des Verfassers Schrift „über den Werth der Alten.“

7. Verfeinertes Vergnügen. S. 373—402.

Für die sittliche Kultur des Menschen ist es fast eben so wichtig, wie er die Stunden seiner Muße, als die Stunden der Geschäftigkeit anwendet; wie er sich vergnügt, als wie er arbeitet. Denn Ruhe und Vergnügen ist ein wesentliches Element der Glückseligkeit; und nach Glückseligkeit werden die mehr sinnlichen, als sittlich-vernünftigen Menschen allemal mehr streben, als nach Würde zur Glückseligkeit. „Sage mir, „mit wem du umgehst; und ich will dir sagen, wer du bist!“ ist eine weise Maxime des Menschenkenners: eben so wahr könnte man sagen: „Sage mir, wie du dich vergnügst; und „ich will dir sagen, wer du bist!“ — Zu den gewöhnlichsten und allgemein-genossensten Vergnügungen neu-europäischer Verfeinerung rechnen wir: Gesellschaft, Spiel, Tanz, Liebelei, Tonkunst, Schauspiel, Lektüre; endlich auch ländlichen Naturgenuß im Sommer.

Gesellschaft. Wenn es gleich von ganzen Nazionen als wahr gilt, daß vermehrter Geist der Geselligkeit immer im Gefolge der steigenden Kultur ist; so läßt sich doch daraus keinesweges schließen, daß auch der einzelne Mensch in dem Maaß, als er gebildeter wird, auch geselliger werde. Gerade den gebildetsten Geistern behagen unsre gewöhnlichen Gesellschaften,

wegen der Leerheit, Beschränkung und Gemeinheit derselben, insgemein am wenigsten. Dagegen wird die gewöhnliche, die Mittelklasse verfeinerter Menschen, also wenigstens neunzehn Zwanzigtheil derselben, immer nur um so viel geselliger seyn. Mögen aber unsre gewöhnlichen Clubs dem edlern Geist noch so wenig behagen, ihm oft sogar anekeln: mögen ihm unsre Hülfsquellen gegen die Langeweile (Ressourcen per antiphrasin) Langeweile in vollem Maaße entgegen strömen: für Abspannung von anstrengenden Arbeiten, für viele einsam verlebte Stunden, bieten sie auch ihm in gewissen Augenblicken eine Abwechselung dar. Keine Art von Gesellschaft jedoch scheint des geselligen Genusses weniger zu gewähren, oft wahre Geselligkeit mehr zu zerstören, als theils diejenigen Schmausereien, bei welchen der Schmauser alle, denen er Verpflichtung hat, mit einemmal abzufertigen gedenkt, theils die Gewohnheit, Freunde in öffentliche Gasthäuser zusammen zu bitten, welche dadurch des so traulichen Gefühls, Wirth und Wirthin in ihrem Hause und gewohnten Familienkreise zu sehen, und sich der Gemächlichkeit und Bequemlichkeiten ihrer ganzen Lebensweise zu freuen, beraubt werden.

Spiel. Der Hang zum Spiel wurzelt vorzüglich in der Geld- oder Gewinnsucht, die selbst wieder eine Tochter des übertriebenen Luxus ist. Wenn aber niedrige Gewinnsucht dem Geist und Herzen eines jeden Menschen die häßlichste aller Formen eindrückt: welch ein Spiel entwirft man sich von einem Spiel- und Gewinnsüchtigen Weibe, deren es unter unsern großen und kleinen Damen so viele giebt!

Tanz. In Hinsicht auf diesen liegt das Charakteristische

des Zeitgeistes nicht sowohl in der Liebhaberei dafür überhaupt, als in der für gewisse Arten von Tänzen. Denn der afrikanische Neger und amerikanische Wilde liebt nicht weniger den Tanz, als der verfeinerte Europäer: und die Wildheit der mittlern Zeiten raste eben sowohl in Tänzen, als in Saufgelagen. Den Griechen und Römern war der Tanz, insbesondre aber den letztern, blos religiös; bei ihnen gab es, wegen des Mangels an öffentlichem Weiberumgange, keine Tanzgesellschaften. Ein öffentlicher Ball- oder Tanzsaal würde weder in Athen noch Rom von der Obrigkeit geduldet, würde für eine Schmach der Bürgersitten erklärt worden seyn. Cicero findet daher in seiner Vertheidigung des Muraena den diesem vom Kato gemachten Vorwurf der Tanzsucht entsetzlich, indem ein öffentlicher Tanz, bei einem anständigen Manne, jede Art von entehrender Ausschweifung voraussetze. Nemo, sagt er, saltat sobrius, (niemand tanzet unbetrunken) — Durch die Masken, oder allegorische Vorstellungen von biblischen Geschichten, von menschlichen Tugenden und Lastern, und von gewissen Zeitbegebenheiten, scheint der Tanz zuerst zum fürstlichen Hofvergnügen geadelt worden zu seyn. Denn diese Masken waren im vierzehnten, funfzehnten, sechszehnten Jahrhundert eine der vorzüglichsten Ergötzlichkeiten in den ritterlichen und adelichen Gesellschaftszirkeln: sie selbst aber waren aus den hölzernen Buden herumziehender Jongleurs und Gaukler, welche bei der Aufführung der sogenannten Mysterien oder religiösen Schauspiele sehr oft die Bewohner des Himmels und der Hölle, die heilige Dreieinigkeit mit den Aposteln, so wie den Satan mit seinen Engeln, in tanzenden Reihen darstellten, in die Hallen der

Ritterschlösser und in die Säle der Fürsten herüber gewandert. Aus den Cirkeln der Höfe und des Adels ging der Tanz in die bürgerlichen Gesellschaften über, unter denen jedoch die gesetzteren und ernsteren, durch den religiösen Eifer der Geistlichen unterstützt, dieses Vergnügen lange als mit der Ehrbarkeit der Sitten unverträglich, als etwas Komödiantenmäßiges zurückwiesen. Da die wollüstige Vertraulichkeit beider Geschlechter durch körperliche Berührung auf keine andere Weise mit öffentlichem Anstande nachgeahmt werden kann, als im Tanz, besonders in den sogenannten Walzern, Allemanden, Hoppanglaisen u. s. w., so werden Sittlichkeit und Diätetik immer vergebens sich gegen die Sinnlichkeit der Menschen verbinden. Jene Nachahmung der innigsten, wollüstigen Vertraulichkeit, durch die öffentliche Meinung für anständig erklärt, wird immer für beide Geschlechter von einem zu großen Reize seyn, und allen Vorstellungen und Warnungen Troß bieten. — (Wie viele Tanzsäle haben im verwichenen Jahrhundert dem Todtengräber in die Hand gearbeitet, wie vielen Vätern und Müttern bittere Thränen über den Verlust ihrer Töchter abgepreßt!) — Frühe Aufreizung des Geschlechtstriebes, Liebelei mit Weibern und Mädchen, Schwächung der körperlichen Kräfte durch erschöpfende Bewegung, Schwindsucht und hitzige Fieber sind die gewöhnlichsten der verderblichen Früchte unserer Tanzsucht: und welches wären die heilsamen? Aufrichtig! ich wüßte deren keine einzige. Zwar hat die neuere Pädagogik den Tanz blos als eine gymnastische Uebung zur Beförderung der Geschmeidigkeit des Körpers und der Bewegung der Säfte angesehen: und in dieser Hinsicht kann er uns Neu-Europäern allerdings sehr

heilsam werden, da wir aller andern körperlichen Uebungen der Alten entbehren, und, durch die gegenwärtigen Kulturverhältnisse, der sitzenden Lebensart weit mehr, als die Alten, ergeben sind. Aber darf Jünglingen und erwachsenen Töchtern das gefährliches Reizmittel des glühendsten aller Naturtriebe werden, was den Knaben und Mädchen sehr zweckmäßiges Bildungsmittel körperlicher Geschmeidigkeit war?

Liebelei. Die eigenthümlichen Felder ihres Wachsthums und ihrer Blüthe sind Schmausereien, Clubs, Ressourcen, Tanzgesellschaften. Heiliger wurden bei Griechen und Römern Weibertreue und Mädchenkeuschheit bewahrt, als bei uns, weil sie keinen öffentlichen Weiberumgang gestatteten, und eben deswegen das Mittel zwischen gänzlicher Enthaltsamkeit und grobsinnlichem Geschlechtsgenuß, d. h. Galanterie, Liebelei, nicht kannten. Denn indem sie, fern von der Gesellschaft, ja sogar von dem Anblick verheiratheter Weiber und anständiger Mädchen, nothwendig auch weniger oft, als wir, von dem Stachel jenes Triebes beunruhiget wurden, die wir die liebenswürdigen Geschöpfe in unsern Gesellschaften, in der Kirche wie im Schauspielhause, im Zimmer wie auf der Straße, überall vor Augen haben: so konnte auch jenes Schmachten und Seufzen nach einem Blick, einer günstigen Miene der Auserkohrnen, jenes Haschen und Jagen nach Gelegenheit, sich ihr, durch das Gedränge anderer Liebhaber, so wie durch das Gehege der Wachsamkeit ihres Eheherrn oder ihrer Eltern hin, zu nähern, konnte, heißt das mit andern Worten — Liebelei — nicht, oder wenigstens nicht in dem Grade, und so allgemein herrschend, wie bei uns, statt finden. Und war jener Trieb ja angeregt worden,

so fand er bei einer Sklavin, oder einem öffentlichen Mädchen volle Befriedigung. Da indessen selbst jede wahre Liebe etwas, mehr oder weniger, von den Zügen der Liebelei an sich hat: da ferner selbst öffentliche Mädchen jungfräuliche Schamhaftigkeit und Züchtigkeit künstlich nachzuahmen wußten: da endlich auch bei ihnen die Menge der Liebhaber die Begünstigung des Einzelnen erschwerte; so konnte durch alles dieses jener Trieb bis zu allen Symptomen der leidenschaftlichsten Liebe erhöhet werden, und es konnte auch bei ihnen an einzelnen Beispielen von schmachtenden, zagenden, eifersüchtigen, verzweifelnden Liebhabern nicht fehlen. Daß es vorzüglich bei den Griechen an Innigkeit und ächtem Zartsinn der Liebe nicht gefehlt habe, erhellt aus so manchen Scenen der Menandrischen Schauspiele, wie wir sie durch den Terenz kennen, aus so manchem schmelzenden Gemählde des „Theagenes und Chariklea; des Klitophon; des Gedichts, Hero und Leander." Nicht so unaussprechlich fein und zart war die Liebe bei den schon von Natur nicht so fein empfindenden, durch Eroberungen mehr beschäftigten, reichern und mehr schwelgerischen Römern. Daher auch bei ihnen die geringe Anzahl erotischer und elegischer Dichter. Ganz anders bei uns. Wie kann der Jüngling die bezauberndsten Mädchen, wie diese jenen täglich vor Augen haben, ohne daß der reizbarste aller Triebe hell auflodere. Die Gesetze des Anstandes, die lauschende Beobachtung der Menge, die scharfsichtige Eifersucht der Nebenbuhler, die sorgsame Hut der Eltern und Gatten, dämmen den Ausbruch des unwiderstehlich angeschürten Feuers, vermehren aber seine innere Gewalt. Die Einbildungskraft erglüht desto heftiger, je weniger

Befriedigung den Sinnen gewährt wird; die Sehnsucht nach dem immer nahen und doch immer unberührbaren Gegenstande der Liebe wird desto schmachtender; die Mittel, sich einander zu verstehen, werden leiser, feiner, gesuchter, und dadurch nur desto stechender (pikanter); die Kunstgriffe, sich einander zu nähern, mannichfaltiger und verwickelter, das Brüten darüber sinniger. Beweise für diesen herrschenden Geist verliebter Empfindsamkeit beider Geschlechter in unsern Zeiten sind, theils die Allgemeinheit, mit welcher verliebte Charaktere dieser Art in Schauspielen und Romanen dargestellt, und beklatscht werden, theils die zahllosen Beispiele von schmachtenden Jünglingen und Mädchen, so viele unglückliche Ehen, so viel Mißmuth des Lebens unter beiden Geschlechtern. Lauter verderbliche Wirkungen jenes verbreiteten geistigen Miasma!

Tonkunst. Nicht nur verliebte Empfindsamkeit, sondern die charakteristische Weichheit der Menschen unsers Jahrhunderts, huldigen vorzüglich einer Kunst, welche jedes weiche Gefühl so einzig nährt und unterhält. Der schmachtende Jüngling, das verliebte Mädchen, das unglückliche Eheweib, der zurückgesetzte Mann von Verdienst, der einsame Denker, die geräuschlos lebende Familie — ergießen ihre weichen Gefühle in das liebliche Getöne eines harmonischen Klaviers oder andern Instruments, oder sitzen gesellig vereint vor einem Chor von Tonkünstlern, und verlieren sich in einem Koncert in süßschwärmende Empfindungen. Tonkunst kann zwar zur Verweichlichung führen; aber nach ihrer ursprünglichen Natur ist sie, wie jede schöne Kunst, Beförderin der Humanität, und wirkt Milderung und Versänftigung unsers Wesens.

Das Schauspiel. Nichts kann uns mit stärkerm Interesse anziehn, als der Mensch, seine Gesinnungen und Handlungen, seine Schicksale. Daher wird unter allen Gattungen der Dichtkunst die dramatische immer den unwiderstehlichsten Reiz für den Menschen von Kultur behalten; zumal, da seine Energie auf der Bühne durch die Pantomime des Schauspielers, durch die Dekorazion des Mahlers, und durch die Harmonie des Tonkünstlers, mächtig verstärkt wird.

Lektüre. Wenn unser Jahrhundert die Liebhaberei für das Schauspiel mit andern Jahrhunderten gemein hat, so ist ihm hingegen der allgemein verbreitete Lesegeist fast ausschließend eigen, welcher als ein natürliches Resultat unsers gegenwärtigen Kulturgrades angesehen werden muß. Ohne eine ausgezeichnete Kultur-Höhe würden die Geister das Bedürfniß eines solchen Luxus nicht kennen. Es kann nicht fehlen, daß er nicht auf den Charakter des Jahrhunderts von mehrern Seiten wirken sollte. Er hat a) im Reiche der Geister eine allgemeine Mittheilung und Gemeinschaftlichkeit der Ideen, Erfindungen und Entdeckungen hervorgebracht. Daher auch Lektüre als das wirksamste Verbreitungsmittel der Aufklärung angesehen werden muß, zumal, da es offenbar eine höhere Bildung ist, welche der Schriftsteller dem Leser, als welche der geübteste Sprecher dem Hörer mittheilt. Die Gedanken sind tiefer geschöpft, bündiger verknüpft, vielseitiger gewandt: der Ausdruck ist ausgesuchter, gemessener, zierlicher, als er es, selbst in dem geistreichsten Gespräch, seyn kann. b) Durch Lektüre erhebt sich der Geist zu einer gewissen Allgemeinheit der Ansichten. Im Gespräch gehen wir selten über den engen Kreis von Partikulari-

täten und wirklichen Vorfällen hinaus; der Schriftsteller, als künstlicher Denker, erhebt sich zu allgemeinen Grundsätzen und Urtheilen; aber eben hierdurch wird zugleich der Geist des Lesers für Weltbürgersinn bearbeitet. c) Der Lesegeist fließt mannichfaltig auf die Handlungen der Menschen ein. Weggerechnet, daß die so wichtigen Wirkungen der Publizität (s. das erste Buch) lediglich auf ihm beruhen, ist er es auch, der großentheils die Empfindungs- und Handlungsweise der Menschen dadurch bestimmt, daß diese ihre Maximen und Gesinnungen größtentheils aus ihrer Lektüre schöpfen, und sich überhaupt Ideale, z. B. von bessern Verfassungen, von veredelten Gesellschaften, von einem vervollkommneten Menschengeschlecht, oder auch, bei einem schwächern und weichern Geiste, von romantischer Glückseligkeit, von platonischer Liebe, von tausend lachenden oder melancholischen Phantasmen bilden. Daher der höhere Schwung und Adel mancher Geister unserer Tage; daher aber auch oft die romantische, abentheuerliche, mitunter verkehrte und verderbte Geistesrichtung anderer.

Ländlicher Naturgenuß. Besonders seit zwölf bis funfzehn Jahren ist das Vergnügen an schöner Natur in Gartenhäusern oder auf dem Lande ein Mode-Luxus geworden. Unempfindlich gegen dieses reinste und edelste Vergnügen war man freilich nie; aber der überhandnehmende Geschmack unsrer Zeitgenossen dafür scheint vorzüglich in dem Gefühle der Leere und Einförmigkeit des gewöhnlichen Gesellschaftslebens, in dem, selbst durch übertriebene, ermüdende, Geselligkeit erzeugten Hange zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit gegründet zu seyn. Einen großen Theil an dieser Liebhaberei, so wie an dem

alljährlichen Besuch der Bäder, haben aber auch theils die immer zunehmenden Kränklichkeiten, Nervenschwächen, gichterischen Anfälle u. s. w., theils die Nachahmungssucht vornehmer Beispiele.

Eine allgemeine Bemerkung über das Ganze des Einflusses der Kultur auf den Hang der Menschen zum Vergnügen ist diese. In der Periode der Kultur ist ein Theil der vielen Entdeckungen und Erfindungen einzig dem Vergnügen gewidmet: und der Genuß dieser neu eröffneten Vergnügungsquellen wird nun (denn nichts ist dem gröber oder feiner sinnlichen Menschen werther, als Vergnügen, oder Mittel zum Vergnügen,) zu den Bedingungen der gebildetern Existenz gerechnet. Hieraus entsteht denn allmählich eine gewisse Vereitelung der Geister und der Herzen, nach welcher die Beförderung des Vergnügens als das vornehmste Verdienst angesehen, und das Aufsuchen und der Genuß aller möglichen Arten desselben als das Zeichen eines gebildeten Menschen geachtet wird. Diese Vereitelung ist zugleich die wirksamste Ursache und zugleich der wirksamste Bestandtheil des Egoismus, der Zerstreuungssucht, und des Kleinsinns, welcher die halbgebildeten Geister unsers Jahrhunderts so sehr auszeichnet. Auffallend und unser Gefühl widrig abstoßend, ist es, die menschliche Natur auf einer hohen Stufe der intellektuellen Kultur, welche den Menschen zur lebendigen Erkenntniß seiner Würde, des Ernstes und des Adels seiner hohen Bestimmung führen zu müssen scheint, und doch zugleich so klein an Gesinnungen zu erblicken.

(Aber welches sind die einzigen, sichern Mittel, diesen schauderhaften Kontrast zu heben? Doch wohl keine andern,

als daß die Menschen von Jugend auf vor Ueberfeinerung, so viel möglich, verwahrt, gewarnt, von den unseligen Hindernissen, welche sie den glücklichen Fortschritten auf der Bahn der Tugend und unsrer erhabenen Bestimmung entgegensetzt, lebendig überzeugt werden. Moralisten, Prediger, Schullehrer, Hofmeister, Schriftsteller, verständige Hausväter und Hausmütter, vornehmen und geringen Standes, — alle müssen sich vereinigen, den feindseligen Dämon der Ueberfeinerung zu bekämpfen, und Tugendähnlichkeit ja nicht mit wahrer Tugend verwechseln zu lassen.)

Drittes Buch.

Aesthetische Kultur des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein nicht kleiner Theil der Humanität, welche sich der Mensch durch Verfeinerung aneignet, entwickelt, oder äußert sich wenigstens — durch die schönen Künste. — Den ästhetischen Kulturcharakter des XVIII. Jahrhunderts skizzirt der Verfasser in folgenden Zügen:

1. Neu-Europäische Kultur zeichnet sich mehr durch Politik, Sittlichkeit und Wissenschaft, als durch schöne Kunst, aus. S. 406—414.

Aus einer ästhetischen Kulturgeschichte Neu-Europens, von welcher der Verfasser einen kurzen, aber fruchtbaren Abriß vorausschickt, erhellt, wie wenig und wie kurze Zeit, und mit wie vielen Zerstreuungen während dieser kurzen Zeit, der germanische Völkerstamm den Grazien geopfert hat.| Seit dem fünften

Jahrhundert nach Chr. Geb., seit der Völkerwanderung, begann er seine politische, religiöse und moralische Bildung; seit dem funfzehnten seine wissenschaftliche; aber fast nur seit der zweiten Hälfte des achtzehnten ward seine ästhetische Kultur etwas allgemeiner verbreitet: und auch hier schränkte sie sich meistentheils nur auf die redenden und mimischen Künste, und auf die Tonkunst, ein.

Der Grieche (weniger sein bloßer Nachahmer, der Römer; jener durch angebornen Feinsinn, dieser mehr durch lüsterne Schwelgerei,) wußte das Schöne in seine gesammte bürgerliche und menschliche Existenz zu übertragen: bei uns waren Religions- und Regierungsverfassungen, Staatsverhandlungen, Gerechtigkeitspflege, Philosophie und Erziehung, dem Geiste des Schönen nicht sehr günstig, und wenig ihn aufmunternd. — Unstreitig sind wir politisch-glücklicher, intellektuellweiser, sittlicher, als die Griechen und Römer; aber in Hinsicht auf ästhetische Ausbildung müssen wir, mit Ausnahme der einzigen Tonkunst, in welcher wir den Vorrang behaupten, griechisches Kunst-Ideal für den höchsten Zielpunkt unserer Kraftbestrebungen anerkennen.

2. Unsre ästhetische Kultur ist mehr geistig, als sinnlich. S. 415—417.

Das Gefühl des Schönen liegt zwischen Vernunft und Sinnlichkeit in der Mitte: einseitige Beschäftigung oder Anstrengung der Vernunft muß daher dem schönen Kunstgeiste mehr hinderlich, als förderlich seyn. Da wir nun durch alle unsre Kultur-Verhältnisse fast ausschließlich zur Wahrheit,

Sittlichkeit, Wissenschaft, Gemeinnützigkeit hingezogen werden; und da wir gewöhnlich unsre gesammte Bildung mehr in der Schule, als durch Handeln, mehr durch Bücher, als durchs wirkliche Leben erhalten: so muß auch unsrer ästhetischen Kultur mehr Geistiges, als Sinnliches, anhängen. Dieß beweisen auch die Schilderungen unserer Dichter, die Darstellungen unserer Mahler, die Schriften unserer Prosaisten in vollem Maße. (Man sehe, besonders in Absicht auf die redenden Künste, in welchen der Ausdruck des Geistigen am vielseitigsten darstellbar ist, des Verfassers Preisschrift „über Werth und Brauchbarkeit der alten Schriftsteller für unsre Zeiten.")

3. Unser Geschmack ist nicht rein-original, und nicht korrekt. S. 417—420.

Es fehlt in Neu-Europa nicht an Originalgeistern; aber sie sind nicht rein-original, haben (den Stoff) nicht rein aus sich selbst geschöpft. Denn aus welchen verschiedenartigen Bestandtheilen ist nicht neu-europäischer Kunstgeist zusammengesetzt! Eine orientalische Wunder-Religion, neu-platonischer Mysticismus, Ritteralter, arabische Liebes- und Heldenlieder, (denn arabischen Mustern dichteten zuerst die Spanier, und diesen die französischen Troubadours, die brittischen Ministrels, und die deutschen Minnesinger nach,) griechische und römische Literatur, nazioneller Temperaments-Charakter, und von der griechischen und römischen Kultur gänzlich verschiedene Kulturverhältnisse, dieß gab den Stoff her, welchen der Geist des Künstlers bearbeitete. Diesem allem mischte sich in den neuesten Zeiten noch französischer, brittischer, italienischer Geschmack bei.

Daher Mangel an reiner Originalität, an Einheit und Haltung, an Korrektheit und Vollendung. Daher auch ist, besonders in unsern redenden Künsten, die Form so oft griechisch oder römisch, der Stoff gothisch oder morgenländisch, die Ausführung in brittisch-deutscher Manier. Und um alle Feinheiten z. B. in Milton's vortrefflichem Gedichte zu empfinden, muß man griechische, römische und italienische Literatur zugleich kennen.

4. Wir leisten und suchen in der Kunst überall mehr das Feine und Weiche, als das Große und Starke. S. 420—423.

Unsere moralische und wissenschaftliche Kultur, und das häusliche Stillleben, stimmt unsern Geist ganz natürlich auf einen solchen Kunst-Ton. Der Verstand will mehr belehrt, als die Einbildungskraft erschüttert, das Herz mehr sanft gerührt, als von gewaltigen Leidenschaften zerrissen werden. Auch suchen wir gemeiniglich den Genuß der schönen Künste nur als Mittel der Erholung von der trocknen Einförmigkeit des Geschäftslebens. Der Künstler stimmt sich nach den Kunstgenießern; und dieß ist die Ursache, warum unsere schöne Literatur nicht nur reicher, sondern auch origineller ist durch Werke in der leichten, als in der ernsten Gattung; durch Witz, lachende Satyre, und komisches Salz, als durch lyrische Schwünge und hohes Pathos. Offenbar haben wir in der erstern Gattung weniger von den Alten geborgt und nachgeahmt, als in der andern. (Siehe des Verfassers Sprachparallele, Berl. 1796.)

Dennoch bringt die Natur mitten in Jahrhunderten der Weichlichkeit und Schlaffheit Genies voll hoher Energie und Schwungkraft, Shakespear's, Milton's, Young's, Klopstock's, Göthe's, Schiller's, hervor, welche über ihr Jahrhundert weit emporragen. Eben diese ihre alles überragende Größe heftet desto mehr die Augen ihrer Mitwelt und der Nachwelt. Alles will sich nun in dieselbe Form modeln. So bildet sich oft eine Art von momentanem Zeitgeschmack. Auch macht blos Laune und Wechselsucht selbst weiche Gemüther für den Genuß des Großen und Starken, erleuchtete Geister für das Abentheuerliche und Gräßliche empfänglich; daher das einstweilige Wohlbehagen unsers Lese-Publikums an Ritter-, Geister- und Gespenstergeschichten. — Die angegebenen vier Charakterzüge bilden den allgemeinen Charakter des schönen Kunstgeistes der neuern Zeit, nur daß in den bildenden Künsten, in welchen wir beharrlichere Nachahmer der Alten geblieben sind, als in den redenden, Ausdruck und Manier der Darstellung sich weniger verschieden mischen.

† † †

Wir gehen nun zur Darstellung der Fortschritte der einzelnen Künste über, welche wir in die redenden, bildenden, und mimischen, eintheilen.

I. Fortschritte und gegenwärtiger Zustand der redenden Künste. S. 424—440.

Unter diesem Namen befassen wir die Dicht- und Rede- oder besser, die schöne Schriftsteller-Kunst. Unter dieser letztern verstehen wir nichts anders, als diejenige Kunst, vermittelst

welcher der Geist seine schönsten und erhabensten Energien des Denkens und des Empfindens auf die ausdrucksvollste, allgemeinmittheilbarste und dauerndste Art in anschauliche Zeichen ausprägt, vermittelst welcher er die Vernunft erleuchtet, die Einbildungskraft erschüttert, das Herz rührt. Und diese haben wir Neu-Europäer in einem so hohen Grade, daß wir zu den Griechen und Römern, als unsern Lehrern, mit dankbarer Verehrung, aber ohne Neid und Eifersucht, aufschauen können. Die eigentliche Epoche der allgemeinen Verbreitung des schönen Schriftstellergeistes dürfte von der allgemeinen Verbreitung der französischen Literatur zu rechnen, mithin nicht früher, als in die letzte Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zu setzen seyn. Nichts war dieser Ausbreitung günstiger, als Friedrichs II. Beispiel, und sein von Galliens Schöngeistern und Philosophen umringter Thron.

Den redenden Künsten schließen wir die Musik, diese Schönkünstlerin der singenden Rede, an.

Unter den schönen Künsten der redenden, wie der bildenden Gattung, ist keine so durchaus europäisch-original, als unsre Tonkunst. Hier mußte das Genie, von jedem Vorbilde verlassen, alles aus sich selbst schöpfen. Denn unsre Kenntniß von der Tonkunst der Alten ist durchaus Bruchstück. Wo sind, auch nur der Sage nach, die Namen berühmter Komponisten Athens oder Roms? Hatte man doch nicht einmal die Kunst allgemeinverständlicher Zeichen, oder Noten, erfunden. Die außerordentlichen und gerühmten Wirkungen, welche sie bei den Alten oft hervorgebracht haben soll, ist, so wie noch jetzt bei den Morgenländern, vielleicht bloß aus der Rohheit zu erklären, in welcher

die Griechen gerade in der Periode, in welche jene außerordentliche Wirkungen der Musik fallen sollen, sich fanden; denn auf rohe Völker wirkt selbst die ungebildetste Musik mit erstaunlichem Eindruck. — Neu-Europäische Tonkunst hat sich zuerst an der Kirchen-Musik aufgebildet. Italien war das Urland neu-europäischer Vokal- und Instrumental-Musik; aber nicht eher, als bis Rousseau bewies, daß nur der Bewohner Hesperiens wahre Musik hätte, begann die bessere Gesangs- und Komposizionsweise sich allgemeiner einzuführen. — Italien und Deutschland haben die meisten und bewundertsten musikalischen Genies gehabt: ließe sich nicht hieraus folgern, daß italienischer und deutscher (musikalischer) Genius am richtigsten fühlt?

II. Fortschritt und gegenwärtiger Zustand der bildenden Künste. S. 432—440.

Zu diesen rechnen wir die Bildhauer-, Mahler-, Kupferstecher- und Baukunst. Der Anbau dieser Gattung von Künsten hängt weit mehr, als die Ausbildung der redenden, von den äußerlichen Begünstigungen der Umstände ab. So sind die Materialien derselben, z. B. Marmor, für den Bildhauer bei uns sehr theuer; die Baukunst bedarf außerordentlicher Geldsummen zur Aufführung ihrer Werke; das junge Künstler-Genie kann sich nur durch Anschauung der großen Meisterwerke des Alterthums, also nur durch kostspielige Reisen, entwickeln. Plötzliche und erstaunenswürdige Fortschritte in Italien machten die schönen Künste während der mediceischen Periode: das prachtliebende Frankreich, die reichen Niederlande, das stolze Spanien, ahmten bald Italien nach. Die

klassische Erziehung, welche mehrern Großen Liebe und Werthschätzung für das Alterthum einflößte; das durch erweiterten Handel und Industrie vermehrte Wohlleben waren die Ursachen jenes urplötzlichen Aufblühens der bildenden Künste; und es entstanden, nach dem Muster der Alten, eigene Schulen der Mahler, der Bildhauer, u. s. f. — Mit dem dreißigjährigen Kriege verschwand dieser schöne Kunstgeist der Großen, und fast alle Aufmunterung der bildenden Künste, oder ward wenigstens nur einzeln angetroffen. — Ludwigs XIV. Unterstützung und Schutz aller schönen, vorzüglich auch der bildenden Künste, weckte eine Zeitlang den halb eingeschlummerten schönen Kunstgeist: große und kleine Fürsten fiengen nun an, sich mit Mahlern, Bildhauern, Baukünstlern zu umringen. Aber Kriege, Staatsbedürfnisse, Handels-, Industrie- und Finanzgeist steckten der fürstlichen Großmuth oder Eitelkeit andere, und, vor der Hand wenigstens, nützlichere Ziele.

Von der Vortrefflichkeit der griechischen Mahlerkunst können wir leider! fast nur aus den kritischen Kunstbeschreibungen einiger alten Schriftsteller urtheilen. Gewiß sind Manier, Farbengebung, Perspektive, so wie die Erfindungen der verschiedenen Gattungen der Mahlerei, als, der in Oel, auf Glas, in Email, in Pastel, neueuropäisch-original. Auch ist die Landschaftsmahlerei ganz unser Werk. Wahr indessen ist es auch, daß die Mahlerkunst bei uns durch unsere orientalischen Religionsvorstellungen, durch geschmacklose Einhüllungen und überladene Verzierungen unserer gothischen Kleidung, und durch die sonderbare Mischung des europäischen Kunstgeistes über-

haupt, von dem wahren Ideal des Schönen mannichfaltig abgeleitet worden ist.

Eben diese hindernden Ursachen eines vollendeten schönen Mahlergeschmacks treten auch bei der Bildhauerkunst ein, nur daß hier unsere verhüllende Kleidung, unsre engherzigen Begriffe von Anstand und Schamhaftigkeit, und Mangel der Liebhaberei für gymnastische Uebungen, noch hinzukommen; die auch den Geschmack an Bildhauerkunst in Neu-Europa nie herrschend werden lassen.

Die berühmtesten und geschmackvollsten Werke der Neuern sind, wie bekannt, nach den Denkmälern der Alten kopirt. Dennoch übertreffen die Neuern die Baukünstler der Alten in der Anordnung des Innern der Gebäude zu Zwecken der Bequemlichkeit und des Vergnügens.

Was die Buchdruckerei für die redenden Künste ist, das ist die Kupferstecherkunst für die bildenden: sie giebt allen bildenden Künsten Allgemeinheit und Verbreitsamkeit. Und diese Kunst ist ursprüngliches Eigenthum der Neu-Europäer. — Die schwarze Kunst, die gemahlten Kupferstiche, die Mechanographik, sind gleichsam eben so viele Spielarten der Kupferstecherkunst; die aber offenbar mehr das technische, als das artistische derselben betreffen. — Das XVIII. Jahrhundert hat mehr Kupferstecher, als Mahler, Bildhauer, und Baukünstler, hervorgebracht: weil die Erzeugnisse dieser Kunst leichter abgesetzt, und wohlfeiler verkauft werden konnten. — Die Steinschneidekunst, welche bei den Alten, wegen ihres außerordentlichen Luxus mit Ringen, sehr weit getrieben war, ist in Neu-Europa, aus Mangel an Aufmunterung, immer sehr

läßig betrieben worden; und kein neu-europäisches Meisterstück dieser Gattung kömmt den Meisterstücken der Alten bei.

III. Fortschritt und Zustand der mimischen Künste. S. 440—443.

Sie befassen Schauspiel- und Tanz-Kunst. Beide Künste, besonders die letztere, hängen mit der allgemeinen Entwickelung menschlicher Intellektualität und Humanität weniger zusammen, als die redenden und bildenden. — Wenn die Schauspieler der Alten die Neuern vielleicht an gewissen Kunstgriffen der Deklamazion übertrafen; so ging dafür gewiß unter den Larven, mit welchen sie das Gesicht verhüllten, jenes feine Mienenspiel verloren, wodurch die Leidenschaft sich nach allen ihren Abstufungen ausspricht. Und wie konnte ein Schauspiel jeden rührendsten und sanftesten Laut des Menschenlebens dem Zuhörer in die Seele tönen lassen, in welchem der schönste und liebenswürdigste Theil unsers Geschlechts keine Rolle hatte? — Wer sich übrigens auf Schätzung menschlicher Kräfte versteht, muß der Schauspielkunst unter den übrigen schönen Künsten den niedrigsten Rang anweisen. — Sehr wirksam für die Vervollkommnung der Schauspielkunst sind in unsern Zeiten Lessing durch seine Dramaturgie, und Engel durch seine Mimik geworden.

Wenn den Alten ihre Gymnastik, ihre religiösen Umgänge und mancherlei mit entsprechenden Tänzen gefeierte Feste eine Mannichfaltigkeit von körperlichen Stellungen und von mimischen Darstellungen der Leidenschaft an die Hand gegeben haben, so wurden dadurch ihre Tänze eben so original, abwechselnd

und geistig-bedeutsam, als unsre neu-europäischen, bei dem Mangel jener veranlassenden Umstände, größtentheils alltäglich, einförmig, geistig und bedeutungslos sind.

† † †

Ungeachtet aber neu-europäische Kultur den schönen Kunstgeist wenig begünstiget; so fühlt sich doch der ausgebildetere und verfeinerte Mensch zu den schönen Künsten, als den leiblichen Schwestern der Humanität, mit einer geheimen und unwiderstehlichen Gewalt hingezogen. Daher haben die schönen Künste, und insbesondere die redenden, blos von der Liebhaberei des Publikums und des herrschenden Lesegeistes begünstiget, in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts Fortschritte gethan, welche der Kosmopolit mit Dank gegen die Vorsehung verehrt. Die Verfeinerung des Geistes durch Schriftstellerkunst weckte nun auch den Sinn für die Schwester-Künste, für Ton-Kunst, Mahlerei, Bildhauer-, Kupferstecher-, Schauspielkunst; und Liebhaberei für diese weckte den Sinn des Schönen in Hinsicht auf geschmackvolle Kleidung, Meublen, Gebäude u. s. f. Das ist die kurze, aber wahre Geschichte der Verbreitung des bessern Geschmacks unter unsern Zeitgenossen. Der Verfasser bemerkt S. 446. daß allgemeinere Verbreitung des guten Geschmacks unter der Menge mehr für die Fortschritte der Verfeinerung und Veredelung beweise, als die Erscheinung großer Kunstwerke einzelner Geister. Er geht nun die schönen Künste der Reihe nach durch, und zeigt bei jeder kurz, aber treffend, in welchem Grade der Geschmack und Kunstgeist unter uns verbreitet sind. Ich übergehe dieses, um dem Leser die Gedanken des aufmerksam beobachtenden Verfassers über die wichtige Frage mitzutheilen:

Gewinnt oder verliert die Sittlichkeit durch die Kultur der schönen Künste? S. 453—457.

Die schönen Künste als Vermittlerinnen der Sittlichkeit, als Vorbereitung und Antrieb zu derselben zu betrachten, war eine Zeitlang Lieblingsthema deutscher Aesthetiker, bis Rousseau, auf die Entwickelungsgeschichte unsers Geschlechts sich stützend, jene als Sittenverderber und Menschenverführer gescholten hatte. Man traute seinen Schlüssen nicht; aber man konnte doch auch die Thatsachen der Geschichte nicht widerlegen. Wo liegt nun das Wahre? Gewiß ist es, daß schwachen, zwischen Tugend und Laster schwankenden Gemüthern, von übelbevestigtem guten Willen, die schönen Künste gar leicht Verführer und Sittenverderber werden können, und eben deswegen auch wirklich geworden sind; daß aber hingegen auch ein guter Mensch, ungeachtet sie seinen guten Willen nicht mit unzerreißlichen Fesseln binden, bei dem Genuß der schönen Künste, wenn nicht im Guten gefördert werden, wenigstens gut bleiben könne. Denn die schönen Künste mögen nun den Menschen nach seinen erhabenen und liebenswürdigen Anlagen schildern, und uns dadurch mit Achtung und Liebe für unser Geschlecht erfüllen, und zur Nachahmung anfeuern; oder sie mögen menschliche Thorheiten und Unbesonnenheiten, Laster und Sittenverderbniß, darstellen, und uns dadurch das entgegengesetzte Gute nur desto liebens- und achtungswerther machen; oder ihre Darstellungen mögen sich auf das wirkliche Menschenleben, nach seinen Leiden und Freuden, beziehen, und uns dadurch Mitgefühl für unsere Gattung einflößen und den Egoismus beschränken; so machen sie, so wie schon der Gedanke an Kraft und Talent des Künst-

lers, die menschliche Natur schätzenswerther. Selbst durch Darstellungen schöner und gefälliger Formen der Dinge überhaupt wird uns die Existenz derselben werther und angenehmer. Dagegen können auch ästhetische Darstellungen gefährlich werden a) dadurch, daß sie bei Menschen von einer außerordentlichen Beweglichkeit der Einbildungskraft den graden, festen, immer gleichen Sinn, welchen die Tugend erfordert, sehr erschweren, indem sie Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, mit gleich starken und reizenden Farben vormahlen; b) dadurch, daß sie die sinnlichen Triebe zu sehr anregen, und den Zuschauer über dem Vertiefen in die schöne Darstellung des Sinnlichen den Sinn für den Zweck dieser Darstellung vergessen lassen; c) dadurch, daß sie sich wohl gar bis zur unmittelbaren Einmischung sinnlicher Triebe selbst erniedrigen, z. B. durch wollüstige Gemählde, Attitüden u. s. w.

Viertes Buch.

Wissenschaftliche Kultur des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Verfasser entwickelt zuerst die Eigenthümlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts nach ihrer Entstehung und nach ihrem Einfluß auf die Vervollkommnung der wissenschaftlichen Kultur; giebt dann einen kurzen Abriß von dem Zustande der Wissenschaften nach ihren beiden Hauptzweigen, Vernunft- und Erfahrungswissenschaften, und schließt endlich mit allgemeinen Resultaten über alle vier Arten der Kultur.

Die Eigenthümlichkeiten des wissenschaftlichen Kultur-Charakters des achtzehnten Jahrhunders sind:

1. Philosophirender Denkgeist. S. 460—466.

Im 15ten, 16ten, und 17ten Jahrhundert schienen die Gelehrten nur griechische und lateinische Schriftsteller lesen, erklären, und höchstens historische Thatsachen zusammenhäufen zu können. Selbst in Werken, wo sie ganz neue Gegenstände abhandelten, findet man fast überall mehr Citaten als Vernunftschlüsse; mehr Auktoritäten als Gründe; mehr fremde Gedanken, als eigne Ideen. Das neu-europäische Genie schien sich anfangs keine Selbstkraft zuzutrauen. Aber es wurde mächtig erweckt, theils durch Amerika's Entdeckung, welche ganz neue Kulturverhältnisse bildete; theils durch die Reformazion, welche die neu-europäische Geisterwelt mit Kühnmuth gegen herrschende Vorurtheile des Ansehens und des Alterthums stärkte, dessen Blößen überdieß auch durch die zunehmenden Entdeckungen in der Astronomie, Physik und Mathematik, immer sichtbarer wurden; theils durch die Originalwerke eines Baco von Verulam, Deskartes, Loke, Bayle, Leibnitz. So wurde nach und nach der herrschende Geist ein philosophirender Denkgeist, welcher in wissenschaftlichen Werken nicht Citate, nicht Auktoritäten, nicht Stellen aus griechischen und römischen Dichtern und Prosaisten, sondern eigene Urtheile, bündige Begriffsverkettungen, und im empirischen Felde Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche, verlangt.

2. Erfahrungs- und Beobachtungsgeist. S. 466. —467.

Diese Eigenthümlichkeit neu-europäischer Wissenschaft erhellet genugsam aus der eben entworfenen allgemeinen Entwickelungsgeschichte des Denkgeistes.

3. Praktische Anwendbarkeit. S. 467—470.

Durch die Anwendung der Wissenschaft, ihrer Entdeckungen und Erfindungen, auf Erleichterung, Verschönerung und Vermehrung der Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens lernt der Nichtdenker zum Denker hinauf, dieser zu jenem heruntersteigen. Die Beispiele davon ziehen sich fast durch den ganzen Kreis des wirklichen Lebens und seiner zahllosen Künste hin. Jede neue Beobachtung oder kunstreiche Zusammenstellung natürlicher Dinge durch Menschenhand ist ein Kind, welches, unter sorgfältiger Pflege und Wartung, zu einem brauchbaren und gemeinnützigen Mann heranwachsen kann.

4. Vielseitigkeit. S. 470—474.

Alle Wissenschaften hängen durch ein gemeinschaftliches Band zusammen, bieten sich zu ihrer gegenseitigen Erweiterung und Berichtigung hülfreiche Hände. Mit gründlicher lateinischer oder griechischer Sprache konntet ihr vor hundert, ja noch vor funfzig Jahren, ein allberühmter Schulmann seyn. Jetzt müsset ihr, um auch nur zu den gewöhnlichen gerechnet werden zu können, wenigstens im Allgemeinen, das ganze Feld der Wissenschaften durchlaufen haben. Denn wissenschaftliche Encyklopädie, nicht bloß griechisch und lateinisch, sollet ihr euern Schülern lehren. — Die Vielseitigkeit der Wissenschaften hat nothwendig auch Vielseitigkeit der Geistesbildung zur Folge. Daher jene Riesengeister unter unsern neuern Gelehrten und Schriftstellern, welche Gelehrte und Erfinder, tiefe Denker und zierliche Darsteller, Philosophen, Naturforscher, Dichter, nicht

selten Eins in Allem, und Alles in Einem sind. Man denke hier nur an einen Haller, Lessing, Kästner, d'Alambert, Diderot, und so viele andere Männer, welche die verschiedenartigsten Energien in einem bewundernswürdigen Grade der Trefflichkeit äußerten, oder an einen Franklin, den Buchdrucker, der aber philosophischer und politischer Schriftsteller, Entdecker der Gewitterableiter, Erfinder der Harmonika, und Mitschöpfer der nordamerikanischen Freiheit — Alles in Einem, war. — Wie weit stehn die Alten hier hinter den Neu-Europäern zurück! Wo sind ihre Universalgeister nicht nur in der genialischen Kunst, sondern zugleich im Reiche der Wissenschaften?

5. Tiefe. S. 474—476.

Bewunderswürdig ist der hohe Grad der Erweiterung und der innern Vervollkommnung, welchen die Wissenschaften erlangt haben, dadurch erlangt haben, daß sich viele Einzelne von frühen Jahren an Einer Wissenschaft widmeten, und alles Uebrige, woran sich ihre Denkkraft übte, nur immer auf diese bezogen. In der That, wenn der menschliche Geist künftig nicht noch kompendiösere Arten zu studiren erfindet, so läuft er, bei dem unaufhaltsamen Fortschritte, und dem fast gränzenlosen Umfange der Wissenschaft, einst Gefahr, sich nicht bloß in dem ganzen Felde der Wissenschaften, sondern sogar in den einzelnen kleinen Theilen desselben, labyrinthisch zu verlieren.

6. Popularisirung.

Das erst im achtzehnten Jahrhundert allgemein gewordene Bestreben, wissenschaftliche Kenntnisse dem Volke mitzutheilen,

ist eine der schönsten und wohlthätigsten Wirkungen unsers praktischen Denkgeistes nicht nur für die Aufklärung eines Volkes, (s. das erste Buch,) sondern auch für die Kultur der Wissenschaften, wenigstens der Erfahrungswissenschaften, selbst. Mit einigen wissenschaftlichen Kenntnissen seines Fachs versehen, hat der Ackerbauer, der Handwerker, der Manufakturist und der Fabrikant eine Menge physischer, chemischer und naturhistorischer Gegenstände täglich unter Händen, und erprobt ihre Eigenschaften auf mancherlei Weise, welche der wissenschaftliche Denker oft nicht gerade in diesen Zusammenstellungen beobachten kann.

† † †

Kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften.

Sie sind entweder Vernunft- oder Erfahrungswissenschaften.

1. Gegenwärtiger Zustand der Vernunftwissenschaften. S. 476—480.

Zu diesen rechnen wir Philosophie in ihrem ganzen Umfange, und reine Mathematik. In Hinsicht auf Philosophie haben wir uns, mit Ausnahme einiger Grübel-Köpfe, losgefesselt von nutzlosen Spekulazionen, und insbesondere auch von luftigen und abentheuerlichen Flügen der Einbildungskraft in das für uns unzugängliche Feld des Uebersinnlichen; an sich freilich nur ein negativer Gewinn für die Wissenschaften! aber von unaussprechlicher Wichtigkeit für die Erweiterung des Reichs der Wahrheit. Denn wie sehr wurde durch Religionsschwär-

merei und Aberglauben fast zweitausend Jahre hindurch Unwissenheit, Geistesdruck und Despotismus, höchst verderblich gefördert und verstärkt! Das kritische System des Königsberger Philosophen ist insbesondere auch dadurch ehrwürdig, daß es die Beweise für die Unerkennbarkeit des Uebersinnlichen mit einer Stärke und Bündigkeit dargestellt hat, wie, vor ihm, kein System sich rühmen kann. Wohlthätig hat es vorzüglich auch durch gewaltige Anregung des spekulativen Denkgeistes gewirkt, der, in der That, seit mancher Zeit eingeschlummert schien. Ist es überdieß wahr, was der große Bolingbroke sagte: daß das Gebäude der menschlichen Erkenntniß nur alsdann gehörig aufgeführt werden kann, wenn man auf dem Grunde der Erfahrung, nach Rissen (Grundsätzen) der spekulativen Vernunft, daran arbeitet: so muß man es dem kritischen System als wesentlichen Vorzug vor allen andern Systemen zugestehen, daß es diese Risse mit Bestimmtheit, und bis zur erschöpfenden Vollendung, verzeichnet hat. Aber an der praktischen Anwendbarkeit dieser Risse hat man es beinahe am allermeisten fehlen lassen. Doch sind die Aufnahme des dynamischen Systems in die Physik, und der Girtannersche Versuch einer Philosophie der Naturgeschichte nach kritischen Prinzipien, glänzende Beweise von der Fruchtbarkeit der letztern. Endlich hat auch der reine Theil der Rechtswissenschaft durch jene Philosophie beträchtlich gewonnen. (Man s. Krug's Philosophie des Rechts.)

Wir sagen nichts von der reinen Mathematik. Wer kennt nicht die erstaunenswürdige Höhe, zu welcher diese Wissenschaft in dem achtzehnten Jahrhundert gelangt ist?

2. Gegenwärtiger Zustand der Erfahrungswissenschaften. S. 481—489.

Gleich einer Welt voll unabsehbar weitgestreckter Länder und Provinzen eröffnet sich das Reich der Erfahrungswissenschaften vor den Augen des Denkers. Nie aber hat sich der Forschungsgeist rastloser gezeigt, als im XVIII. Jahrhundert. Man denke nur an die merkwürdigste und zugleich gemeinnützigste Entdeckung in der Physik, an die Elektrizität; man denke an die glückliche Erweiterung der angewandten Mathematik, an die glückliche Bearbeitung der Mechanik, Optik und Astronomie, an so viele neuerfundene Maschinen und Kunst-Instrumente, die Herrschelschen und Schröterschen Teleskope, die La Grangischen und La Placischen erhabnen Theorien über die Bewegung der himmlischen Körper. Und welches glänzende Geschenk hat uns der Genius des XVIII. Jahrhunderts mit dem Lavoisierschen System gemacht! Unstreitig ist dieses die wesentlichste aller Erweiterungen der Chemie, welche man für die Chemie und Physik eben das nennen kann, was die Rechnung des Unendlichen für die Mathematik ist. — Man werfe nun einen Blick auf die Naturgeschichte. Wie sehr, und zum Theil wie glücklich, hat man gestrebt in die unermeßliche Mannichfaltigkeit der Natur Einheit zu bringen, die lebendigen und leblosen, die organisirten und unorganisirten Erzeugnisse derselben in Arten, Gattungen, Klassen, möglich-einfach einzutheilen, ihre wesentlich-unterscheidenden Charakterzüge zu erforschen, Sitten und Lebensweise der Thiere, Erzeugung und Bestehungsart der Pflanzen, Bestandtheile und Verwandtschaft der Mineralien zu untersuchen! welches große und dauernde

Verdienst ist die Einführung des Sexual-Systems des Linné? welcher glorreiche Anfang zu einer, übrigens noch wenig bearbeiteten, Philosophie der Naturgeschichte ist durch die Physiologie der Pflanzen gemacht! Hoffentlich führet uns die ebenfalls glücklich angefangene Anatomia comparata zu dem allein wahren, bis jetzt noch nicht aufgefundenen, System der Klassifikazion in der Thierkunde; so wie die nicht weniger fleißig bearbeitete Mineral-Kunde, die unser Jahrhundert besonders auch zu sehr sinnreichen geologischen Hypothesen angewandt hat, einst vielleicht ihr allein wahres System von der Hand der Chemie erwartet. — Wollten wir aber die gesammten Erfahrungswissenschaften nach einer Idee der Philosophie der Natur beurtheilen, d. h., wollten wir uns fragen: Wie viel wir durch jenen unermeßlichen Schatz von Beobachtungen und Versuchen, von Klassifikazionen, von Zusammensetzungen und Zersetzungen, der Erkenntniß von der wahren und ursprünglicheu Entstehung der Dinge näher gerückt sind; so sehen wir uns von diesem Ziel immer noch unendlich weit entfernt, obgleich Zimmermann's geograph. Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere, Humbold's Werk über die Nerven- und Muskel-Kraft, und die Reinhold-Forstersche Abhandlung über die allmählige Ausbildung der Erde, zu den kühnsten und gelungensten Versuchen über Gegenstände der Philosophie der Natur zu rechnen sind.

Den Erfahrungswissenschaften schließen wir noch kürzlich das Fach der historischen Kenntnisse an: unter welchen wir griechische und römische Alterthumskunde, theologische Dogmen- und Kirchengeschichte, und allgemeine Völker-Geschichte, als

die vorzüglichsten und einflußreichsten Gattungen verstehen. In die Alterthumskunde hat unser Jahrhundert philosophirenden Denkgeist gebracht, und dadurch nicht nur das Brauchbare in den Werken der Alten in die Masse unserer Kenntnisse zu verschmelzen gesucht, sondern es hat uns dadurch auch von der übermäßigen Bewunderung und Ueberschätzung griechischer und römischer Sitten, Staatsverfassung und Philosophie, zurückgerufen. — Die theologische Dogmen- und Kirchengeschichte, jene vermittelst einer unbefangenen, auf Sprachkunde und Geist des Alterthums gegründeten Exegese, diese durch vorurtheilsfreie Ansicht und Prüfung der Urkunden, haben im XVIII. Jahrhundert an Aufklärung mehr gewonnen, als in allen vorhergegangenen Jahrhunderten. — Philosophisches Studium der Völker-, Staaten- und Sittengeschichte ist eins der achtungswerthesten Geschenke des XVIII. Jahrhunderts. Ueber Sagen und Mythen der Vorzeit, über Geist und Sitten des Morgenlandes, über Mittelalter, Hierarchie, Feudalismus und Ritterthum, über Entstehung und Ausbildung der Europäischen Staaten, hat kein Jahrhundert sorgfältiger geforscht, unpartheiischer geprüft, und richtiger geurtheilt, als das achtzehnte; und Geschichtschreiber, wie Robertson, Hume, Gibbon, Joh. Müller, Ignaz Schmidt und Spittler, können in Hinsicht auf Darstellung, Erzählungsart, Reflexionen und Charakterentwickelung, mit geringem Unterschied einem Thucydides, Tacitus, Livius, entgegengestellt, müssen aber, in Rücksicht auf historische Wahrheit und Prüfungsgeist, ihnen noch vorgezogen werden.

Anmerk. In diesem vierten Buche von der wissenschaftlichen Kultur, ist der Griechen und Römer am wenigsten gedacht

worden. Und was könnte man auch sehr von ihrer eigentlichen Wissenschaft rühmen? Der Römer gelangte wegen seines ungestümen kriegerischen Geistes nie zu Wissenschaft. Das Genie des Griechen war, bei allem natürlichen Scharfsinn seines Geistes, zu flüchtig, zu unbeharrlich für die schwere Erforschung der Natur: überdem war die eigentliche Blüthenzeit seiner intellektuellen Kultur zu kurz und zu vorübergehend, um in denjenigen Sachen viel zu leisten, deren Anbau eine große Menge scharfsinniger Geister, und zugleich den ununterbrochenen Fleiß mehrerer Jahrhunderte verlangt. Daher war ihre Physik, so wie ihre Naturgeschichte höchst unvollkommen; von Chemie wußten sie nichts; von Optik und Astronomie wenig; und ihre spekulative Philosophie war meist entweder hypothesenreiche platonische Mystik, oder trockne Dialektik. — Ehrwürdige Produkte ihres Denk- und Forschgeistes (denn von genialischen Werken ist hier nicht die Rede) waren jedoch ihre reine Mathematik, und ihre praktische Philosophie; und, in Absicht auf Einkleidung, hatten sie unübertreffliche Geschichtschreiber.

† † †

Schluß. S. 491—496.

Ziehen wir nun das Resultat über Vor- und Rückschritt des gegenwärtigen kultivirten Menschengeschlechts in Hinsicht auf seine wahre Vervollkommnung, welche, nach den ursprünglichen Anlagen unserer Natur, in die Ausbildung für bürgerlichen Glücksgenuß, für Sittlichkeit, Kunstgeschmack und Wissenschaft, zu setzen ist; so ergiebt sich folgendes:

I. Das Maximum, d. h. höchstes Ziel und Vollendung aller politischen Kultur würde, in Absicht auf äußere Staatsverhält-

nisse, seyn: Entscheidung aller Streitigkeiten der Völker und Völkerbeherrscher unter einander ohne Dazwischenkunft der Gewalt und der Waffen; in Absicht auf innere Verfassung, möglich beförderter Glücksgenuß des einzelnen Bürgers. — Um wie viel haben wir uns nun diesem Ideal der politischen Kultur genähert?

In Ansehung des ersten besteht leider! noch, troz der, aus der Kultur hervorgehenden Stimmung zum Frieden, die Sitte der Völker und ihrer Beherrscher, ihre Streitigkeiten durch Krieg und Blutvergießen auszumachen: in Ansehung des andern hingegen giebt es in den kultivirten Ländern Europens mehr wahre bürgerliche Freiheit, und mehr ruhigen (und die Kultur begünstigenden) Lebensgenuß, als es in Griechenlands und Roms so einzig bewunderten Verfassungen gab, und geben konnte.

II. Die höchste Stufe sittlicher Ausbildung würde das menschliche Geschlecht ersteigen, wenn alle seine einzelnen Mitglieder das Moralgesetz mit kategorischer Reinheit erfüllten. — Wie nahe oder wie fern sind wir diesem Gipfel?

Es ist im zweiten Buche erwiesen worden, daß wir Neu-Europäer ein aufgeklärteres, milderes, und tugendartigeres Geschlecht sind, als alle übrigen Völker älterer und neuerer Zeiten, ob es dabei gleich zweifelhaft bleibt, ob wir an kategorischer Sitten-Reinheit gewonnen haben. Gewiß aber ist es, daß wenigstens mehr Beförderungsmittel der negativen Tugend oder Sittsamkeit, und mehr Sittsamkeit selbst, bei uns angetroffen werden, als bei andern Nazionen.

III. Die ästhetische Kultur würde alsdann vollendet seyn, wenn alle schöne Künste auf moralische Zwecke hin arbeiteten. — Im Ganzen ist unser neu-europäischer Kunstgeist den Zwecken

der Sittlichkeit mehr entsprechend, als der Kunstgeist der Griechen und Römer, welches vorzüglich von den neu-europäischen Geisteswerken der Dichtkunst (die schlüpfrig-erotische ausgenommen) und der Prose gerühmt werden kann.

Anmerk. Man verwechsele hierbei ja nicht das Ideal der schönen Kunst mit dem Maximum der ästhetischen Kultur. Die Griechen waren dem ersten sehr nahe. Aber von dem andern waren sie noch entfernter, als es die Neu-Europäer am Ende des XVIII. Jahrhunderts sind.

IV. Das Maximum der wissenschaftlichen Ausbildung ist möglich-vollständige Erklärung der Naturerscheinungen, und möglich-allgemeine Anwendung der Wissenschaft auf die Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens. — Unendlich weit steht neu-europäische Wissenschaft von diesen beiden Vollendungspunkten entfernt. Aber unermeßliche Vorschritte haben wir zu beiden gethan.

Alle bisher gerühmten Güter neu-europäischer Kultur charakterisirt endlich noch ein gemeinschaftlicher Vorzug: dieser nämlich, daß ihr Besitz, wenigstens zum größten Theil, dem menschlichen Geschlechte dauernder gesichert ist, als es den Griechen und Römern die Güter ihrer Kultur waren, und seyn konnten. Diese Sicherungsmittel sind: Buchdruckerkunst, weite Ausbreitung der Aufklärung und der Humanität, (unendlich verwickelter Verkehr der Völker unter einander,) unaufhaltbarer Fortschritt der einmal zu diesem Grad von Vollkommenheit, von Selbsterkenntniß ihrer großen intellektuellen Anlagen und zum Gefühl der Würde unserer Natur glücklich angestrebten Vernunft.

Der würdige Verfasser schließt den ersten Theil seines schönen und lehrreichen Werkes mit Lessings vortrefflichen, allen gut-

denkenden und fühlenden Menschen aus der Seele geschriebenen Worten: „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! „nur laß mich, dieser Unmerklichkeit wegen, an dir nicht ver„zweifeln — laß mich an dir nicht verzweifeln — wenn selbst „deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen.“

Zweiter Theil.

Dieser enthält eine philosophisch-pragmatische Statistik von Europa, von dem gegenwärtigen Kulturzustande seiner einzelnen Völker und Staaten. Die Thatsachen müssen freilich aus schon vorhandenen Werken und Nachrichten entlehnt werden; aber die Auswahl dieser Thatsachen, die zweckmäßige Zusammenstellung derselben, die eingestreuten Bemerkungen, die Resultate, welche für die Vortrefflichkeit oder Fehlerhaftigkeit in allen Gattungen ihrer Kultur, daraus abfließen — dieß macht das philosophisch-pragmatische, und den Gegenstand des eignen Fleißes und der eignen Einsicht des Verfassers aus. Am ausführlichsten findet man hier die Charaktergemählde der kultivirtesten Nazionen und Staaten Europens, also der Engländer, Deutschen und Franzosen bearbeitet.

Auf die Einleitung S. 3—10. folgt S. 13—29. eine Darstellung der Ueberlegenheit der Europäischen Kultur über die Kultur der übrigen Welttheile, und Betrachtungen über die Ursachen dieser Ueberlegenheit. — Europa bestimmt gleichsam den Hauptton der Geschichte unserer vernünftigen Gattung: und ihre mannichfaltigen Bildungen und Verbildungen spielten in keinem andern Welttheil in solcher Menge, und so vielseitig, in und durch einander. Diese alles überragende Kulturgröße Europens ist die zusammengesetzte Wirkung seiner natürlichen Lage,

günstiger Begebenheiten, und großer Genien, welche unser Welttheil hervorbrachte.

Europa, das sich in der Mitte des größten Theils der Erde gleich einer Halbinsel in das Meer hinaus erstreckt, liegt bei seiner Menge großer und kleiner Flüsse, Küsten, Inseln und Landecken, bei seinem mannichfaltigen, abwechselnden, fruchtbaren Boden, zur leichten Entwickelung des Handels und Verkehrs außerordentlich bequem. Der von jeher bewohntere Theil von Europa liegt unter einem gemäßigten Himmelsstrich, welcher weder durch eine schwelgerische Ueppigkeit des Bodens zur Trägheit einladet, noch durch starre Unfruchtbarkeit den Menschen in ewiger Sorge für unentbehrliches Bedürfniß umhertreibt; welcher ihn zur Thätigkeit weckt, aber ihm zugleich Muße genug zur Verbesserung seines Zustandes läßt. Unter einem solchen Himmelsstrich und auf einem so geeigneten Erdreich muß die Entwickelung der physischen und technischen, der intellektuellen und moralischen Anlagen ohne Schwierigkeit erfolgen. — Was menschliche Thätigkeit überhaupt befördert, ist auch der gegenseitigen Mittheilung großer Menschenmassen unter einander günstig. Die gespornte Thätigkeit und Kultur großer Menschenmassen ist aber selbst wiederum eine fruchtbare Ursache der Kultur.

Ob wir daher gleich die ersten Keime der Kultur jeder Art im Orient aufsuchen müssen: so hat doch die Kultur der Asiaten unter einem so sanften Himmelsstrich, der alle Nerven erweicht, auf einem so fruchtbaren Boden, welcher Geist und Körper in Unthätigkeit vergräbt, keinen ausgezeichneten Grad erreichen können. Die Religion des Asiaten reinigte sich nie von Abgötterei und Aberglauben; seine Regierungsform war immer Despotismus; in den Künsten war der höchste Zielpunkt nur immer bar-

barische Pracht und kostbare Ueberladung; in den Wissenschaften stieg er nie bis zu einem räsonnirten System.

Der Europäer hingegen würde schon in seinem wilden Zustande zu Thätigkeit und Arbeit, zu fortgesetztem Nachdenken, zu ausharrender Geduld, zu Wagstücken und Gefahren aufgefordert und gewöhnt. Ohne jene angespornte Thätigkeit aber würde er nicht so viele Entdeckungen gemacht, ohne jenes Nachdenken und anhaltende Geduld nicht so tief und beharrlich untersucht, und ohne jenen Wagegeist nicht mit so kühnem Fluge sich vervollkommnet haben.

Der ursprünglich rohe und freie Charakter der Europäer gieng natürlich auch in die sich zuerst bildenden Staaten und Verfassungen über, weckte und unterhielt einen allgemeinen Geist des Wetteifers unter den Staaten, der alles in eine für die menschliche Entwickelung höchst wohlthätige Gährung versetzte, und dieselbe Wirkung auch unter den Bürgern jedes einzelnen Staates hervorbrachte. Jeder Bürger suchte in seinem Gewerbe, in seiner Kunst andere zu übertreffen. Die mannichfaltigen Erwerbs- und Beschäftigungsarten vervielfältigten sich immer mehr und mehr, und so fand jeder das weiteste Feld, seine Talente auszubilden.

Unterdessen würden alle Vortheile des Himmelstrichs, des Bodens, und der angebornen und unaufhörlich angespornten Thätigkeit seiner Bewohner, ohne hinzukommende günstige Schickungen und Ereignisse nicht hingelangt haben, (so wenig als sie für einen nicht unbeträchtlichen Theil Asiens oder Amerika's, welche sich jener Vortheile in nicht geringerm Maaße erfreuen, dazu hinlangen,) um Europa auf diese hohe Kulturstufe emporzuheben. Die vorzüglichsten dieser Begünstigungen Europäischer Kultur

sind: a) Griechenlands genialische, alle gleichzeitige Nazionen der Erde schnell überragende Ausbildung, die ohne Zweifel als der Grundstoff neu-europäischer Kultur angesehen werden muß, ohne welche unsere Kultur, selbst alle übrigen Bildungsmittel gleich gesetzt, eine ganz andere seyn würde. b) Römische Weltherrschaft. Diese glänzte zwar mehr durch schwelgerische und üppige Aneignung griechischer Weisheit und Kunst, als durch Hervorbringung eigner Musterformen; aber dafür brachte der Römer durch bürgerliche Gesetzgebung, durch Verbreitung seiner Sprache, in welcher er so manche unsterbliche Denkmäler großer Geister seiner und der griechischen Nazion aufbewahrte, durch seine gut eingerichtete Kriegsverfassung, und endlich selbst durch Verbreitung seiner verfeinerten Prachtliebe, eine gewisse Masse von bürgerlicher Ordnung, von Intellektualität und Kunstsinn, unter das Europäische Menschengeschlecht. c) Die Religion des Christenthums — war, selbst in ihren schwärmerischen Ausartungen, ein wichtiges Völkerband, und wirkte, als solches, mächtig auf die Kultur. (Sie drang auf unumschränkte Nächstenliebe, auf Menschenschätzung, auf Anerkennung der natürlichen Gleichheit der Menschen,) sie erhob den menschlichen Geist über den Fetischmus, und wurde durch beides ein fruchtbares Bildungsmittel der Vernunft; wenn sie gleich leider! oft auch durch falsche Auslegung den Fetischmus, im Widerspruch mit ihren eigenen Grundsätzen, begünstigte. d) Die Völkerwanderung. Durch diese wurden weit mehr die barbarischen Sieger kultivirt, als die überfeinerten Besiegten an der Kultur gehindert. Ueberdem entsprangen aus dem Freiheitsgeiste, welchen jene Nazionen athmeten, allmählich unsere bessern Regierungsformen. e) Das Papstthum — war fast ein ganzes Jahrtausend hindurch mehr Hin-

derniß als Beförderungsmittel der Kultur, wirkte aber doch, als solches, nicht unkräftig, in der trübsten Epoche europäischer Geistesfinsterniß. Es erhielt damals bei allen patristischen und scholastischen Grübeleien einen gewissen Geist des Denkens unter den Menschen; in den Klöstern wendeten die Mönche einen Theil ihrer trägen Muße zu Abschriften griechischer und römischer Geistesdenkmäler an; die lateinische Sprache ward als ein allgemeines Ideenmittheilungsorgan fortgepflanzt; und eine unermeßliche Barbarenwelt ward durch eben dieses Papstthum zu einer Gesammtheit (Christenheit genannt) vereiniget. — f) Amerika's Entdeckung eröffnete dem europäischen Kunst- und Erwerbfleiße einen gränzenlosen Markt, und spornte die gesammte technische und intellektuelle Thätigkeit des Menschen. — g) Die Buchdruckerkunst hat europäischen Denkgeist, und durch diesen europäische Kultur, am schnellsten und am kräftigsten beflügelt. — h) Durch die einwandernden Griechen aus Griechenland in Italien lernten die Denker und Künstler ein höheres Ideal der Intellektualität und der Kunst kennen. — i) Die Religionsreinigung (durch Zwingli, Luther, und seine Gehülfen) setzte die ganze Europäische Staaten- und Geisterwelt in eine unaussprechlich-rege Gährung, zerstörte eine Menge Vorurtheile, gab viele tausend (für den Staat) verlorne Menschen. — Geistliche, Mönche und Nonnen — dem Staat zurück, und schuf mehr intellektuelle, moralische und politische Freiheit. — k) Ohne eine Menge großer Genien in allen Arten menschlicher Energie würde die Europäische Kultur unmöglich solche Fortschritte haben machen können, als sie wirklich gemacht hat. Freilich können auch andere Welttheile Genien mit ähnlichen Geistesanlagen erzeugt haben; aber nur Griechenlands und Neu-Europa's poli-

tische und moralische Verfassung boten den großen Geistern jeder Gattung ergiebigen Boden zur Entwickelung, und vielseitigen Wirkungskreis zum Einfluß auf ihre Mit= und Nachwelt.

Anmerk. Wenn es auch gleich nicht zu läugnen ist, daß einige der genannten Bildungsmittel Europens zum Theil verderbliche Wirkungen äußerten; so ist es doch eben so unläugbar, daß diese von den wohlthätigen Wirkungen derselben bei weitem überwogen wurden.

Werfen wir nun einen Blick auf Asien, so finden wir dort, statt der eben angeführten Beförderungsmittel Europäischer Kultur, eine Menge Hemmungsmittel derselben, und so wird Asiatische Unkultur und Europäische Kultur gleich erklärbar.

Noch weniger darf man sich über Afrika's und Amerika's Geistesfinsterniß wundern, da die in Asien obwaltenden, die Kultur hemmenden Umstände in jenen Welttheilen noch in größerer Menge und mit größerer Stärke wirkten.

Hier beschließt der Verfasser seine Abhandlung von den Ursachen der alles überragenden Kulturgröße Europa's in Vergleich mit seinen Schwesterwelten: aber hier auch müssen wir, der Gränzen unsers Plans eingedenk, die Darstellung des 2ten Theils dieses in allem Betracht sich so auszeichnenden, und im Einzelnen, wie im Allgemeinen, lehrreichen Werks abbrechen, um unsere Aufmerksamkeit desto mehr bald auf den 3ten Theil zu lenken.

IV.

Leipzig, bei Hartknoch: Kalligone. Vom Erhabenen und vom Ideal. J. G. Herder.

(Fortsetzung.)

Dritter Theil.

Vom Erhabenen und vom Ideal.

I.

Vom Erhabenen. (S. 1—150.)

1. Geschichte des Erhabenen in der menschlichen Empfindung. (S. 1—42.)

Wenn den Griechen das Schöne das Hervorscheinende, das in jeder Art Vortreffliche war, so konnte das Wahrhaft-Erhabene, das am schwersten zu erreichen ist, ihnen anders nicht, denn als Gipfel des Schönen, als Blüthe der Tugend (ακμη αρετης, το ακρον,) mithin καλλιςον, αριςον, das Schönste, das Beste heißen. Man bekommt einen hohen Begriff vom Hochsinn und Hochanstande (μεγαλοψυχια, μεγαλοπρεπεια) der Griechen, wenn man Pindar und Plato lieset oder die Denkmale ihrer Kunst sieht. Dem Longin ist das Erhabene (το υψος) die

höchste Höhe, Fülle oder Stärke der Rede (ακροτης και εξοχη λογων). Der Natur der Sache nach blieben die drei Hauptabtheilungen des Hohen, Mittlern, Niedern die gemeinsten Abzeichen. Phidias und Lysipp behaupten so wenig Einen Charakter des Styls, als Anakreon und Pindar. Die zweigestaltige Natur selbst, ihr thätiges und leidendes Princip, Tag und Nacht, Mann und Weib, veranlaßten vielleicht zur Abtheilung des Erhabenen und Schönen. Dem Mann gebührt Würde (dignitas,) dem Weibe Anmuth (venustas). Aber das Höchste und Edelste sei uns allenthalben das Schönste. — In neuerer Zeit brachte Burke die Topik des Erhabenen und Schönen in Gang. Burke war ein talent- und einsichtsvoller, ein beredter, und, wo ihn Vorurtheile nicht blendeten, ein sehr verständiger Mann. Diese Schrift war ein Werk seiner Jugend. Sein Erhabenes und Schönes setzt er in zwei Tendenzen der menschlichen Seele, fast ähnlich den beiden Grundkräften des Universum nach Newton, Anziehung und Zurückstoßung. Wie die Liebe aus sich geht und sich mittheilt, wie sie an sich zieht und sich vereinigt; so nach ihm das Schöne in seinen Wirkungen und Objekten. Ihm steht ein anderes Gefühl entgegen, das uns in uns zurückzieht, uns auf unserm Mittelpunkt festhält, stark macht, Gefahren zu überwinden, mächtig zu entfernen, was zu uns nicht gehöret.

„Als zuerst ich das Meer sah, auch ein Unendliches, eine himmlisch-weite Ansicht, bis wo es sich in die Wolken verlor und der Himmel sich zu ihm senkte, verlor sich mein Blick in die ungemessene Höhe und Tiefe. Auf einem Bret schwebend zwischen dem Endlosen über und unter mir, durch Fluthen und

Winde über einem unbekannten Abgrunde, welche Empfindung! — Der Sturm erwachte, es öffnete sich der Abgrund; die Winde heulten; Höhe und Tiefe, Wolken und der Abgrund, Himmel und Hölle sind Eins; wir werden hinauf- und hinab-geschleudert. Ich rief die Sinne zusammen, und in diesem Aufruhr der Natur erblickte ich welch' Erhabenes in einer höheren Ordnung! Bewirkt von allen Kräften der Natur in ihrer wirksamsten Bewegung und ergriffen vom ruhigen Auge. Die tausend Wellen und Wogen, die mit Einem Schlage himmelan steigen und ihre Häupter krausen, dann über einander stürzen und niedersinken, im Takt des vielstimmigsten Accords, nach allen Krümmungen und Linien der Schönheit, bis wo die letzte Welle in den dunkeln Horizont hinansteigt; die Bewegung des Schiffs gleichstimmig den großen Elementen, es schwebe in den Wolken oder spalte den Abgrund. Und wenn der Sturm entschläft, in sanftern Linien die Wellen sich senken, endlich die Sonne hervortritt und sich in der blaugrünen Fläche wiederum spiegelt; ihr schönen Himmelslichter, Mond und Sonn' und Sterne, ihr freundliche uns regelmäßig besuchende Gäste, wie lieb seid ihr dem einsamen Waller des Meers! Und ihr fernen Ufer, ihr wolkengekrönten Felsen, ihr dahinziehenden Vögel, ihr um uns scherzenden Delphine — erhaben-schöne, schön-erhabene Jugenderinnerung, noch im Andenken sei mir gegrüßt."

Nacht und Tag wechseln auf unserer Erde; man nennt den Tag schön, die Nacht erhaben.

Anmerk. Die schönen dichterischen Schilderungen des Erhabenen in der Natur und Kunst, von denen das Angeführte eine Probe giebt, und welche das Uebrige dieses Abschnitts, bis

auf ein Paar Ausfälle auf die kritische Philosophie, ausmachen, erlauben keinen Auszug, und scheinen auch nicht ganz in eine der neuesten Philosophie gewidmete Zeitschrift zu passen.

2. Kritische Analyse des Erhabenen. (S. 45—88.)

Anmerk. Dieser Abschnitt ist durchaus polemisch, und stellt den Kantischen Bemerkungen über das Erhabene (in der Krit. der Urtheilskraft) Gegenbehauptungen entgegen, deren widerlegende Kraft dem Verfasser dieses Auszuges nicht eingeleuchtet hat, da er vielmehr in der Kantischen Analytik ein Meisterstück der erschöpfendesten Entwicklung der erhabenen Empfindungen um so mehr bewundert, je vertrauter er mit derselben geworden ist. Oft ist auch Hr. H. nur in den Worten vom Hrn. Kant entfernt.

3. Vom Erhabenen. Ein Entwurf. (S. 91—150.)

I. Worterklärungen des Erhabenen.

1. Hoch nennen wir, was über uns ist. Höhe (wie Tiefe, Weite, Entfernung) bezeichnet nicht den Gegenstand, sondern sein Verhältniß zu uns, seine Gegend.

2. Keine Höhe ohne Maaß zu uns. Größe hat ihr Maaß in sich, kann Maaß eines andern werden. Höhe hat ihr Maaß außer sich, im Vergleich der Gegenstände, die unter ihr liegen.

3. Wo dieß Maaß fehlt, da ist Etwas für uns zu hoch, unersehlich. Das grenzen- und maaßlose Leere, in dem wir selbst keinen Punkt haben, ist ein leerer Traum, ein bodenloser Abgrund.

4. Ist Höhe nicht ohne Maaß zu uns, so ist, auch dem Worte nach, die ihr geweihte Empfindung Hochachtung. Verlieren wir uns in Betrachtung darüber, so heißt es Staunen. Erstaunen ist's, wenn uns die Empfindung schnell ergreift; es wird ein Höhenmaaß an uns gelegt, das wir noch nicht kannten.

5. Ein Aehnliches ist's mit dem Anblick der Tiefe und Weite. Entsetzen ergreift uns, wenn wir in die Tiefe hinabschaun; Schauder, mischt sich dieß Gefühl mit Furcht. In beiden setzt uns die Natur auf unsern Mittelpunkt zurück, uns vor dem Sturz zu sichern; Schwindel wirft uns hinunter. Selbst den schönen Himmel über oder unter uns, z. B. im hellen See, zu sehen, giebt nicht einerlei Eindruck. Aufwärts erhebt sich unser Blick, er beflügelt unsre Gedanken; der in der Tiefe zurückgestralte Himmel giebt ein ruhiges Bild, das vor uns schwimmt, in dem wir uns spiegeln und sanft versinken. Der Anblick der Weite erhebt nicht, sondern weitet unsre Seele. Eine große Ebene, wenn nicht Tumult und Gewühl sie zertheilen, oder fremde Gefühle der Finsterniß, Gefahr, Einsamkeit, unserm Gefühl Entsetzen, Schauder, Grauen, Angst hinzumischen, giebt einen frohen, ruhigen Anblick. Man hat den Begriff des Erhabenen verwirrt, wenn man alle diese, zum Theil einander widrige, fremde Gefühle zusammenmischte. Allen Nazionen, die die freie Weite lieben, ist die Höhe Himmel, die Hölle war ihnen ein Abgrund, wohl gar eine enge Spalte, ein grausenvoller Kerker.

6. Erhoben ist, was durch eigene oder fremde Kräfte emporstieg. Die Sprache abstrahirt von der Mühe des Hebens, wenn

sie das, was in der höhern Region seiner Natur nach ist, erhaben nennt, ob dieß gleich eigentlich nicht den Ort, sondern die Form bezeichnet. Eine erhabene Form geht aus einer Fläche hervor, so wie eine hohe Gestalt in sich selbst ein Höhenmaaß trägt.

7. Der Begriff der Höhe zeichnete sich früh in unsre Seele. Was hoch ist, wird weit gesehen; von einer Höhe sieht man weit umher, man sieht vieles unter sich, niedrig. Eine Höhe zu erklimmen, kostet Mühe; sie zu erschwingen, bedarf es Flügel; daher in allen Sprachen das Hohe ein Ausdruck der Vortrefflichkeit ward. Ein hoher Muth (Hochgemuth) erstrebt die Höhe; ein hoher Sinn hat sie durch Natur inne. Hohe Gedanken wandeln auf ihr; hohe Begierden streben hinauf.

8. Erhabene Gefühle sind, die sich wirklich erhaben, d. i. vom Niedrigen entfernt, in einer Höhe fühlen. Ein Gefühl des Erhabenen oder am Erhabenen ist die Empfindung seiner Höhe und Vortrefflichkeit, mit einem Maaß zu sich selbst, vielleicht auch mit Sehnsucht zu ihm zu gelangen, gewiß aber mit der Hochachtung, die dem Erhabenen gebührt.

9. Dieß Gefühl heißt Elevation, Erhebung. Es erhebt zum erhabenen Gegenstande; über uns selbst gehoben, werden wir mit ihm höher, umfassender, weiter. Nicht Krampf ist dieß Gefühl, sondern Erweiterung unserer Brust, Aufblick und Aufstreben, Erhöhung unsers Daseyns. Verwirrungen der Begriffe sind es, wenn man das Erhabene in Nacht und Nebel, in Höhlen und Tiefen, im Grausenden, Furchtbaren, gar im Formlosen sucht und sich daselbst formlos verliert. (?) Verwirrung der Gefühle ist's, wenn man die seligste Empfindung,

über sich selbst erhoben zu werden, zum Kampf der Titanen macht, die, von der ihnen unangemessenen Höhe angezogen und hinabgeschleudert, in der grausen Tiefe ihr Grab fanden. Dieß falsch-anstrebende Gefühl des Erhabenen hieß den Griechen Parenthyrsus.

II. Grund des Erhabenen in der Natur und menschlichen Empfindung.

1. Der höchste Punkt über uns, unser Zenith, durchschneidet uns und die Welt bis zum tiefsten Nadir hinab; ringsum breitet unser Augenmaaß einen Horizont aus unter dem hohen Hemisphär, in dem wir leben! Wir haben im Universum unsern Standpunkt, an dem wir haften.

> Pronaque cum spectent animalia cetera terram,
> Os homini sublime dedit, coelumque tueri
> Iussit et erectos ad sidera tollere vultus.

Unsere Höhe, der Sitz unsrer edelsten Vermögen, ist das Haupt, mit ihm schauen wir umher und messen Höhe und Tiefe. Dieß Hochgefühl in unsrer erhobenen Gestalt ist der Charakter der Menschheit.

2. Vor unserm Auge scheidet sich die Natur in Höhe und Tiefe, Himmel und Erde. Das Schwere, Gemischte, Träge sinkt und liegt; das Geistige, Leichte, Kräftige steigt empor, so daß oben Licht und Reinheit herrschen, wenn Dunkel das Niedrige deckt und in ihm das Unreine, Schwere sich sammelt. Unserm Blick ist Hochachtung für das, was hoch ist, geboten.

3. Dieß uns angebohrne Hemisphär der Welt tragen wir in die menschliche Seele. Was in ihr hell, rein, vielumfassend, stillwohlthätig ist, halten wir von himmlischer Art, heben es in

die Region des Lichts und der Gestirne, als hochwandelnder, mächtig wirkender, segnender Kräfte.

4. Welches Maaß für die Höhe ist bestimmter, als der Lichtstral? welche Form vester und prächtiger, als das himmlische Gewölbe? Unsre Stirn erheitert sich, wenn der Blick sich zu ihm erhebt; umfassend frei und licht werden unsere Gedanken. Der Lauf der Gestirne und Jahrszeiten sind uns das reinste Maaß einer hohen Zusammenfassung der Dinge, der sichtbar gewordenen Weltordnung. Die Kräfte, mit denen die Himmelssphäre auf das Niedere wirkt, sind uns das höchste Bild erhaben-stiller Einwirkung.

5. Hohe Gedanken sind, die viel umfassen, viel geben. Hohe Gesinnungen sind glänzende Vorbilder in stillem Einfluß, walten gleichsam in ruhiger Himmelsklarheit.

6. Hohe Gesinnungen drücken sich ohne Pomp auf die einfachste Weise aus, in Worten, wie in Thaten. — Der Analogie zufolge ist also

„Erhaben, was seiner Natur und Region nach mit Einem Viel, und zwar das Viele in Einem still und mächtig giebt oder wirket.“

III. Sinne zum Gefühl des Erhabenen.

Zur Natur gehören wir; völlig außer und über ihr kennen wir kein Erhabenes. Der Einzig- und All-Erhabene ist ohne sinnliches Bild, ohne Maaß und Größe. Also nur die feineren Sinne sind Pforten zum Gefühl und Begriff des Naturerhabenen. Selbst dem tastenden Gefühl kann der Begriff nicht abgesprochen werden. Die Ehrfurcht, die eine erhabene Form des Menschenantlitzes, ja ein Zug dieser Form unwiderstehlich,

unvergeßbar einprägt, zeugt für das Erhaben-Bedeutende in Gestalten und Formen. Allerdings aber gehört dem Gesicht das klärere Gefühl, das uns eine Welt von Gestalten und Formen auf Einmal zeigt. Unsäglich müßte das Erstaunen seyn, erwachten wir mit gebildeten Sinnen plötzlich in diese Welt. Immer aber würde unser Blick zuerst und zuletzt an jenem Himmelsgewölbe, an Mond und Sonne, nachts am sternenvollen Himmel hangen bleiben: denn dieser Anblick giebt gewiß mit Einem Viel und Alles auf die stilleste Weise. Unter den Erdgeschöpfen würde uns die Menschengestalt, zuletzt das Menschenantlitz nothwendig als das Erhabenste erscheinen; denn in ihm wohnt ausgedrückt, still- und vielbedeutend des Menschen Geist mit Herz und Seele.

IV. Künste, in denen sich das Erhabene dem Anblick offenbart.

1. Baukunst. Wer wölbte diese Felsen? wer hob diese Obelisken aus ihren Grüften? und thürmte diese Pyramiden empor, deren Schatten selbst Ehrfurcht gebietet? In ihnen herrscht bei den einfachsten Verhältnissen Ein Gedanke. Deshalb geben sie dem Sinn den Eindruck des Erhabenen. Ein Erhabenes aus der Kindheit der Welt sind sie, uns hohe Macht und ewige Absicht, wenn gleich nicht immer auch Weisheit und Güte zeigend. Die griechische Baukunst verband ihr Eins mit Vielem verständiger, heller, leichter, schöner. Wo der Eindruck des Einen mächtiger ist, wird uns das Gebäude erhabener: wo das Viele uns mehr beschäftiget, schöner. Das Erhaben-Schöne, in andern das Schön-Erhabene, ist der zweckhafte Geist, der den Bau erfüllt, der im Bau wohnet. So ist z. B.

das Erhabene der Peterskirche dem Sinn und Geist nichts anders, als die höchst berechnete Proportion der Größe und Pracht, in der sie dasteht.

2. Die Bildnerei. Ihr Höchstes ist das Erhabene. Mit unbeschreiblicher Macht wirkt der sogenannte heilige Stil der Griechen auf die Seele. Je näher überhaupt dem alten Götter- und Heldenstil, desto einfacher und kräftiger wirken die Formen. Das Einfache giebt dem Bilde Kraft; kraftvolle Einheit schafft und ist das Erhabene.

3. Auch in der griechischen Mahlerei ist dieser Geist sichtbar, obschon die Kunst der Neuern sich ein ungleich weiteres Ziel gesetzt und es in Vielem auch erreicht hat. In jener einfacheren Art das Erhabene der Alten zu erreichen, war das Ziel der neuern Mahlerei selten, wogegen sich diese eine neue Welt der Zusammensetzung, groß, wie das Universum, schuf.

* * *

Ist nach Longin die Erregung der Leidenschaften auch eine Quelle des Erhabenen, so hat die Verkündigerin und Erregerin der Leidenschaften, die Musik, unstreitig daran Antheil: denn ohne Worte schon, wer hörte nicht Töne und Tongänge, die sein Inneres aufriefen, festhielten, erhoben, zerschmelzten? Das Einfachste war auch hier jederzeit das mächtigste, und mit größerer Macht kam es wieder. In Wenigem, oft mit einer Pause, gaben Töne und Tongänge so Viel; am Zartesten hieng oft das Stärkste. Und wenn die Musik von Worten unterstützt ward, wer kennt nicht die Kraft alter Kirchen- und Nazionalgesänge, deren Erhabenes von keiner jüngeren Kunst erreicht, geschweige übertroffen ward? Musik also auch in wortlosen

Tönen hat ein Erhabenes, das keine andre Kunst hat, als ob sie, eine Sprache der Genien, unmittelbar an unser Innerstes, als an einen Mitgeist der Schöpfung, spräche.

Die Dichtkunst, ihre Zwillingsschwester, erhebt aus allen Regionen (die des Verstandes und der Vernunft nicht ausgeschlossen) das Schöne zum Erhabenen und gestaltet das Erhabene zum Schönsten. Denn da alle Formen der Sinne und Gefühle, von der Phantasie belebt, mit allen Kräften musikalischer Bewegung ihr zu Gebot stehen; so schwingt sie sich hin, wohin keine Kunst einzeln gelangen konnte, und giebt dem Undinge selbst Formen. Man hat Gattungen des Erhabenen nach den verschiedenen Dichtungsarten aufgezählt, das Epische, Lyrische, Dramatische, mit mancherlei Unterschieden nach Zeit und Ort, und hat jeder Gattung sogar ihre Grenzen angewiesen.

V. Vom Erhabenen hörbarer Gegenstände.

1. Nicht höhere und niedere Töne machen den Unterschied des Erhabenen der Tonkunst. Mancher tiefe Ton wirkt dasselbe inniger, stärker. Gehaltene, einfach wiederkommende oder schwebende Töne thun mehr, als das bloße, geschweige schnelle Steigen und Sinken der Töne in einem Reich, dessen weiteste, breiteste Harmonieen in uns zusammenfließen und auf Einen Punkt verschmelzen.

2. Von festen Umrissen und Formen, wie sie das Auge zeigt, kann bei Empfindungen, sogar bei Gestalten, die durchs Gehör zu uns kommen, nicht die Rede seyn, da das Ohr nie fest gestaltet.

3. Da es Amt des Gehörs ist, uns Successioneu, nicht Coexistenzen, Progressionen, nicht Continua des Raums, Be-

wegung, nicht Stillstand zu geben: so wird auch sein Erhabenes nur durch diese lebendige Wirkung. Das stillhorchende Ohr wird eine Pforte erhabener Empfindungen, indem es uns mit Einem Viel mächtig giebt, auf eine dem Auge verborgene, geistige Weise. Ein einzelner Ton zur Nachtzeit gehört, der Schall einer Glocke, der Klang eines Horns, eine weckende Trommete, friedlicher das Getön der Harfe, oder von Stimmen der Natur der Donner, das letzte Rauschen der Wipfel vorm Ungewitter, das Ungewitter selbst sprechen dem Einsamen, dem Furchtsamen sowohl als dem Furchtlosen, mit Wenigem Viel, auf die mächtigste Weise. Und wer empfand nicht das Still-Erhabene einer herzlichen Menschenstimme? wem tönte sie nicht in der verschlossenen Brust unaussprechlich, unvergeßlich wieder?

4. Dieß Erhabene wird erstens dadurch bewirkt, daß durch den gehörten Klang auf Einmal der Faden unsrer Gedanken und Zeitmomente zerrissen wird, indem wir in eine neue Reihe der Dinge und Successionen plötzlich versetzt werden. Dieß bewirkt jeder Schall oder Klang, der uns auf Einmal viel ankündigt. So wecken der Donner, das Horn, die Tuba, fordern zur That oder zu großen Erwartungen auf. Große Ankündigungen der Musik (Ouvertüren) mit innegehaltenen, wiederkommenden Aufrüfen, Chöre, hohe Anklänge der lyrischen Poesie thun ein Gleiches. Erwache, rufen sie dem Menschengemüth, erwache!

5. Zweitens entsteht jenes Erhabene, wenn sich Stimmen und Töne, wie Wogen des Meers sammeln und steigen und hinaufschwellen, uns hebend und tragend über der Fluth des Gesanges. Oder in sanftern Bewegungen hebt uns höher der Hauch der Winde, das lispelnde Harfengetön, bis wir, wie

über der Schöpfung schwebend, all' ihre Harmonieen im Zusammenklang zu empfinden glauben. Das Unnennbare, Herzerfassende der Stimme hat keine Gestalt; es ist selbst der erquickende Athem des Lebens.

6. Wenn drittens diese Stimmen uns in ein Labyrinth führen, in dem wir uns verloren glauben, bis uns der Tonkünstler oder Dichter auf einmal, unvermuthet, aber still vorbereitet, leise oder prächtig einen Gang des Entkommens öffnet, und uns durch ihn mit sicherm Schritt durchführt, so ist dieß Entrinnen erhaben und erhebend. Der lyrische, epische, dramatische Dichter eifern hierin den Verwicklungen und Auflösungen reiner Töne, ihren gewaltigen Katastrophen nach. Das Unanschauliche aber ist die Katastrophe in unsrer Brust, unsre sich hebende, kämpfende, überwindende Empfindung.

7. Wenn endlich das Meer der Töne und der Empfindungen zur Ruhe sich senkt, wer empfand nicht eben in diesem letzten zögernden Schweben das erhabene Gefühl der Vollendung? Der Dichter jeder Art, bis zum Fabeldichter und Epigrammatisten hinunter, eifert dem erhabenen Schluß des Tonkünstlers nach, entweder schnell fallend oder sanft die Flügel senkend. Ein erhabener Ausgang ist das höchste Ziel der Kunst.

8. Keine dieser Energieen des Erhabenen wird ohne Maaß bewirkt. Die erste bricht das gewohnte Maaß und giebt ein Neues; die zweite legt neue Maaße an und macht sie wachsen; die dritte verwirrt die Maaße, indem sie uns überraschend ein neues darbeut, das endlich uns dem völligen Maaße, der Vollendung zuführt.

9. Allen Wissenschaften und Künsten liegt ein Unendliches, Unermeßbares zum Grunde. Zeichnung und Bildung, Tonkunst und Sprache hörten auf, wenn sie nicht, jede in ihrer Art und mit ihren Maaßen, dem Unermessenen Umriß, Schranken, Bestimmung, Maaß gäben.

10. Im Homer leben alle Bilder dergestalt, daß er selbst seine Gleichnisse in Bewegung setzt, jeder Zug ist ein Hauch seines Mundes. *)

11. Da das Erhabene hörbarer Vorstellungen in ihrer fortschreitenden Wirkung besteht, uns mit Einem Viel giebt, indem es 1) den Faden unsrer gewöhnlichen Vorstellungen zerreißt, 2) uns höher und höher hebet, 3) in Labyrinthe führt und glücklich hinausführt, und 4) froh vollendet; — so ruht es eigentlich im ganzen progressiven Werk des Dichters.

12. Sind die erhabensten Stellen bei Dichtern nicht eben die, wo ans Unermessene Maaß gelegt, und eben dieß Hohe, Ueberschwengliche, an Daseyn oder an Kraft, das unerreichbar schien, als erreicht dargestellt wird? Stellen die Griechen uns nicht im Oedipus und Ajax ein Unbegreifliches begreiflich, ein Unermeßbares ermessen dar? So ist bei dem Buche Hiob der Grund des Werks, sein Fort- und Ausgang erhaben. Die Rathschlüsse des Weltenschöpfers, des Allregierers, und das kleine Leben, das kleine Verdienst eines Menschen liegen auf Einer wägenden Wage. — Das wahre und rein-Erhabene muß es dem gesammten Menschengefühl seyn.

*) Die vom Verf. hier beigebrachten Erklärungen wider die reine Objektivität im Epos (bei unsern neuern Aesthetikern, z. B. Humbold) treffen nur die entstellte Ansicht, welche er von jenen Lehren genommen hat.

VI. Das Sittlich-Erhabene.

Die kleinste, wie die größeste, Pflicht fordert Bedingungen, Schranken; unter je schwereren Bedingungen sie rein und ganz geschieht, so daß in ihr ein Unermeßbares meßbar, ein Unmögliches nicht nur möglich, sondern wirklich dargestellt wird, desto erhabener ist sie; sie giebt uns in Einem Viel, mächtig, auf die energisch-stilleste Weise. Die sittlich-erhabensten Menschen sind uns, die uns das Vortrefflichste, das Edelste als Gesinnung und That, gleichsam als ihre eigene Natur, in mächtig-stiller Wirkung darstellen. Grundsätze, deren Ausführung wir für schwer oder für unmöglich hielten, wenn wir sie ohne Prunk als herrschende Gesinnungen in ihrer ganzen stillen Kraft erblicken, überraschten, erniedrigten uns für den Augenblick, um uns eben damit auf immer über uns selbst zu erheben. Im größten Sturm der Leidenschaften werden uns diese Götterbilder als heilbringende leitende Sterne erscheinen, uns mit ihrem hellen Anblick viel sagend. „Diese Gesinnung, sagen sie uns, ist nicht nur möglich, sondern auch des Menschen reine Natur; sie gewährt Macht und ist weise, und schafft Seligkeit, gebiert innern Frieden.“ Sind jene Drei, die im Grunde Eins sind, Macht, Weisheit, Güte in der menschlichen Natur vereint, und in Gesinnungen sowohl als in That wirksam, dann bilden sie den Erhabenen.

Anmerk. Wir übergehen die Herderschen Ausfälle auf Kant's Moralphilosophie, weil sie diese, in ihrem unverfälschten Sinn genommen, gar nicht treffen, und keine wahre Belehrung gewähren.

VII. Das Erhabene im Wissen.

Erhaben im Wissen ist, was mit Wenigem Viel giebt, mich auf einfachen Wegen Viel zu erkennen leitet, hell, mächtig, sicher. Immer rückt ferner die Grenze und bleibt doch vor uns. —

Anmerk. Auch hier ersparen wir dem Leser die spöttischen Seitenblicke auf die kritische Philosophie.

II.

Vom Ideal des Schönen. (S. 153—204.)

1. Ideale der bildenden Kunst.

Hier thront Zevs in freundlicher Majestät, mit ernst-ruhigem Antlitz. Der Geist, der dieß Haupt belebt, bewegte auch die Locke seines Haars, erfüllt die göttliche Brust und den Bau des Körpers. Das Winken des Haupts, das Bewegen der Locke bei Homer gab dem Phidias dieses Gebilde. Lange mußte die Kunst geübt seyn und tiefe Studien gemacht haben, ehe sie ihren Ideen die höchste Idee, das Ideal der Majestät und Würde als ein Diadem aufsetzte. Andre Ideale sind Juno, von Polyklet; Pallas und Phöbus, von Phidias; Artemis, von Praxiteles; Posidon und Pluto, Ares und Herkules, von Phidias; Bacchus und Aphrodite, Eros und Hermes, von Praxiteles gebildet. In mehreren seiner Gebilde war Skopas ihm vorangegangen; noch sanftere Gestalten gehören dem Myron, dem Lysippus. Mit diesem, ja vielleicht schon vor ihm, war der Kreis der Ideale geschlossen, das hohe Göttergeschlecht vollendet. Homer gab die meisten dieser Formen und Charaktere dem Geiste der Künstler.

Diese Ideale machen Alle Ein Geschlecht aus, von Einem großen Vater stammend, oder ihm zugehörig, nach der geistigen Gestaltung Eines Dichters, Homers, und von wenigen Künstlern gebildet, denen die andern folgten.

2. Ursprung dieser Ideale.

Ideal kommt von Idee; es ist die reinste Idee eines Dinges, aus seiner innern Natur geschöpft, von allem Unwesentlichen und Unlautern scharf gereinigt. Sucht jede Kunst das Vollkommenste ihrer Art, so mußte die bildende sich an die vollkommenste Organisazion, die Menschengestalt, vorzüglich halten, und in dieser das Vollkommenste, die reine Idee der Menschheit suchen und bilden, nämlich die Form, die den Menschen am wesentlichsten vom Thier unterscheidet und seinen geistigen Charakter ausdrückt, mithin seine aufgerichtete Gestalt, sein Antlitz, und was das Antlitz bildet, seine Stirn, seinen Schädel. 1) Der Mensch allein trägt sein Haupt aufrecht; daher hat er ein Antlitz. Der Mensch allein hat ein Haupt; dieß wird unter seinem Schädel. Der Schädel wölbt seine Stirn: unter und mit ihr bildet sich das Menschenantlitz. Je zurückgehender diese, (wie Camper sichtlich erwiesen) desto thierartiger; je menschlicher, desto edler gewölbt ist der Himmel des menschlichen Daseyns, Stirn und Schädel. Die Griechen, eine wohlgebildete Nazion, fühlten auch hier ihren Vorzug vor andern, insonderheit afrikanischen, Völkern, und charakterisirten bei ihrer Kunst das menschlichste in der menschlichen Form, das Antlitz und in diesem den Grund aller Züge desselben, die Bildung und Stellung des Oberhaupts vorzüglich und in der edelsten Form. — 2) Aus diesem Oberhaupt entsprang durchs ganze Gebilde eine

höhere Harmonie der Glieder. Unter der heitern, ebenen, vorgesenkten Stirn trat die Gegend über den Augenbranen, welche den Griechen der Sitz der denkenden Seele war, in ihr bedeutendes Licht. Die Augenhöle wölbte sich erhabener; in ihr leuchtete ein völlig ruhiges Auge, und sanft floß die Wange nieder. Unter der Gedankengegend der Stirn theilte die Nase das Antlitz, nicht hinausstrebend, aber breit und scharf; und unter ihr ward der Mund lieblich gebildet. Ein solches Haupt, aus dem das Thierisch-Vorragende, Nahrungsuchende verschwunden war, gebot dem ganzen Bau der Glieder. Hals und Nacken, Schultern und Arme, vorzüglich die erhabene oder sanfte Brust, mußten der Bedeutung des Antlitzes würdig seyn; mithin wurden den untern Theilen des Gesichts, die die Sinnlichkeit ausdrücken, auch des Leibes Glieder harmonisch. Diese Harmonie der Theile war ein im Geist empfangenes untheilbares Ganze, mit jedem Gott, mit jeder Göttin, nach Alter und Charakter, modificirt, nach eigenen Verhältnissen jeder Gestalt, welche aus der Wurzel der Menschheit, dem Haupt, nach des Bildes Bedeutung entsprossen. Größe, Stellung, Anstand sind hiernach, wie nach einem reinen Akkorde dieser oder jener Tonart, den Gebilden zugemessen, zugewogen. 3) Hieraus erklärt sich in ihnen die hohe Ruhe, die stille Würde oder erhabene Einfalt, die in diese rein-menschliche Gestaltung gegossene, ihr durchaus einwohnende Seele, der Zusammenklang ihrer Glieder. Dieser Zusammenklang in dem Antagonismus der Kräfte und Glieder, diese harmonische Disharmonie, dieses schwebende Gleichgewicht, ist eben, wie in einem melodischen Rhythmus, das Seelenhafte, Bezaubernde, das Sprechende

in der ganzen Stellung der Gestalt, welches, wie ein Gefühl göttlicher Ruhe, sich uns mittheilt. Vom Haupt hinab ergoß sich diese Ruhe in Brust und Hände, in des Körpers ganze Haltung und Stellung, diese Melodie der Glieder, eines mit sich selbst einigen Geistes und Körpers. Das Ideal der Griechen war also die reine menschliche Gestalt, von allem Thierischen gesondert, ihre eigene Vollkommenheiten ausdrückend in allen Charakteren und Gliedern.

3. Folgen des Ideals.

Als der Kreis der Gestalten vollendet war, verlor sich das Ideal der Griechen nicht in die gemeine Natur oder in Unnatur, sondern in Glätte und Zierde. Nur mit den Göttern Griechenlands und mit Griechenland selbst ging dieß Ideal, d. i. eine rein-menschliche Kunstbildung, unter. Als die Kunst nach überwundener Barbarei wieder erwachte, fand sie sich in einer neuen Welt, in der die Malerei mit geistigen Ideen leichter und reiner hervortreten konnte, als die Bildnerei mit Gestalten. Angelo's ewiger Vater, Sibyllen und Propheten, sind große Erscheinungen, wie durch da Vinci und Raphael sich die schöne Seele der Menschheit in neuer Verklärung offenbart. Schöne Seelengebilde, die sich seitdem in den Kunstschulen Italiens, Spaniens, Deutschlands u. s. f. durch Schwarz und Weiß, durch Licht und Farben vervielfältigt haben! Licht und Farben heben gleichsam das geistigste Daseyn des Menschen empor, sprechen eine zartere Sprache, als leibhafte Formen, sobald der Künstler den Geist seines Gegenstandes zu sehen und darzustellen vermochte. —

4. Unterschied des Individuellen und des Idealen.

Jede nicht ganz misbildete und verworrene Gestalt trägt eine Idee mit sich, die ihr Wesen ausdrückt, was sie seyn soll. Der idealische Mensch sieht sie allenthalben, der idealische Künstler macht sie in jeder Gestalt sichtbar. Die Griechen ordneten die Gestalten in Götter, Genien, Heroen, zuletzt kamen Satyren und Faunen; der idealische Künstler sieht in jeder Gestalt, wohin sie gehöre. Hatte der aus mehrerem Schönen wählende und sammlende Künstler kein Ideal des Ganzen in seiner Seele, so konnten ihm auch die schönsten einzelnen Ideen dazu nicht helfen, und setzte er sie ungeschickt zusammen, so verfehlte er gewiß seines Endzwecks.

5. Schlußfolgen.

Ideal ist das reine Verstandesbild der wesenhaften Form einer Sache. Daraus folgt: 1) daß das Bestreben nach dem Ideal auf das lauterste Wesen des Dinges gehe, ihm die bestimmteste Form zu geben; 2) daß dieses Wort am meisten belebten Wesen zukomme, deren Idee der Dichter oder Künstler ausdrückt. Vermag er im Einzelnen den die ganze Gattung bezeichnenden Grund zu sehen, so malet er wesenhafter, und, wenn ihm das Höchste hierin zu erreichen gelingt, idealisch. Ohne Verlust des Bestimmten nimmt man sodann im Einzelnen ein Alles derselben Art wahr. Diese Gabe zu idealisiren wird durch Beobachtung, Studium, Uebung erweckt, geleitet, gestärkt. Wer sie nicht hat, wird sie in idealischen Werken nicht einmal gewahr. Die Griechen besaßen sie ausgezeichnet. 3) Der idealische Künstler idealisirt nicht allenthalben (so Homer,

Raphael, Polygnot). 4) Da die Menschennatur die ideenvollste Form ist, so konnte nur in ihrer unaustilgbar bedeutenden Form das Ideal der menschlichen Schönheit bleibend dargestellt werden. 5) An griechischen Göttern allein konnte das Ideal der menschlichen Natur in Formen erfunden und festgestellt werden; das Göttliche und Gottähnliche war den Griechen nur die reinere Menschheit, welche mit höchstem Fleiß ausgebildet, mit Begeisterung verehrt, mit Eifer erhalten wurde. 6) Kein andres Volk ist zum Ideal der Griechen gelangt. 7) Da jede Kunst Charaktere, d. i. lebendige Wesen zu ihrem Zweck, nach ihrer Weise idealisirt, so wird, wo dieses fehlt, der Name Ideal sowohl als Real gemisbraucht. 8) Das Ideal hat auch darin etwas Zauberisches, daß, weil es das reinste Wesenhafte, das innerste Leben darstellt, es selbst in bestehenden Formen uns mit Leben, d. h. mit einer Art Progression, täuschet. Der Koloß wächst gleichsam vor unsern Augen; Apollo schreitet; das himmlische Gewächs, Aphrodite, sproßt vor unsern Augen; je länger ich ins Antlitz des ehrwürdigen Zevs, der Königin Here schaue, desto ehrwürdiger wird jenes, desto majestätischer dieses. So wachsen, im Lesen des Homer, die Gestalten der Phantasie, je weiter wir fortlesen. So im Drama der Griechen. So mit Angelo's, Raphael's, da Vinci's Gestalten. Vollends in der Musik und Dichtkunst. Unglücklich der Dichter, der nicht mehr Gedanken zu wecken weiß, als er ausdrückt. Dieß ist das Unermessene, Ueberschwängliche, wonach die Kunst strebt, und das nur der Genius bewirkt. Stets umgrenzt, rückt er immer weiter und weiter hinaus die Grenze.

III.

Von schönen Wissenschaften und Künsten.

(S. 207 — 252.)

1. Weder Griechen noch Römer kannten das Wort schöne Wissenschaften in unserm Sinn. Gymnastik, Grammatik, Musik, Graphik, Rhetorik übten jene als den Menschen und Bürger ausbildende Künste, deren keine ihr Wissenschaftliches, d. i. ein System von Vorschriften zur Ausübung, entbehren konnte. Der Römer schöne Kultur und Politur war auch dahin gerichtet; Freigeborne trieben diese Künste, weil sie sich dadurch zu bilden glaubten (artes liberales).

2. Zu den Ritterzeiten galten die galanten Künste, die den Ritter galant, d. i. tapfer, liebreich, gefällig machen sollten. Die Theorie hiezu waren seine schöne d. i. galante Wissenschaften.

3. In spätern Zeiten sollte der gebildete Mann auch lesen, schreiben, verständig sprechen können; so wurden die belles lettres daraus. Diese enthielten, was man las; die beaux arts, was man trieb; jenes waren galante und galantmachende Literatur, dieses Ritterkünste.

4. Je tiefer eine Nazion in Kultur und Politur der obern Stände stand, desto niedriger der Begriff der schönen Wissenschaften im gewöhnlichen Verstande. Noch in der Mitte des abgehenden Jahrhunderts machte wenig mehr, als Reiten, Jagen, Fechten, Ballschlagen, Voltigiren, Tanzen die schönen Künste aus. Die Kenntniß derselben, sammt etwa der theatralischen und edlen Wappenkunst, hießen die schönen Wissenschaften unserer Ritter und Helden.

5. Als endlich die Barbarei weichen mußte, ging von selbst der Begriff der schönen, d. i. der bildenden Wissenschaften und Künste ins Weitere, Höhere, Freiere, Feinere. Italien und Frankreich, als Vorgängern, hat hierin ganz Europa Manches zu danken.

6. Mehr aber noch dankte man dem erweckten Studium der Alten und der wachsenden Kultur jeder Landessprache in allen Ländern. Von Italiänern, Spaniern, Franzosen, Britten und Deutschen wurden Tacitus und Sallust, Plutarch und Plato, Horaz und Livius gelesen, geliebt, kommentirt, nicht blos zur rhetorischen und poetischen Bildung, sondern ihres Verstandes und Vortrages, ihrer höhern Denkart wegen.

7. Je mehr die neuern Sprachen sich bildeten, als man die neu-aufstehenden Landesschriftsteller, Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter las, ward der Name der schönen Wissenschaften nazioneller und gemeiner. Der Name Schöngeist ward bald verächtlich.

8. Allgemach philosophirte man über die schöne Natur aus allen Künsten und der Natur selbst. In Frankreich ward der Akademie der Aufschriften der Name belles lettres angehängt. Diesen Akademieen und der französischen Bühne, durch die mit einer gebildeten Sprache ein besserer Geschmack allen Ständen sich mittheilte, ist ganz Europa viel schuldig. Moliere allein hat mehr, als eine Akademie, geleistet.

9. So kamen auch die belles lettres nach Deutschland. Lasset uns vergessen, wie elend sie dahin kamen.

10. Lehrer der alten schönen Wissenschaften, der Humanioren, widerstanden ihnen am standhaftesten. Rapin war

ihnen recht; aber mit Batteux und den Belles Lettres konnten sie sich nicht versöhnen. Sagten ihnen die alten Autoren, sagten ihnen Aristoteles, Horaz, Quintilian u. s. f. nicht mehr und etwas besseres, als die gewöhnlichen Verschönerer der Natur im Flitterkleide? Hatten selbst Kritiker, Erasmus, Muret, Scaliger, Voß, Grotius, Heinsius u. a. in ihren Bemerkungen sowohl, als in ihren Nachbildungen, nicht eine feinere Kunst und Wissenschaft des Schönen aus den Alten gründlicher geschöpft?

11. In Deutschland schrieb Gottsched eine kritische Dichtkunst und Beredsamkeit ohne Begriffe, auf schlaffen Gemeinsinn gebaut.

12. Baumgarten, aus der Wolfischen Schule — hätte er seine Aesthetik vollendet! Der Wolfischen Schule sind wir Deutsche in Entwicklung der Begriffe des Schönen viel schuldig. Von Breitinger bis Sulzer schloß sich an sie, was dachte, an, und auch forthin darf niemand sich einer Sprache schämen, in der Lessing und Mendelssohn schrieben. Der Begriff der schönen Wissenschaften gerieth in die Region der untern Seelenkräfte, denen Sulzer und Mendelssohn die Empfindungen zuführten. Welche andre Nazion hat ein Werk, wie Sulzer's Wörterbuch der schönen Künste und Wissenschaften aufzuweisen?

13. Die Bibliothek der schönen Wissenschaften (im J. 1757) breitete Kunde des Geschmacks und Genies über mehrere kultivirte Nazionen aus, ohne die Grundsätze der Alten auszuschließen. Der freie, alle Künste des Schönen umfassende Geschmack, zu dem Lessing als Kritiker so viel beigetragen, bekam in ihr eine Sprachstäte. Zu eben der Zeit leuchtete Winkelmann

in Sachen der Kunst mit heller Fackel vor. Der Musik fehlte es auch nicht an Theoristen. —

Begriff der schönen Künste und Wissenschaften.

Jede Wissenschaft und Kunst, recht gefaßt und vorgetragen, ist dem Verständigen schön, wie eine Wissenschaft und Kunst schön seyn kann. Eine Scienz des Schönen ist es nicht, was man mit dem Worte meint. — Den Menschencharakter in uns bildend soll diese Gattung Künste und Wissenschaften werden. Dieß bezeichnet ihr Wesen sowohl, als ihren der Menschheit würdigen Zweck. Darauf deuten die Namen Humaniora, der Griechen καλον, das pulcrum der Römer, selbst die galanten Künste der Ritterzeiten, die belles lettres et beaux arts, Wissenschaften und Künste der Kultur u. s. f. Die Würde der Behandlung derselben hieng an der Reinheit und dem Umfang des Begriffs von der Menschennatur, und an der Wahl der Bildungsmittel zu den vorzüglichsten Zwecken. Doch konnte man nie weder der Menschheit ihr Streben zur Ausbildung, noch den schönen Künsten überhaupt ihre Tendenz nehmen, die Menschheit in ihrem ganzen Umfange auszubilden.

Erste Frage. Was ist im Menschen ausbildbar?

1. Alle Glieder seines so vieler Künste fähigen Körpers. Die dazu angewandten Künste nannten alle Völker schöne Künste. Sie geben dem Leibe Wohlgestalt und Gesundheit, fördern seine Geschicklichkeiten zu Geschicktheiten, und machen ihn zu tausend fröhlichen und nützlichen Uebungen brauchbar. Mit dem Leibe, als Ausdruck der Seele, wird diese in allen Zugängen ausgebildet; eine Menge ihrer Fehler, falsche Urtheile, böse

Affekten, hangen unerkannt an der unkultivirten Trägheit und Ungeschicklichkeit des Körpers. Barbarische Zeiten und Völker bilden ihn zu barbarischen Zwecken in barbarischen Künsten; weichlich-lüsterne zu Zwecken ihres Gefallens.

2. Die edlen Sinne der Menschheit, Auge, Ohr, Hand und Zunge, fordern Ausbildung. Schöne Künste und Wissenschaften heißen, die sie kultiviren. —

3. Der Einbildungskraft sowohl, als dem Verstande und der Vernunft sind schöne bildende Wissenschaften und Künste unentbehrlich, die selbst Form, Vorbild, Muster gewähren.

4. Unsre Neigungen selbst werden durch Künste und Wissenschaften eines Schönen, eines Schöneren und Schönsten gebildet. Sie wecken und leiten die Kräfte durch Bild, Form und Uebung des Erreichbar-Schönen, des Großen, Guten und Edlen. Allenthalben liegt eine Wohlgestalt oder Anmuth, ein Wohlstand oder Wohlanstand dem begehrenden, strebenden Gemüth zum Grunde. Daß hier der Mensch, zu würdigen Zwecken auf richtigen Wegen, in der Gestalt des Reizenden und Schönen nur das Wahre und Gute anstrebe, liebe und wähle, daß er durch kein Hinderniß abgeschreckt, durch jede Schwierigkeit angefeuert werde, seine Idee immer reiner zu suchen, brünstiger zu verfolgen; dieß ist die bildende Kunst des Lebens. Unstreitig giebt es mehr Gebildete von Kopf, Gebildete in Talenten, Sitten, im Geschmack, als von Geist, Herz und Charakter. Die schönste Kunst ist, die mit dem Verstande auch die Empfindung des Vortrefflichen in uns läutert, und unsre Neigungen zu ihm, dem Edelsten, dem Vortrefflichsten beflügelt.

Zweite Frage. Was ist durch Menschen bildbar?

Die Natur, die menschliche Gesellschaft, die Menschheit.

Die Natur. Wie sehr ist sie durch Verstand, Fleiß und gute Neigungen der Menschen zu einer Harmonie und Vollkommenheit gebracht worden, die sie, sich selbst überlassen, nicht erreichte. Wer wagt die Grenzen zu bestimmen, wie weit Alles in der Natur kultivirt werden könne und werde?

Die menschliche Gesellschaft, die Menschheit sogar — welcher Kultur bedarf sie noch in allen Ständen! Die erste und größeste Frage selbst: „wie bildet und misbildet sich eine menschliche Gesellschaft?“ trat in kühnen schrecklichen Versuchen eben jetzt der Welt vor Augen. Den Menschen als Menschen zu erziehen und auszubilden, das Thierische in ihm gegen sich und die Gesellschaft unvermerkt und von allen Seiten auf die sanfteste wirksamste Weise hinwegzuthun, dazu sind die Künste der Musen.

Dritte Frage. Wie wirken Wissenschaften und Künste zur Kultur der Menschheit?

Wissenschaft durch Wissen, Kunst durch Können. Niemand, als Alter, Krankheit, Tod können mir die Wissenschaft rauben. Mehreres Wissen vermehrt sie, gründet sie tiefer, hellt sie auf. Was ich weiß, kann ich auch mittheilen, klar und deutlich, wie ich es weiß; jede Unklarheit ist des Nichtwissens Tochter. Ward nicht allein durch das, was als Wissenschaft in den andern überging und von ihm als solche angewandt ward, die Menschheit gebildet? Eben das Wissenschaftliche der Wissenschaft gab ihr Form und Reiz, und machte das Erfassen derselben leichter, die Wissenschaft schön und bildend. — Aristo-

teles, Shaftesbury, Winkelmann, Lessing u. a. arbeiteten auf eine Wissenschaft des Schönen. Auf eine mathematische Methode kommt es hier nicht an; jede Wissenschaft hat ihre Methode; überzeugt sie aus Gründen und erprobt sich, so hat sie ihren Zweck erreicht.

Künste bilden den Künstler durch Alles, was in ihm vorging, ehe er sein Werk zu Stande bringen konnte; bilden verständige Theilnehmer seines Werks. Kultivirende Künste, mit Ernst und anwendendem Verstande behandelt, kann nur der Thor verachten.

IV.

Schönheit als Symbol der Sittlichkeit betrachtet.

(S. 255 — 290.)

Symbol, ursprünglich jedes Merkmal, woran man sich erkannte, behielt in der Philosophie einen von den Pythagoräern bestimmten geheimen höhern Sinn, und bezeichnete besonders in der Kunst den Ausdruck allgemeiner Begriffe durch angenommene bedeutende Merkzeichen; z. B. in dem Bilde der Gerechtigkeit. Im Symbol muß entweder durch natürliche oder durch eingesetzte Bedeutung Jeder, für den das Symbol ist, den dadurch bedeuteten Begriff anerkennen. Je natürlicher, vollständiger, eindrucksvoller er sich darstellt, desto trefflicher ist er symbolisirt; die vollkommensten sind also die Natursymbole; sie sind durchaus bedeutend.

I. Das Schöne betrachtet als Symbol.

1. Jedes Ding bedeutet d. h. trägt die Gestalt dessen, was es ist. Die darstellendesten sind die Natursymbole. Die weiße

Farbe zeigt an, was sie selbst ist, eine ungemischte, das Roth die schnellste lebhafteste Farbe, u. s. f. Wer als Tradition das Blau als Symbol der Beständigkeit, Roth der Liebe und Jugend, Grün der Hoffnung, Weiß der Unschuld u. s. f. angiebt, spricht konvenzionelle Begriffe aus. Jede echte Konvenzion hatte in der Natur ihren Grund. So trägt der majestätische Baum, die lachende Flur, anschauliche Begriffe mit sich.

2. In allen lebendigen Organisazionen erscheint uns im Aeußern das Innere, die Seele des Gegenstandes. Das schärfere Auge schaut den Geist in der Gestalt, die Seele im Körper, Anlagen der Natur zu größerer oder minderer Wirkung. Jedem Gesicht, jeder Mine und Stellung ahnen wir gleichsam ab, was es thun könne, thun würde, und sind um so glücklicher, wenn dieses uns in Handlung gezeigt wird. Daher die hohe Zufriedenheit bei einer solchen Darstellung, voll Handlung und Leben.

3. Giebt das Lebende dem Todten Bedeutung, so mußte an sehr merkwürdigen, geist- und bedeutungsvollen Charakteren Alles bedeutend werden. An geliebten Personen gewinnt Alles Reiz. So stieg das konvenzionelle Symbolische zum Natursymbol hinauf; stillschweigend, aus Bewunderung, Liebe, Nachahmung ward es angenommen und erhielt sich durch Gewohnheit, bis man ein Geliebteres an seine Stelle setzte. —

4. Symbole fürs Auge und Ohr sind von verschiedener Wirkung. Die Kunst läßt statt der Symbole lieber Handlung sprechen, und gebraucht selbst die Sprache der sogenannten Attribute frei und geistvoll. In der Malerei, weil sie ihrer noch leichter, als die bildende Kunst, entbehrt, sind uns die

bloßen Symbole, wo sie nicht von der Komposizion belebt werden, als todtes fremdes Beiwerk zur Last; selbst die belebtere Allegorie, Personifikazionen sogar, wollen die verständigste Behandlung, oder sie erscheinen zwischen historischen Personen, wie Gespenster. Die griechischen Allegorieen und Personifikazionen, geschweige ihre untergeordneten Merkzeichen, sind fast Natursymbole. Daher die reichen, physischen und moralischen Auslegungen ihrer Mythologie. Auch die erdichteten Prädikate erscheinen bei den Griechen anschaulich-schön und geisterhebend, mit Kunst- und Naturweisheit geordnet.

5. Dem Ohre sind Symbole von einer andern Art; sie werden selbst, was sie bedeuten. Klang, Gang und Rhythmus der Töne bedeuten nicht nur, sondern sind Schwingungen des Mediums sowohl als unserer Empfindungen; daher ihre innigere Wahrheit, ihre tiefere Wirkung. Das Symbolische der Laute oder gar der Buchstaben von den Worten der Sprache bleibt in einer uns geläufigen Sprache außerhalb der Seele; diese bildet sich aus Worten eine diesen ganz fremde, ihr selbst aber eigene Welt, Ideen, Bilder, wesenhafte Gestalten.

6. Im Drama tritt der Dichter unter das Gesetz eines andern kläreren Sinnes, des Gesichts, und muß ihm gehorchen. Ein allegorisches Drama ist das kälteste Schattenspiel, worin mit fortgehendem Widerspruch Nichtigkeiten sprechen, Nichtigkeiten handeln.

II. Wie kann eine schöne Gestalt Symbol der Sittlichkeit werden?

1. Die schöne Gestalt muß sittlich erscheinen, im Wohllaut ihrer Glieder sowohl, als in Stellung und Handlung. Am

sorgsamsten hat das Sittlich-Schöne das Lüsterne zu vermeiden. Vor ihm flieht die sittliche Grazie, es vernichtet die Schönheit. Je sittlich-reizender ein Gemählde die reine Grazie belebet, desto mehr entzückt es den innern Sinn, und weckt Empfindungen einer höhern Ordnung.

2. Der reine Genuß des Sittlich-schönen tilgt Eitelkeit aus. In ihr, der Schönheit, als ob sie Alles wäre, wohnt des Anschauenden Seele.

3. In jeder Kunst zeigt diese sittliche Grazie sich auf eigene Weise. In der Plastik heiligen Formen am völligsten; dann in Gemählden, die ihr als Ausdruck reinmenschlicher Empfindungen nahe kommen und im Zauber der Farben gar vorangehen. Giebt es eine sittlichere Grazie, als im Gemählde der mütterlichen Liebe, verschmolzen mit jungfräulicher Unschuld? So in den Spielen der Kinder, in Lustübungen der Jugend, in frohen Thaten des Mannes, in der ruhigen Betrachtung des Greises. Die heilige Andacht endlich hebt das Gemüth zu einer Höhe empor, in der sich die Grazie in den demuthsvollen Engel verliert.

4. In großen Komposizionen muß die Ethopöie jeder Gestalt ihr Maaß der Sittlichkeit zuwägen. Unsittliche Gemählde der Dichter regen tiefer und daurender, als unzüchtige Farbengemählde; jene zeigen und verhüllen, reizen und locken, indem sie innig-progressiv wirken. Sie zerstören auch den hohen ewigen Reiz, den uns auch im spätesten Andenken des Dichters Muse gewähren soll.

5. Ein höchst-Sittliches fordert das Drama, im Trauerspiele sowohl als im Lustspiele. In diesem muß keine Thor-

heit außer den Grenzen des Ehrbaren spielen. Eine Verstellung des moralischen Gesichtspunktes und Gesichtskreises macht das kunstreichste Gemählde komischer Figuren und Situationen unleidlich. Selbst das Genie vermag die beleidigte moralische Grazie nicht zu versöhnen. Dem hohen Trauerspiel ist das Unsittliche des Charakters, der Furcht und Mitleiden erregen soll, unausstehlich. Menschliche Fehler darf und muß er haben.

6. Moralien oder die gute Absicht des Dichters können den Mangel seines Genies oder seiner Kunst nie ersetzen; nehmt aber dem Dichter bei allen seinen Talenten das Zauberische der moralischen Grazie, mit aller Kunst bleibt er im Gemeinen. Bloßes Spiel sinnlicher Empfindungen befriedigt den Menschen nicht. Gehörter Unterricht, verlachte oder gar gestrafte Thorheit ermüden oder erbittern; was sich uns unvermerkt und mit Entzücken anbildet, sind Wahrheit und Güte im Bilde des καλȣ καγαϑȣ, edle Schönheit.

7. In der Kindheit nennen wir den Ausdruck der sittlichen Grazie naiv; und o wie reizend ist dieß Kindlich-Schöne, Kindlich-Erhabene! Es giebt mit Einem oft so viel, ganz aus der Natur des Kindes, ohne Anmaßung still und mächtig. Eine naive Frage, Antwort, Gebehrde sagen oft mehr, als tausend Worte. Sentiment und Naivetät sind Entwicklungen Einer Charis. — Das Erhabenste der Musik ist oft eine Pause.

8. Der naiven Muse können wir nicht entbehren, so lange wir Natur und offene Unschuld auch nur in Resten lieben. Lasset uns mit Kunstsinn und Kunstfleiß die Natur sprechen, die aus Theokrits und Aesops, Ibykus und Bacchylides Munde jetzt sprechen würde, nach unsrer Zeiten Empfindung.

9. Vorüber mögen die Zeiten seyn, da man unter Sentiment gaukelnden Witz verstand oder kranke Gefühle! Triebe der Wohlanständigkeit und Milde, Regungen der Ehre und Liebe fordert unsre Zeit, wie sie Horaz und Pindar, Terenz und Menander jetzt singen würden. Reizender ist nichts, als die Muse des sittlichen, des häuslichen Umganges; und was bedarf in unsern Zeiten mehr der Erweckung, als der entschlafene Trieb der Ehre? einer sittlichen Richtung mehr, als der verwilderte Trieb der Liebe?

10. Die Zeit großmüthiger sowohl, als guter Thaten ist nie vorüber; noch minder die Zeit der Gefahren. Reich an allen ist die unsrige, und schwanger von einer großen Zukunft. — Nur das Wahre ist schön; nur das Gute werde geliebt. Abgötterei und Aberglauben, Erschlaffung und Willkühr, an welchen Formen sie hangen mögen, diese Feinde des Menschengeschlechts, verfolge die Muse. Die Muse, die Thaten darstellt und Gesinnungen richtet, sei eine Freundin der Menschlichkeit und Wahrheit.

11. Die Musik trete ihr nach, das Lobwürdige zu singen, mit gehaltener Kraft in unsre Herzen zu verschmelzen.

12. Und die Poesie der Natur mit der sittlichen Poesie vereinigt besinge die großen Entdeckungen in der physikalischen und geistigen Welt.

Anmerk. Wir haben in diesen letzten Abschnitten gänzlich alle Seitenblicke auf die kritische Philosophie übergangen, um dem Leser einen ungestörteren Genuß zu gewähren.

V.

Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts — von D. Jenisch.

Dritter Theil.

Dieser beschäftiget sich, wie wir schon oben im 1. Stück S. 4. bemerkt haben, mit der Untersuchung der Frage: Welches sind die vornehmsten Umstände, Ereignisse und Personen, durch welche sich, seit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts, Politik, Wissenschaft, Geschmack und Sittlichkeit vervollkommnet haben? Er enthält also eine Kulturgeschichte jenes Jahrhunderts.

Erstes Buch.

I. Politische Kultur-Geschichte des XVIII. Jahrhunderts. S. 11—86.

Der Verfasser giebt ihr drei Abtheilungen.

1ste Abtheilung. S. 12—86. — Allgemeine Kriegs- und Staatengeschichte. (Ihr ist die Kabinetsgeschichte zweckmäßig mit eingewebt.) Kriege, heißt es S. 11., und durch Krieg erzwungene, oder durch Intrigue geleitete Verträge, haben in

die Geschichte der Staaten mit verbreiteterm Einfluß gewirkt, als die Fortschritte der Vernunft und Aufklärung selbst. Aber offenbar haben sie weder von Seiten der Schändlichkeit ihrer Bewegungsgründe, noch von Seiten ihrer verderblichen Wirkungen etwas verloren. In dem Verhältniß der Staaten zu einander herrscht fast nur Gewalt statt des Rechts. Länder werden wie Waaren für Geld verkauft, durch Verträge wie Banknoten assignirt, durch Testamente wie Meubles verschenkt, als Brautsteuern angeheirathet, oder auch, durch einen Machtstreich, aus der Reihe selbstständiger Staaten vertilgt, und mit andern zusammengeschmolzen. Die Völker sind der unaufhörlich hin und her geworfene Ball ihrer Beherrscher; das Mark ihres Wohlstandes, ihr Blut, ihr Leben — eine immer bereit liegende Spende des Ehrgeizes, der Kriegs- und Eroberungssucht dieser Beherrscher.

(Wo es also bei dieser Lage der Dinge mildere und weisere Regenten giebt, da ist es desto heiligere Pflicht, diese dankbar zu verehren, da ihnen, im Fall auch sie ihre Macht mißbrauchen wollten, nicht leicht eine andere Macht im Staate widerstehen würde.)

Jene Geschichte selbst nimmt die S. 16—76. ein. Dann folgen drei allgemeine Bemerkungen über dieselbe; es sind folgende: a) In den vorletzt verflossenen fünf oder sechs Jahrhunderten zusammengenommen, sind nicht so viele Menschenkostende Kriege geführt und Schlachten geschlagen worden, als in dem achtzehnten allein. Die Getödteten, an ihren Wunden Verstorbenen, oder auch durch Gram und Elend ins Grab Gestürzten aller Kriegführenden Mächte, bloß während dem

Revoluzionskriege, haben das Europäische Menschengeschlecht gewiß um sechs Millionen verringert: die Kinder nicht einmal mit eingerechnet, welche die jungen und kraftvollen Krieger, bei der Erreichung der gewöhnlichen Länge des Menschenlebens, erzeugt haben würden. b) Die Kabinetsgeschichte des XVIII. Jahrhunderts ist um nichts erbaulicher, als die der vorhergegangenen. Gekrönte Schwächlinge, ehrgeizige Minister, eigensinnige Ränkeschmiede, herrschsüchtige Weiber und Maitressen, setzten oft das große Drama der menschlichen Dinge in Bewegung, ließen Staatsbündnisse schließen, Kriege führen, Schlachten liefern. c) Was hat Europa durch seine Kriege gewonnen? — Nichts; vielmehr waren diese Kriege gemeiniglich die Hemmketten des Fortschritts jeder bessern Kulturgattung.

2te Abtheilung. S. 87—220. — Besondere Staaten- und Regentengeschichte. Sie entwickelt den allgemeinen Zusammenhang der merkwürdigsten Begebenheiten und Veränderungen, durch welche das Steigen und Fallen der Staaten vorbereitet, ihre Verfassung oder Verwaltung verbessert oder verschlimmert, oder auch ihr alter Zustand fast unverändert erhalten ward. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet der Verfasser Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Spanien, Portugall, Preußen, Batavien, die Schweitz, Italien und dessen verschiedene Staaten, ferner Dännemark, Schweden, Rußland und Polen; überall webt er die Charaktere der merkwürdigsten Regenten, Staatsmänner, Feldherren und Günstlinge ein, und beschließt diesen Abschnitt mit folgenden Resultaten: a) Das Wohl der Nazionen, dieser Hauptzweck aller Regierung, war fast überall nur Nebensache: Bestand

des Staats in seiner alten (wenn auch mangelhaften) Form, und Vertheidigung desselben gegen andere, war Hauptsache. b) Noch ist kein Staat bis zu dem heilsamen Mechanismus in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten gekommen, daß die Güte dieser Verwaltung von dem Charakter oder der Willkühr der Beherrscher und ihrer Diener unabhängig wäre. Britanniens Verfassung nähert sich, troz allen ihren Mängeln, einem solchen Ideale noch am meisten. Bloß und allein die glücklichere Bearbeitung aller Zweige der Staatswirthschaft muß uns diesem Mechanismus immer näher bringen.

3te Abtheilung. S. 221—284. — Bürgerliche Kulturgeschichte. Die bürgerliche Kultur unterscheidet der Verfasser von der moralischen, ästhetischen und wissenschaftlichen, dadurch, daß er dieselbe bloß auf die Ernährung und den Erwerbfleiß der Menschen, als Mitglieder eines Staatskörpers, einschränkt. Wodurch nun werden die Ernährung und der Erwerbfleiß eines Europäischen Volks erhalten und gesichert? wodurch werden die endlos verschiedenen Gegenstände derselben bearbeitet, vermannichfaltigt und vervollkommnet? wodurch wird der Vertrieb derselben befördert? wie werden die allgemeinen Beiträge zur Erhaltung des Ganzen bestimmt, vertheilt, und eingesammelt? Diese wichtigen Fragen werden in folgenden acht Abschnitten beantwortet.

Erhalten und gesichert wird die Ernährung und der Erwerbfleiß durch die allgemeine Landesverfassung, durch Gesetzgebung und Rechtspflege, durch Polizei und Kriegswesen. Daher folgende Abschnitte:

1. Abschnitt. Landesverfassung. — Hier jedoch bloß in der besondern Rücksicht, in wie fern sich im XVIII. Jahrhundert die Verfassung in den verschiedenen Staaten mehr oder weniger zur Einzelherrschaft oder zur Volksfreiheit hingeneigt hat.

2. Abschnitt. Geschichte der Gesetzgebung, der Rechtspflege und der Polizei.

3. Abschnitt. Geschichte des Kriegswesens.

4. Abschnitt. Allgemeiner Zustand der bürgerlichen Erwerbthätigkeit in Europa seit dem Westphälischen Frieden: (als Einleitung zu den nächstfolgenden Abschnitten.)

Die endlos verschiedenen Gegenstände der Ernährung und des Gewerbfleißes werden bearbeitet, vermannichfaltigt und vervollkommnet durch Ackerbau, Manufakturen und Fabriken: daher der 5te und 6ste Abschnitt.

Der Vertrieb jener Gegenstände wird befördert durch Handel und Schifffahrt: daher der 7te Abschnitt.

Zur Erhaltung des Ganzen und zu den Bedürfnissen des Staats sind Einkünfte, und gemeiniglich Beiträge der Bürger, nöthig. Aber wie viel liegt nicht dem Wohle des Staats und der Bürger daran, welche Gegenstände besteuert, wie die Abgaben vertheilt, wie sie eingesammelt, und verwaltet werden! Daher der 8te Abschnitt: Geschichte der Finanzverwaltung. — Bis zu dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts, und noch tiefer hinein, war dieser Theil der Staatsverwaltung der Unwissenheit, der Tücke, und den Ränken der Staatsminister, oder auch gewissen kühnen Projektmachern überlassen. Der beliebteste war immer der, welcher der fürstlichen Kasse die größte

Summe verhieß. Aber auch in dieses Fach ist das Licht der Aufklärung ausgeflossen. Und troz der Unbestimmtheit eines Theils der Theorien, ist es den Denkern doch gelungen, eine ungeheure Summe von Irrthümern, Vorurtheilen und verkehrten Maßregeln, welche sich hier eingeschlichen hatten, zu entschleiern. Aber in keinem andern Zweige der Staatsverwaltung stellen sich der Verwirklichung der bessern theoretischen Grundsäze so viele und unüberwindliche Hindernisse entgegen, als in dem finanziellen. Das einzige Wort „Staatsbedürfniß" macht die erprobtesten Grundsäze, die patriotischsten Vorschläge, zunichte. Daher ist die Praxis noch so oft hinter der bessern Theorie zurück. Alte und beträchtliche Schuldenlasten, von welchen sich ein Staat, bei den immer steigenden Bedürfnissen seiner gegenwärtigen Subsistenz, vergebens zu entbürden suchte, vielmehr ins Größere häufen mußte; oder unregelmäßige Haushaltung, Verschwendung, kühngewagte große, aber mißlungene Unternehmungen, und öfter noch Kriege und immerwährende Unterhaltung mächtiger Heere zum Kriege, ließen überall mehr darauf sinnen, die Auflagen auf das Volk zu vermehren, als zu verringern. Spaniens Ohnmacht, Hollands Verfall, der Umsturz der französischen Monarchie, welche Ursachen hatten sie, als — aufgehäufte Landesschulden, unregelmäßige Verwaltung der Finanzen, und unerschwingliche Auflagen? Dennoch wäre, bei den wirklich so hoch gesteigerten Staatsbedürfnissen, jene Vermehrung der Auflagen zu billigen, geschähe sie immer nach Maßgabe der zunehmenden Wohlhabenheit des Volks, (und könnten die Steuern, nach einmal bestehenden Verfassungen, immer gleich genug vertheilt werden); aber meistentheils

wird die ärmer gewordene Nazion nur desto mehr besteuert, und dem kraftlosern Körper eine vollwichtigere Last aufgebürdet. — Die Vermehrung der Auflagen hat ihren Grund theils in der immer kostbarer werdenden Unterhaltung mächtiger Kriegsheere; theils in der Beilegung eines Schatzes für die Zeiten des Kriegs; theils in dem größern Umfange der Fürstensorge des Staats für die öffentlichen Landesangelegenheiten und gemeinnützigen Anstalten. Drückende Unverhältnißmäßigkeit der Auflagen zu dem Grade der Wohlhabenheit des Volks, und schwere Lastung derselben auf den Gegenständen, welche die Erhöhung des Arbeitslohns, und durch diese, allgemeine Theurung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zur nothwendigen Folge haben — sind die vielleicht auf immer unheilbaren Krebsschäden aller unserer Finanzverwaltungen.

Dennoch bleiben Auflagen nicht nur für die allgemeinen Bedürfnisse des Staats nothwendig, sondern auch selbst für den Kunst- und Erwerbfleiß des Volks wohlthätig; und bei gänzlicher Freiheit von Auflagen, so wie bei verhältnißmäßiger Geringfügigkeit derselben zu der herrschenden Wohlhabenheit der Unterthanen, bleibt der Kunstfleiß unangespornt, und alle öffentliche Anstalten werden sehr schlecht unterhalten, wovon mehrere Kantons in der Schweitz einleuchtende Beispiele gegeben haben. Auch sind es zwei schätzbare Gewinnste, welche die Finanzverwaltung in dem XVIII. Jahrhundert gemacht hat: a) durch die Einführung und Verallgemeinerung einer zweckmäßigen Staatswirthschaft überhaupt, und durch Vermeidung einer Menge von schädlichen Mißbräuchen in der Finanzverwaltung insbesondere: b) durch die Beschränkung des Luxus

der Fürsten, welcher in den vorigen Jahrhunderten eine der unseligsten Quellen der Staatsschulden war. Jetzt scheint der Luxus der Fürsten in eben dem Maße gefallen, als der Luxus des Volks gestiegen ist.

Zweites Buch.

II. Moralische Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. S. 285—370.

Der Gemüthscharakter der Menschen bestimmt sich a) durch den herrschenden Grad der allgemeinen, und b) der religiösen Aufklärung insbesondere; c) durch Erziehung, als Mittel zu beiden zu gelangen; d) durch gewisse Modifikazionen der Regierungsform und der bürgerlichen Kultur überhaupt; e) durch die herrschenden Vergnügungsarten; und aus allem diesem geht die allgemeine sittliche Charakteristik des Jahrhunderts, als Resultat, von selbst hervor. In dieser Ordnung folgen eben so viele verschiedene Abschnitte auf einander, welchen eine Schilderung des allgemeinen Zustandes der neu-europäischen sittlichen Kultur seit dem XV. bis auf das XVIII. Jahrhundert, als der Vorbereitungsperiode zur bessern Kultur, in einem eigenen Abschnitte, noch voransteht. — Seit der Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst, dem Handelsverkehr, besonders mit Amerika, und seit der Kirchenverbesserung, schimmern die herrlichen Funken einer bessern Kultur; aber sie bedurften Zeit und Pflege, damit eine mehr erleuchtete und sittliche Geisterwelt hervorging. Der ganze Menschen-Charakter im XV. XVI. und XVII. Jahrhundert trug immer noch das Gepräge des, nur hin und wieder gemilderten, Rohen und Ungebildeten.

Neue zweckmäßige Bildungsmittel führte das XVIII. Jahrhundert herbei; und so geschahen sehr merkliche und bedeutende Fortschritte zur Verfeinerung.

a. Geschichte der allgemeinen Aufklärung — Ludwigs XIV. glanzreiche Regierung erhob, wie bekannt, französische Sprache und Literatur zu dem Gegenstand allgemeiner Vorliebe. Durch diese Vorliebe ward der bis dahin noch schwankende, mit sich selbst uneinige, zerstreute neu-europäische Geist gleichsam geheftet, und auf eine Art von Ideal hingerichtet. Griechen- und Römerform, schlicht und einfach, wie Sitte, Verfassung, Religion und Kunstgeist dieser Nazionen selbst es waren, standen offenbar zu weit ab von der endlosen Mannichfaltigkeit und Zusammengesetztheit neu-europäischer Kulturverhältnisse, als daß die letztern sich in das Gewand der ersten hätten schmiegen können. Die Menge von aufklärenden und zugleich anziehend geschriebenen Werken französischer Schriftsteller, z. B. eines Montesquieu, Helvetius, Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alambert, der Oekonomisten ꝛc. wußten jene Vorliebe für Frankreichs Literatur zu erhalten. Dennoch ward gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts auch englische Literatur ein Bildungsmittel der Nazionen. Denn nicht nur hatten die französischen Schriftsteller häufig aus brittischen Quellen geschöpft, zum Theil auch englische Muster nachgeahmt, sondern die immer steigende Bewunderung für Englands Verfassung, Reichthum und Machtgröße, verbunden mit der immer engern Vertrautheit der europäischen Nazionen unter einander, durch den Handel und durch politische Verhältnisse, endlich die vielen gründlichen wissenschaftlich geschriebenen Werke der Britten, erhoben auch Englische

Literatur zu einem Gegenstande allgemeiner Achtung, besonders in Deutschland. Shaftesbury, Locke, Addison, Ad. Smith, Hume, Gibbon ꝛc. gehören unstreitig zu den Aufklärern des Jahrhunderts, in eigentlicher Bedeutung des Worts. Bei dem Schein der französischen und brittischen Fackel verklärte sich bald der Deutsche mit eigenem Licht, ward aus Nachahmer Original, Lehrer aus einem Schüler, läuterte durch eigenen Fleiß das von der Seine und Themse zu ihm herübergebrachte Gold, veredelte, vervollkommnete es durch eigne Erfindsamkeit. — Von diesen dreien Nazionen strahlte das schöne Licht über ganz Europa aus. Doch blieben die Französische und Englische Literatur, wegen der größern Verbreitung beider Sprachen und der größern Berühmtheit der Nazionen, welche sie redeten, die vorzüglichern Erleuchtungsmittel, und die deutsche Literatur stand ihnen in Hinsicht auf Einfluß und Wirksamkeit auf die übrigen Völker unstreitig nach.

Aber nicht bloß Schriftsteller bewirkten die Aufklärung des Jahrhunderts. Einen nicht kleinen Theil an der Verbreitung derselben hatten ewig denkwürdige Thatsachen, wie z. B. die Regierungen eines Peters I., Friedrichs II., Josephs II., und der Nordamerikanische Freiheitskrieg waren. Durch Thatsachen, wie diese und ähnliche, wurden nun auch die Nichtdenker und die Nichtleser auf den Zweck, auf die Vortheile, auf die Vorzüge, so wie auf die Mißbräuche der Staatsverwaltungen aufmerksamer gemacht; sie lernten Fürstenpflicht und Menschenrecht, Religion, und Werth bürgerlicher Betriebsamkeit, aus richtigern Gesichtspunkten ansehen. Mit verstärktem Interesse las nunmehr diese Klasse die öffentlichen Zeitungen und gemein-

faßliche Belehrungen über jene Gegenstände. Was jene Thatsachen angeregt hatten, das vollendete der, auf eben diesem Wege, bald aufkommende Lesegeist. Seit jenen glücklichen Epochen machte die Aufklärung intensiv und extensiv theils durch die immer gründlichere Bearbeitung aller interessanten Gegenstände, theils durch mannichfaltige literarische Anstalten zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, rasche Fortschritte, so daß, unter der Voraussetzung eines allgemein verbesserten Volksunterrichts in den Schulen (!) die herrlichsten Früchte davon zu erwarten sind. — Selbst in dem Labyrinthe der französischen Revoluzion entdeckt das Auge des Denkers einen leitenden Faden zur bessern Richtung des Menschengeschlechts auf seinem Wege znr Vervollkommnung.

Anmerk. Im Ganzen war, und ist noch, der nördliche Theil Europens aufgeklärter, als der südliche: wovon die Ursachen sowohl in dem freiern Denkgeist des dort herrschenden Protestantismus, als auch in dem höhern Grade der Nazionalemsigkeit zu suchen ist.

b. Geschichte der religiösen Aufklärung. S. 306—318.

Trotz des aus mancherlei Ursachen sich nach und nach verbreitenden Unglaubens an positive, ja auch an natürliche, Religion, trotz des einreissenden Religionsindifferentismus, hat doch im XVIII. Jahrhundert die Religion zwei Gewinnste gemacht: 1) die Vertilgung des religiösen Fanatismus; 2) die Verbreitung der religiösen Toleranz; beides jedoch weit mehr im nördlichen als südlichen Europa.

Anmerk. Zwei sonderbar scheinende Phänomene des reli-

giösen Zeitgeistes sind: 1) die Stiftung und Fortdauer der Evangelischen Brüdergemeinde; 2) die Periode der geheimen Gesellschaften, der Geister- und Wundersucht. — Die erste Gründung der sogenannten herrnhutischen Sekte fällt in die Periode des moralisch-verfeinerten Religionsfanatismus. Eigenthümliche Geistesform der ältern Mitglieder, die frühe Bildung der Jugend zu derselben Geistesform, und lange Gewohnheit, erhalten sie fortdauernd im Bestande. Neuerwachendes Religionsgefühl in Gemüthern, welche ehedem in einer ähnlichen Geistesform gemodelt wurden, und denen weder die katholische Ueberladung der Sinnlichkeit, noch die protestantische an Kälte und Kahlheit grenzende Einfachheit behagt, führen der Sekte noch fortdauernd Mitglieder zu. Doch hat der Zeitgeist auch auf diese Gemeinde mit unwiderstehlichem Einfluß gewirkt. Sie hat sich (nicht nur seit den letzten Dezennien immer mehr von dem ihr ursprünglich anklebenden schwärmerischen Geiste, und ihre liturgische Sprache von mystisch-tändelnden Ausdrücken, gereinigt, sondern) sie hat auch merklich abgenommen. Und in der That stechen Menschen gegen einen Zeitgeist, wie der unsrige ist, sehr ab, welche, um ihres ewigen Heils gewiß zu seyn, auf viele Freuden und Genüsse des Lebens, ja auf den eignen Güterbesitz, Verzicht thun, und denselben zu gemeinschaftlichem Gebrauch widmen. Ueber den Gegenstand seiner Liebe läßt der Jüngling, läßt das Mädchen, mit gänzlicher Hingebung an eine höhere Macht, das Loos entscheiden. Eine Familie sitzt heute noch ruhig beisammen: morgen entscheidet der Würfel: und nun zieht die ganze Hausgenossenschaft in irgend eine fremde Weltgegend unter dem Nordpol oder unter der Linie, um dort

unter Wilden ihre Tage zu verleben: weil der gefallene Würfel den Hausvater zum „Heidenbekehrer" bestimmt hat.

(Bei allem dem gestehe ich mit Freuden, daß ich unter den Mitgliedern dieser Gemeinde sehr ehrwürdige Individuen nahe gekannt habe, welche, einige Lieblingsbilder ihrer Phantasie weggerechnet, sehr aufgeklärte, erfahrne, arbeitsame, um das Wohl der Menschen verdiente, kurz, an Geist und Herz vortreffliche Männer waren; wie denn auch manche, sowohl ihrer liturgischen, als ihrer merkantilischen, und mehrerer anderer Einrichtungen wegen, vorzüglich auch ihr Geist der Gelassenheit, Ordnung und Reinlichkeit, ohne Zweifel Nachahmung verdienten.)

Die geheimen Gesellschaften aber, welche auf Wunder und Geistererscheinungen ausgingen, waren immer aus geldhungrigen Betrügern, aus Unwissenden und Leichtgläubigen, und aus einigen gutherzigen, aber kurzsichtigen Phantasten zusammengesetzt. — Unsere neuesten Freimaurer-Gesellschaften erklären öffentlich, daß sie keine Geheimnisse haben, und keine Geheimnisse suchen: ihre Grundsätze sind, sagen sie, die des Friedens, der Eintracht und des bürgerlichen Gehorsams; ihr letzter Zweck — Beförderung der Sittlichkeit und Ausübung der Menschenliebe.

(Zu bedauern ist es, wenn manche bloß aus eigennützigen Absichten Mitglieder dieser, ihren Grundsätzen und ihrem Zwecke nach, so wohlthätigen und ehrwürdigen Gesellschaft werden, oder ihren Ordensgeist so weit treiben, daß sie nur ihren Ordensbrüdern, selbst mit Zurücksetzung weit würdigerer Individuen, Ehrenstellen, Aemter, und Vortheile aller Art zufließen zu lassen sich verbunden glauben.)

c. Geschichte der Erziehung. S. 318—330.

Wenn man verbesserte Erziehung dem XVIII. Jahrhundert als einen seiner schätzbarsten Vorzüge anrühmt; so gilt dieses von der Privaterziehung; nicht so von den öffentlichen Schulen. Die allgemeine Verbesserung der letztern würde gemeiniglich den Staaten Geldsummen gekostet haben, welche sie, durch so viele andere Bedürfnisse gedrängt, bis dahin noch nicht entbehren konnten. Dagegen hat jene erstere theils in öffentlichen, obgleich nicht von dem Staat unterhaltenen, Pensionsanstalten, theils in Hinsicht auf den häuslichen Unterricht, ungemein gewonnen, durch Wegwerfung alles Unnützen, durch erleichterte Uebungsmittel im Denken, durch zweckmäßige Auswahl der Gegenstände des Unterrichts, endlich durch Stärkung nicht nur des Geistes, sondern auch des Körpers. Und beides gilt nicht nur von der Erziehung in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich.

(Zwei Fehler sind es gleichwohl, welche den meisten Privaterziehungen unserer Zeit anzukleben scheinen; der erste: daß man bei der gewöhnlichen encyklopädischen Lehrart gar zu wenig Ordnung, Zusammenhang und Auswahl beobachtet, und eingebildete Vielwisser bildet, in deren Seelen es ungefähr, wie in einem ungeordneten Naturalienkabinette aussieht; der andere: daß man Natur, so zu sagen, zu sehr und zu lange Natur seyn, und die Zöglinge zu wenig zur Bescheidenheit und zu den Regeln des konvenzionellen Wohlstandes gewöhnt — ein Fehler, durch welchen sie in der Folge andern eben so unangenehm und lästig werden, als er ihrem Fortkommen in der Welt, und ihrem äußern Glück hinderlich ist. Es wäre leicht, beide Fehler zu verbessern.)

Eine schöne Epoche für die Verbesserung des Jugendunterrichts begann zum Theil schon mit den nachdrücklichen Ermahnungen und zweckmäßigen Vorschriften, welche Locke und Fenelon zur Erziehung der vornehmern Jugend und des andern Geschlechts ertheilten.

Nicht ohne Einfluß auf die Erziehung blieb auch die Vorliebe für französische Sprache und Literatur, vorzüglich aber der Aufenthalt und Umgang der vielen, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, ausgewanderten Franzosen. Aber die französische Art zu erziehen hatte zugleich mancherlei Fehler, z. B. gezwungene Stellungen des Körpers, affektirtes Gebehrdenspiel, ängstliche Absonderung der Kinder von dem Umgange mit Leuten aus niedern Ständen, verstellte Höflichkeit, Mangel an Umfang und Gründlichkeit brauchbarer Kenntnisse, ausschließende Bildung für die Zierlichkeit im Umgange. Diese Fehler verbreiteten sich fast in alle Länder Europens. Merkwürdig und unaussprechlich heilsam war in dieser Hinsicht Rousseau's Emil. Mit glühenden Farben schildert er die Nachtheile der fast ganz vernachlässigten physischen Erziehung; schildert die verkehrte Art der intellektuellen Bildung, das Gedächtniß zu überladen, und den Denk- und Beobachtungsgeist ungeübt zu lassen; und zeigt die Mittel, wie das verzärtelte Menschengeschlecht an Körper und Geist gestärkt, einen wahrhaft beglückenden Genuß seines irdischen Daseyns erlangen könne.

Noch fehlte es an einem Mann, der Hand an das Werk legte, und jene Vorschläge zur Ausführung zu bringen suchte; und dieser Mann war — Basedow. Mag sein würdiges Unternehmen immer in Stecken gerathen seyn, mag er als Mensch,

als praktischer Erzieher, als Unternehmer einer vielbefassenden Anstalt, immerhin große Fehler gehabt haben; groß und wohlthätig bleibt doch gewiß die Idee, physische, intellektuelle und moralische Erziehung in seinem Institut zu vereinigen, und als pädagogischer Schriftsteller wird er immer dauernd und mit unsterblichem Verdienste glänzen. Die nach ihm kamen, haben nur auf den von ihm gelegten Grund fortgebaut. Nächst dem arbeiteten die Weißen, die Campen, die Salzmanne, die Rochow's, für die Bildung des kindlichen, die Trappen, die Funke, die Gedicke, die Meierotto, für den Unterricht des jugendlichen Alters so glücklich, daß hier alle Nazionen von den Deutschen lernen können.

In öffentlichen Schulanstalten muß, nach allen Verhältnissen unserer gegenwärtigen Kultur, nach den unermeßlichen Fortschritten in den Wissenschaften, und nach allen Bedürfnissen der Gelehrten- sowohl als der Bürgerwelt, wissenschaftlicher Encyklopädismus die leitende Hauptidee bleiben. Die einzige Schwierigkeit, welche die pädagogische Welt noch immer entzweit, ist die vollständige Beantwortung der Frage: Wie die Zeit- und Kraftkostende Kultur der alten Sprachen mit dem wissenschaftlichen Encyklopädismus am zweckmäßigsten verbunden werden könne? Der Verfasser antwortet: Man suche die Sprachen und die Literatur des Alterthums immer entbehrlicher zu machen, ohne sie doch jemals ganz zu entbehren.

(Sollte die Antwort nicht bestimmter so abgefaßt werden können: Man bringe den, der überhaupt der Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache zu seiner künftigen Be-

stimmung nöthig zu haben scheint, so weit, daß er, so viel er es seinen Bedürfnissen in der Folge angemessen findet, sich selbst weiter fortzuhelfen im Stande sey. — Uebrigens bin ich mit dem Verfasser ganz einverstanden in dem, was er S. 320. 321. sagt: Die neuern Pädagogen verabsäumen über den ästhetischen Bemerkungen und kritischen Erklärungen gewöhnlich das eigentliche, grammatikalisch-gründliche Studium der alten Sprachen. Sie scheinen nicht genug zu beherzigen, daß das beste, unfehlbarste Mittel, in den Geist des Schriftstellers einer fremden Sprache einzudringen, gründliche Kenntniß derselben und die damit gewöhnlich verbundene Fertigkeit, sich in dieser Sprache mündlich auszudrücken, ist.)

Mögen aber auch die Ideale von Bürger-Land-Industrie- und Mädchenschulen für die zweckmäßige Ausbildung der geringern Stände immer allgemeiner eingeführt werden!

d. Geschichte des Einflusses der Regierungsverfassungen und der bürgerlichen Kultur überhaupt auf die sittliche Kultur. S. 330—336.

Der Einfluß der Regierungen äußerte sich im XVIII. Jahrhundert 1) durch die immer bestimmtere Ausbildung der europäischen Regierungsformen, hier zur Despotie, dort zur unbeschränkten Monarchie, hier zur Aristokratie, oder auch Oligarchie. — Die Folge davon war, daß die Bürger, immer mehr von aller konstituzionellen Theilnahme an den allgemeinen Landesangelegenheiten entfernt, den Patriotismus und Gemeingeist, gleichsam als eine unbrauchbare Waare endlich ganz wegzuwerfen anfiengen. Daher denn, unter vielen andern Ursachen, auch die

unglaubliche Steigerung des Egoismus. 2) Durch zweckmäßige Einrichtungen für die Beförderung des Ackerbaues, des Handels und des Kunstfleißes, (wodurch das Elend, und dadurch zugleich mannichfaltige Versuchungen zum Laster verringert werden;) für Armen- und Krankenpflege, (wodurch nicht nur das Unglück verbessert, sondern auch Menschenachtung befördert wird;) für Gesetzgebung und Rechtspflege, (diese flößt den Unterdrückten Muth, den Bösen Furcht, Allen Liebe zur Ordnung ein.) 3) Durch Beförderung der Publizität, der Denk- und Schreibfreiheit. — Diese sind fast ganz ein Geschenk des XVIII. Jahrhunderts. Ihnen hat man in Hinsicht auf sittliche Kultur zu verdanken: Aufklärung in allen Zweigen der Staatsverwaltung; geschärfte Beobachtung der Mängel der Verfassungen und Verwaltungen; Furcht unwürdiger Beamten vor öffentlichem Tadel; Zuversicht der Redlichen; eine letzte Zuflucht für jeden Unterdrückten; einen mächtigen Schwung des Denk- und Untersuchungsgeistes.

Der Einfluß der bürgerlichen Betriebsamkeit auf die moralische Kultur äußerte sich im XVIII. Jahrhundert auf dreifache Weise: 1) ihre endlose Mannichfaltigkeit machte den Geist des Menschen praktisch, richtete ihn nur auf das Anwendbare, Nützliche hin, und diese Richtung erhöhete selbst hinwiederum jene Mannichfaltigkeit. Aber freilich giebt 2) die Vereinzelung so vieler ganz einförmigen Beschäftigungen einer großen Menge von Menschen eine höchst nachtheilige Beschränkung in Hinsicht auf ihre intellecktuelle und moralische Kultur. Da müssen manche ihr ganzes Leben hindurch, z. B. bei mechanischen Gewerben, oder Fabriken, Fuß, Hand und Finger immer auf einerlei Art

bewegen; oder einkommende und abgehende Waaren anzeichnen und berechnen; oder buchstabiren, dekliniren, konjugiren lehren, u. s. w. Können wir uns wundern über die unglaubliche Geistesbeschränktheit dieser und ähnlicher Leute; da sie das Auge ihres intellektuellen Selbst nur immer auf einen Fleck hinrichten mußten? Können wir uns wundern über die grobe Sinnlichkeit ihrer sittlichen Gefühle; da ihre ganze Existenz sich um ihre ihnen mechanisch gewordene Arbeit, Essen, und Geschlechtsgenuß, herumdreht? — 3) Die unaufhörliche Thätigkeit des Neu-Europäers tödtet gleichsam in ihm das reine Gefühl für das Schöne und Wahre. Seine immer geschäftige, immer gespannte, nie ganz sorgenlose Lebensweise trocknet gleichsam den Sinn für das reine Schöne, für das Rein-Wahre (für das Wahre ohne praktischen Gebrauch) aus, und verödet das Herz.

e. Geschichte der herrschenden Vergnügungsarten. S. 337. —347.

f. Allgemeine moralische Charakteristik des XVIII. Jahrhunderts nach den herrschenden Tugenden und Fehlern der Menschen. S. 347—370. — So wie sich die verschiedenen physiognomischen Charakterzüge eines Gesichts auf gewisse allgemeine und vorherrschende zurückführen lassen; so fließen auch die verschiedenen einzelnen moralischen (guten und schlechten) Eigenschaften, welche besonders durch die bürgerliche Kultur dem menschlichen Gemüthe eingeprägt werden, in gewisse allgemeine Tugenden oder Fehler zusammen, aus welchen alle übrigen leicht abgeleitet werden können. Die Tugenden unsers Zeitalters sind die vom Verfasser schon im 2ten B. des 1sten Th.

angeführten, hier aber noch mehr ins Licht gestellten, nämlich: a) Heller Geist; b) Geist des Aufstrebens und der Neuerung; c) Liebe zur Ruhe; d) Verfeinerte Genußempfänglichkeit; e) Tugendartigkeit oder bürgerliche Sittlichkeit. Diesen Tugenden aber entsprechen, der Reihe nach, folgende Fehler, deren Ursachen und Entstehungsart hier sehr treffend gezeigt werden: a) Klügelei — Herrschende Aufklärung erzeugt bei Halbgelehrten und Halbunterrichteten allemal Eigendünkel, und dieser unzeitigen Tadel des wirklichen Guten, thörichte, ausschweifende Plane. Dieß ists, was hier unter Klügelei zu verstehen ist. b) Celebritätssucht — In Tagen, wo die Menschen frühe schon mit den Ideen des Bessern, was seyn sollte, seyn könnte, und nicht ist, vertraut werden; wo so viele unternommene Zerstörungen des Alten, und Schöpfungen des Neuen, dem aufstrebenden Ehrgeiz ein unermeßliches Feld eröffnen; wo alles, was einigermaßen Aufmerksamkeit verdient, vermittelst der Zeitungen und anderer öffentlichen Blätter, gar bald ein allbesprochener, allbelobter Gegenstand wird; in solchen Tagen und unter solchen Umständen wird die Sucht nach Berühmtheit ein epidemisches Uebel seyn. Und da es keine Kosten- und Gefahrlosere Art, berühmt zu werden giebt, als durch Schriftstellerei; so ist die Schreibesucht unsers Zeitalters, auch von dieser Seite, leicht erklärbar. c) Weichlichkeit. — Eine Aftertochter der Liebe zur Ruhe, welche Geist und Gemüth des Menschen so leicht erschlafft, auf jeden schwungvollen Gedanken, auf jede kühnere Unternehmung mit Furcht und Zittern hinschauen läßt. Daher das außerordentliche Anstaunen bei nicht gemeinen Handlungen; daher unsere kleinen Geister, und unsre engen Herzen. d) Ver-

gnügungs- und Zerstreuungssucht. — Eine Abart der verfeinerten Genußempfänglichkeit. Die Verfeinerung der Genüsse besteht theils in dem stechendern Reiz derselben, theils in ihrer Vermannichfaltigung. Durch beides wird der so allgemeine Hang unserer Natur zum Vergnügen nur desto mehr hervorgelockt, kehrt Geist und Gemüth allmählig von gründlichen Ideen und ernsten Beschäftigungen ab, macht ihm Genuß behaglicher, als Thätigkeit, und erzeugt dadurch Vergnügungs- und Zerstreuungssucht. Diese aber haben zwei andere häßliche Ungeheuer im Gefolge, gränzenlosen Egoismus, und rohe Lustgier. Der von so vielen Seiten und fast unwiderstehlich gereizte Hang zum Genuß macht eine Menge von Mitteln dazu nothwendig, zu deren Besitz viele nur durch unedelmüthige Sparsamkeit in dem, was sie für Zwecke des gemeinen Bestens verwenden könnten, und durch schlaue Berechnung aller nur möglichen Gewinnarten, gelangen können. So wird der Mensch, ganz natürlich, immer mehr sich selbst der Mittelpunkt aller seiner physischen und moralischen Beziehungen: sein Geist verkürzt sich, sein Herz verengt sich: er hat und kennt nur sein eigenes, nie genug gepflegtes, ganz verzärteltes Selbst: er wird — ein verworfner Egoist.

Uebertriebene Verfeinerung im Genuß, und überspannte Reizung dazu — bringen Erschlaffung der Sinne hervor: und diese Erschlaffung kann der unersättliche Wollüstling am Ende nicht anders, als durch die in diesem Zustande für ihn allein noch reizenden, und heftigen Bestürmungen seiner Sinnlichkeit, durch Herbeirufungen der gröbsten Arten des Genusses, besiegen. Auf diesem Wege wird auch der lüsternste Kenner der ausge-

suchtesten Leckerbissen endlich — ein wüster Säufer; der feinste Weiberschmeichler — ein Päderast; der Kunstkenner anakreontischer Lieder — ein Zotenreißer. e) Moralische Heuchelei und Ränkesucht. — Wo alles, was auf Sittlichkeit Bezug hat, in Anstand und Förmlichkeit, in Tugendartigkeit, gesetzt wird, da geht die, anfangs vielleicht gezwungene, Verstellung der Minen und Worte gar bald in Heuchelei der Gedanken und Empfindungen über: das innere Ich des Menschen nimmt die Gestalt des äußern an. Sophistizirt man doch endlich die Grundsätze aller reinen Sittlichkeit weg, die man nicht anerkennen will, weil man den Sinn für ihre Befolgung verloren hat!

Der Verfasser wendet nun diese moralische Charakteristik des XVIII. Jahrhunderts auf einzelne, in demselben hervorstechende Charaktere der politischen, der bürgerlichen und der gelehrten Welt an: auf Friedrich II., Joseph II., Katharina II., Gustav III.; auf Franklin und Pombal; auf Voltaire und Rousseau: stellt sodann als Gegenstück die Regierungsgeschichte des Herzogs Philipp von Orleans, des Vormundes von Ludwig XV. so wie die Regierungsgeschichte Ludwigs XV. selbst, als den Sammelplatz aller moralischen Grundfehler des Jahrhunderts auf; vergißt aber auch nicht der unseligen Robespierr'schen Periode in Frankreich. Er schildert die Robespierren, die Marat's, die Danton's, die Carrier's, die Herbert's ꝛc. und sagt: Alle diese und ihnen ähnliche Revoluzionscharaktere sind offenbar die ungeheuerste Mischung von philosophischer und moralischer Sophisterei, und besonders auch von der moralischen Heuchelei des Jahrhunderts. Diese Gebrechen zeigen sich in ihren wildesten Auswüchsen, und in ihrer verabscheuungswür-

digsten Eiterung, nirgends so schrecklich, als in den genannten Charakteren. Sie waren Menschen, mit Rousseau's, aber gewiß verschwärztem, Licht im Geist, und mit Gesinnungen eines barbarischen Mulay Ismaels im Herzen; Menschen, patriotisch aus Bewegungsgründen des verworfensten Egoismus; unaussprechlich lasterhaft, mit Grundsätzen der erhabensten Tugend im Munde; und lasterhaft — zur Beförderung der Tugend im Vaterlande.

* * *

Resultat. Ob es, bei aller unserer allgemeinen und religiösen Aufklärung, bei unserer verbesserten Erziehung, bei den sittlichen Modifikazionen unserer Regierungsverfassungen, so wie bei unsrer gesammten bürgerlichen Kultur, und bei allen guten Eigenschaften unsers Zeitgeistes, der tugendhaften Gesinnungen und Handlungen, ob es der wahren Tugend in dem XVIII. Jahrhundert mehr gab, als in andern Jahrhunderten? darüber läßt sich, aus sehr erklärbaren Gründen der unausforschlichen Freiheit des Menschen und der Unergründlichkeit seines geistigen Ichs, gar nicht entscheiden. Doch scheint man behaupten zu können, daß die unendliche Zusammengesetztheit unsrer Kulturverhältnisse, die tausend erkünstelten Bedürfnisse, die aus der Aufklärung selbst hervorgehende philosophische und moralische Sophisterei, der Geist der Weichlichkeit und der Vergnügungssucht, daß alles dieß zusammen eben so viele Elemente gefährlicher Verschlimmerung des reinen Moralsinns zu seyn scheinen, und daß mithin wahre, kategorische Tugend im XVIII. Jahrhundert höchst wahrscheinlich seltener war, als in den Tagen herrschender Sitten-Einfachheit und Herzens-Einfalt.

(Sollte man obige Frage nicht vielmehr so beantworten: Nur der handelt rein-tugendhaft, bei welchem die Maxime herrschend geworden ist, das Gute darum zu thun, weil es gut ist. Da sich aber wohl kein Mensch rühmen kann, daß er diese Maxime immer und überall wirklich befolgte, da er nur allzu oft sich von sinnlichen Bewegungsgründen, so zu sagen, beschleichen oder überwältigen läßt; so ist wohl nichts gewisser, als daß reine Tugend, in der vollkommenen Bedeutung des Wortes, weder je von irgend einem Menschen geübt worden ist, noch jemals geübt werden wird. Nimmt man aber jene Frage in einem nachlassendern Sinn, schränkt man sie nur auf das Mehr oder Weniger ein, und will man also wissen, wo oder wann das Tugendgesetz öfterer und bei mehrern Menschen den höchsten Bewegungsgrund ihres Handelns abgegeben habe; so läßt sich, dünkt mir, hierüber kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit etwas bestimmen. Wir kennen uns selbst und die letzten oft so sehr aus dem Dunkeln und Verborgenen auf uns wirkenden Bewegungsgründe zu unsern eigenen Handlungen nicht, wie könnten wir also die Herzen und Gesinnungen anderer durchschauen? Dazu kömmt, daß, um die Größe der Tugendhaftigkeit richtig zu schätzen, auch die Menge und Größe der Versuchungen, als eben so vieler zu besiegenden Hindernisse, mit in Rechnung gebracht werden müssen. Daher ist es zwar leicht möglich, daß in einem aufgeklärtern Jahrhundert reine, oder, welches dasselbe sagt, freie Tugend seltener zu seyn scheint, als in einem minder aufgeklärten: aber man entdeckt auch bald, daß es bloß scheint, wenn man nur erwägt, daß in dem aufgeklärtern Jahrhundert eine ungeheure Menge von Reizungen der Sinnlichkeit vorhan-

den sind, von welchen minder aufgeklärte Menschen nicht im geringsten beunruhiget werden; denen es also weit leichter fällt, und weit weniger Kampf und Selbstüberwindung kostet, freie und reine Tugend zu üben. Diese in die Zeiten der Verfeinerung versetzt, würden vielleicht lasterhaft; jene in Zeiten der Unkultur lebend, würden vielleicht tugendhaft gehandelt haben. Es fehlt hier ganz der Maßstaab, nach welchem wir die Berechnung anstellen könnten. Gern unterschreib' ich daher die drei Sätze, welche, zum Schluß des zweiten Buchs, als unbestreitbar aufgestellt sind:) 1) Vermöge seiner angebornen Freiheit wird kein Mensch, auch durch alle Verführungen und giftige Reizmittel der Kultur unsers Zeitalters, zur Unsittlichkeit unwiderstehlich hingerissen. (Doch muß man dabei bedenken, daß es gewisse Bedingungen giebt, ohne welche die Freiheit sich entweder gar nicht, oder doch nicht in hohem Grade äußern kann, und daß ein Mensch, in so weit er nicht frei handeln kann, zwar nicht-sittlich, aber weder sittlich noch unsittlich handelt. Jene Gränzpunkte aber genau zu bestimmen, das übersteigt abermals alle menschliche Kräfte.) 2) Ein Zeitgeist, wie der des XVIII. Jahrhunderts war, ist durch die guten seiner Eigenschaften mehr, als der Zeitgeist aller vorigen Jahrhunderte, dazu geeignet, edle Geister zur wahren Sittlichkeit zu bilden (oder, wie ich mich lieber ausdrücken würde: er übt die Menschen, eben durch die vielen vorhandenen Reizungen der Sinnlichkeit, in der Selbstbeherrschung; er fordert sie zum beständigen Kampfe auf; aber er versänftiget auch ihre Natur durch Besonnenheit und Sittsamkeit; Selbstherrschaft wird ihnen auch dadurch immer natürlicher; und so macht er sie der

Sittlichkeit empfänglicher. Nur, wenn man es so versteht, kann man sagen, daß Tugendartigkeit wahrer Tugendhaftigkeit vorarbeite, oder daß sie zur wahren Sittlichkeit bilde. Man kann aber diese Worte in einem noch andern Sinne nehmen, in welchem sich mit Recht behaupten läßt, daß, wie der Verfasser selbst bald drauf sich auch ausdrückt, die Bildung zur reinen Sittlichkeit nur immer dem freien Individuum selbst überlassen bleibe.) 3) Alle Fortbildung der moralischen Kultur unserer Gattung besteht darin: daß die Menschen das intellektuel-wahre, das physisch- und bürgerlich-beglückende, und das moralisch-gute immer richtiger, nach allen ihren Beziehungen und beseligenden Einflüssen in ihr wahres Bestes, erkennen, und durch diese Erkenntniß des Verstandes zur Bestimmung des Willens angeleitet werden.

(So wie der vollkommenen Ausbildung unserer Erkenntnißkraft nichts hinderlicher ist, als wenn sie einseitig, d. h. Eine auf Kosten der übrigen, kultivirt wird; eben so ist der vollendeten Ausbildung des vollkommenen Menschen nichts nachtheiliger, als das verfehlte harmonische Verhältniß der Erkenntniß- und Willenskräfte. Viel zu allgemein und tief gewurzelt ist das verderbliche Vorurtheil, daß die Güte unsers Willens bloß von der Güte des richtigen Erkennens abhänge, daß sich mit dem Wissen das Thun, mit der richtigen Einsicht auch die sittliche Handlungsweise schon von selbst einfinden werde. Es kostet viel Mühe, Fleiß und Uebung, gelehrt zu werden; aber es kostet ungleich mehr Mühe, Fleiß und Uebung, gut zu werden, todte Erkenntniß in lebendige zu verwandeln, und Gedanken in Entschluß, Entschluß in That übergehen zu lassen. Die Mittel

dazu zeigen gründliche Moralisten; aber kein Theil der Moral wird von dem großen Haufen weniger gekannt und studirt, als gerade dieser; und doch ist keiner zur Vollendung der moralischen Kultur unentbehrlicher und unsers Studiums würdiger, als eben er.)

Drittes Buch.

III. Aesthetische Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. S. 373—460.

Hier, in der Geschichte des Geschmacks und der schönen Künste (der redenden, zeichnenden oder bildenden, und mimischen,) folgt der Verfasser derselben Ordnung, welche er im 1sten Theil dieses Werkes beobachtet hat: jedoch verweilt er bei den Fortschritten der redenden Künste am längsten, theils weil die schönen Künste der Rede in dem XVIII. Jahrhundert glücklicher, als alle übrigen, ausgebildet worden: theils weil die Menge und Vortrefflichkeit der Meister in derselben unvergleichbar größer ist, als in den zeichnenden: vorzüglich aber auch deswegen, weil das XVIII. Jahrhundert gerade den schönsten Theil seiner Kultur den herrlichen Fortschritten in den Künsten der Rede verdankt.

Es folgen nun vier Abschnitte, in deren erstem der allgemeine Zustand der schönen Künste in Europa im XVI. und XVII. Jahrhundert; im zweiten die Geschichte der redenden; im dritten die Geschichte der zeichnenden; und im vierten die Geschichte der mimischen Künste im XVIII. Jahrhundert entworfen wird. — Da, auch in diesem Buche, der guten und

fruchtbaren Bemerkungen zu viele sind, als daß wir sie alle dem Leser in der Kürze mittheilen könnten; so werden wir aus jedem Abschnitt nur hin und wieder einige ausheben.

1. Abschnitt. Allgemeiner Zustand der schönen Künste in Europa im XVI. und XVII. Jahrhundert. S. 374—379. — Die Ursachen der auffallenden Verspätigung unsers Fortschritts in den Künsten der Rede, in welchen wir erst seit den letzten Dezennien bis zur würdigen Parallele mit den kultivirten Nazionen Europens heraufstrebten, liegen theils in den unaufhörlichen politischen und religiösen Unruhen, welche seit der Lutherischen Kirchenverbesserung unser Deutsches Vaterland zerrütteten; theils in der Unbestimmtheit unserer Sprache und der außerordentlichen Vielheit und Verschiedenheit der Dialekte; theils in der Nachahmung fremder, besonders italienischer und französischer Muster; theils in der einst so allgemeinen Nazionalliebhaberei für das Fremde und Ausländische. Durch alles dieses wurde die Ausprägung unsers ästhetischen Nazionalcharakters bis auf die Epoche der Nachahmung Englischer Literatur und Sitten, die unserm Volksgeist am meisten zusagten, gehindert.

2. Abschnitt. Geschichte der redenden Künste. S. 379—433. — Nie haben Malerei und Bildhauerei, selbst mit einem besondern Flor der Musik verbunden, ohne die redenden Künste, intellektuelle Kultur befördert, wovon Italien im XVIII. Jahrhundert Beweis genug seyn kann. Diese Künste sprechen offenbar zu sehr die Sinnlichkeit, zu wenig den Verstand an, unterhalten mehr als sie unterrichten. An Umfang der zu behandelnden Gegenstände, an Vielseitigkeit und Geistig-

keit der Darstellung, stehen daher die zeichnenden Künste hinter den redenden (Dichtkunst und schöner Prose) zurück, und fließen also auch auf die intellektuelle Kultur und auf die Ausbildung der Menschheit weniger ein, als die redenden. Daher sind auch die kultivirtesten Völker Europa's (Franzosen, Engländer, Deutsche,) gerade diejenigen, welche die Künste der Rede mit vorzüglichem Fleiß und Glück bearbeitet haben. Eben deswegen nimmt der Verfasser hauptsächlich auch nur auf diese genannten Nazionen Rücksicht, skizzirt zuvörderst die Geschichte der a) französischen, b) englischen und c) deutschen Dichtkunst und Prose, und entwirft sodann den Geniecharakter der vornehmsten Meister in beiden Gattungen der Rede. — Bei der vielfältigen Kommunikation, welche unter den Europäischen Völkern, durch Handel, Schifffahrt, Politik, Reisen und Liebhaberei, gestiftet und immer mehr verbreitet wurde, ist es nicht zu verwundern, wenn, auch aus dieser Ursache, Dichter verschiedener Nazionen gegenseitig viel von einander annahmen: aber der nazionelle Originalgeist des wahren Genies schimmert dennoch unverkennbar hindurch. Daher das Unreine und Gemischte, und gegen die helle Reinheit und schöne Einfalt des Griechischen so grell Abstechende unsers neu-europäischen Geschmacks. So waren im Anfange des XVIII. Jahrhunderts die Engländer und Deutschen erklärte Bewunderer und Nachahmer der Franzosen. Bald aber wurden die Franzosen, durch den Ueberdruß an ihre despotische Landesverfassung erbittert, Bewunderer der Englischen Konstituzion und Preßfreiheit, und, auf diesem Wege, zugleich der Englischen Literatur. Der Deutsche, mit eben dieser Literatur allmählich bekannt gemacht,

fühlte bald in ihr eine nähere Verwandtschaft mit seinem Geist und Gemüth, als in der französischen. — Die Geschichte der Prose ist nur da im Fortschritt, wo es die Dichtkunst ist, und eben wegen dieser innigen Verbindung der Prose mit der Dichtkunst gilt das von der allgemeinen Geschichte der Dichtkunst des XVIII. Jahrhunderts Gesagte auch von der Geschichte der Prose. — Die Tonkunst ist auch eine Art von Rede: aber nur Gefühl spricht hier zu Gefühl. — Italiener, Franzosen, und Deutsche, haben sich bis jetzt in der Tonkunst nur allein zu Original-Charakteren emporgeschwungen. Die Engländer haben in dieser Kunst nicht einen einzigen Meister von Bedeutung aus ihrer Mitte zu stellen. — Die Italienische Musik ist gesangreich, leidenschaftlich, wollüstig, aber wenig gelehrt. — Die Deutschen sind Nachahmer der Italiener in der Melodie, haben es aber weiter, als ihre Vorbilder, in der Kunst gebracht, Harmonien zu komponiren. Die wahre Instrumental-Musik ist ein Werk ihrer Erfindung; sie haben den eigenthümlichen Gebrauch und die Gränzen der Blas-Instrumente genau bestimmt. — Da die Franzosen Nachahmer der Italiener in Absicht der Melodie, und der Deutschen in Bezug auf Harmonie sind; so ist ihnen hier nichts zu erfinden übrig geblieben: allein sie haben alles dadurch vervollkommnet, daß sie beides dramatisch gemacht. Dazu haben französische Gelehrte Gelegenheit gegeben, welche musikalische Gedichte lieferten, wodurch sie Komponisten zum vernünftigen Gebrauch ihrer Kunst Veranlassung gaben. — Der allerneuesten Musik macht man, und mit Recht, den Vorwurf, daß sie sich durch künstliche und gesuchte Harmonien zu weit von der natürlichen Einfalt

verliert, und daß sie den reinen Gesang zu häufig in dem übertäubenden Geräusch der Blas-Instrumente erstickt.

3. Abschnitt. Geschichte der zeichnenden oder bildenden Künste. S. 433—460.

Der Geschichte der einzelnen schönen Künste schickt der Verfasser folgende allgemeine Bemerkungen voran. — Da die zeichnenden Künste, insbesondere die obersten Gattungen derselben, Mahler-, Bildhauer- und Baukunst, bei uns nicht, wie bei den Griechen, Nazional-Angelegenheit, sondern nur Gegenstände des fürstlichen oder des Privatluxus sind, und, als solche, den allerkostspieligsten Theil dieses Luxus ausmachen; so kann es den Beobachter nicht befremden, wenn er die genannten Künste, nachdem sie fast volle zwei Jahrhunderte vorher, in welchen gerade sie die vorzüglichsten Gegenstände der verfeinerten Prachtliebe waren, eine außerordentliche Höhe erreicht hatten, in dem XVIII. Jahrhundert in gewissen Rücksichten merklich sinken sieht. Denn in dem XVIII. Jahrhundert ward nicht nur dem Luxus eine ungeheure Menge neuer und zum Theil auch sehr kostbarer Gegenstände geboten, (wohin unter andern, besonders bei Privatleuten, die Liebhaberei für feine Meublen gehört,) und durch diese Verbreitung über eine Menge von Gegenständen die ausschließende Liebhaberei für so kostspielige, als es die der zeichnenden Künste sind, geschwächt und eingeschränkt; sondern die Fürsten fühlten auch ihre Kassen durch verwüstende Kriege erschöpft; wurden, zum Heil der Völker, ökonomischer, als sie's bisher gewesen waren; und lernten Geldauslagen für die Verbesserung der Landes-Kultur als gemeinnützigere und einträglichere Kapitale ansehen.

Dennoch muß man gestehen, daß, im Ganzen genommen, das XVIII. Jahrhundert den vorigen, an Menge nicht, aber wohl an Größe und Vortrefflichkeit der Künstler, nachsteht. Dieser geringere Grad der Vortrefflichkeit hat seinen Grund theils in der Erschöpfung mancher großen Themen der Kunst; theils in dem Mangel an kühnen und kostbaren Unternehmungen, z. B. für einen Architekten der Bau einer Peters- oder Paulskirche; theils in der Gleichgültigkeit des Publikums gegen ungewöhnlich-kostbare Stücke der Kunst; theils auch, und dieß scheint eine Hauptursache zu seyn, in einem gewissen geringen Grad der Reizbarkeit des neu-europäischen Geschmacks für die bildenden Künste, die weder das Geistige der redenden, noch das Angenehme der Tonkunst, noch selbst das pikante der mimischen haben, und überdem auch viel weniger auf eine Menschengattung wirken müssen, welche für das Nackte seiner Figuren so wenig Sinn hat: schon die größere Seltenheit des Genusses bringt einen geringern Grad von Empfänglichkeit hervor. — Der Verfasser skizzirt nun

A. die Geschichte der Bildhauerkunst, und ihrer vorzüglichsten Untergattungen; wobei gelegentlich das Wachspoussiren, die Kunst in Gyps abzuformen, die Kunst Statuen und Gefäße aller Art aus Porzellan und andern feinen Erden zu bilden, erwähnt werden, von welchen jedoch mit Recht geurtheilt wird, daß diese zerbrechlichen und leicht vergänglichen Materien weit unter der Würde der für die Unvergänglichkeit arbeitenden Bildnerkunst zu seyn scheinen. Hingegen ist die Vasen-Fabrik zu Neapel, in welcher die Antiken auf eine höchst täuschende Art nachgeahmt werden, zu den glücklich erfundenen Hülfsmitteln

für Verbreitung des Geschmacks an schönen Formen zu zählen; und die von Pfyffer aus Lucern erfundene Kunst, Landschaften und Gegenden, der Natur völlig entsprechend, im Kleinen abzubilden, kann gewissermaßen für eine Erweiterung der bildenden Künste angesehen werden. — Es folgen kurze historische Bemerkungen a) über die Steinschneidekunst. — Eine glückliche Erfindung, die Gepräge auf den geschnittenen edeln Steinen zu vervielfältigen, sind die Abdrücke und Pasten, welche Lippert zuerst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit brachte, die aber in der Folge von Wedgwood, und andern, übertroffen worden sind. b) Ueber die Stempelschneidekunst; und c) über die Buchdruckerkunst. — Diese vervollkommnete sich durch die immer zierlichere Form der Lettern in Frankreich, England und Holland. Die „Stereotypes“ sind die allerneueste Erfindung in dieser Gattung. — Ein wesentlicher Verlust für die Verbreitung der deutschen Literatur im Auslande ist die Abstellung der lateinischen Lettern, mit deren Einführung ein so lobenswürdiger Anfang gemacht worden war.

B. Die Geschichte der Malerkunst und ihrer verschiedenen Untergattungen, der Mussive, der Pastell- und der Emailmalerei. — Die Kunst, die Pastell-, und eben so auch die Emaille- und Porzellanfarben haltbar zu machen; die Erfindung der Moos- und Federmosaik; die mechanographischen Gemählde; die Polygraphik, oder die Kunst, Gemählde zu vervielfältigen; die Panoramik, oder die Landschafts- und Perspektivmalerei im Großen — gehören dem XVIII. Jahrhundert ausschließlich an.

C. Die Geschichte der Kupferstecherkunst und ihrer Untergattungen. — Hier werden bloß einige der vornehmsten Meister in der Hauptgattung genannt, Wille, Bause ꝛc.

D. der Baukunst. — Man kann von dem XVIII. Jahrhundert rühmen, daß in demselben eine beträchtliche Menge großer und schöner Gebäude jeder Gattung aufgeführt, daß insbesondere auch Privathäuser und Privatpalläste, ja ganze Städte, vorzüglich Berlin, den Regeln der schönen Baukunst gemäß, in viel größerer Anzahl gebaut worden, als in den vorigen Jahrhunderten, denen freilich ihre Peters- und Pauls-Kirchen und ähnliche Kunstgebäude, in der Gattung des Erhabenen, ausschließend eigenthümlich bleiben.

(Nicht ungegründet scheinen die Klagen, daß man, wegen Seltenheit, wegen der geringern Güte und größerer Kostbarkeit der Materialien, gemeiniglich nicht mehr so dauerhaft baue, als in vormaligen Zeiten.)

In jedem der angezeigten 4 Abschnitte findet man eine kurze Charakteristik der vorzüglichsten italienischen, französischen, holländischen, deutschen und englischen Meister. — Unsere bildenden Künstler suchen mehr das Feine, als das Große, mehr das Zierliche, als das Bedeutsame; verwenden gewöhnlich mehr Fleiß auf die Ausarbeitung der einzelnen Theile, als auf die Zusammenordnung des Ganzen; ahmen lieber nach, als daß sie selbst erfinden. Wovon der Grund theils in dem allgemeinen Geist des Jahrhunderts liegt, der mehr vielseitig, als original, mehr fein, als erhaben ist; theils in der übergroßen Achtung gegen die in den bildenden Künsten einmal anerkannten großen Meister; theils in der Beschränkung unserer Künstler auf kleine

Gegenstände. — Gewiß aber können sich in keinem Jahrhundert die schönen Künste einer so großen Verbreitsamkeit rühmen, als in dem XVIII. Und dieß verdanken wir insbesondere der Kupferstecherkunst; dann auch den Gypsabgüssen, Abdrücken und Pasten in mancherlei Materien. Einige vortreffliche Kunstprodukte dieser Art gehören in unsern Tagen zu den Bedürfnissen eines artigen Meublement's. Welche schöne geschmackvolle Verzierungen bringt man in unsern Zeiten nicht ferner bei unsern Spiegeln, Tischen, Oefen, Stühlen, an Privathäusern in der Stadt und in den Gärten an! Dazu kommen noch als wesentliche Verbreitungsmittel der bildenden Künste die vielen Theorien, Lehrbücher und einzelne Abhandlungen darüber; die vielen von Fürsten des XVIII. Jahrhunderts gestifteten Kunst-Akademien, und angelegten Kunstkabinette und Gallerien.

4. Abschnitt. Die mimischen Künste, d. i. die Schauspiel- und Tanzkunst. S. 456—460. — Die Stärke des französischen Schauspielers ist: der feinere Gesellschaftston, das Ironische und Fein-Komische. Die Stärke des englischen ist: feuriger, ans Uebertriebene gränzender Ausdruck starker Leidenschaft, und das karrikaturmäßige Komische. Die Stärke des deutschen ist: treuer Abdruck der allgemeinen Charakteristik der Leidenschaft. — Das Schauspiel kann, unter gewissen Umständen, allerdings auf die Bildung des Geistes und des Herzens vielseitig einwirken; aber die in unsern Tagen allgemein verbreitete Liebhaberei für das Schauspiel beweist eben so sehr (und vielleicht noch mehr) die Eitelkeit, als die Aufklärung des Jahrhunderts. Eitelkeit: in wie fern wohl den meisten das wirkliche Leben und seine Pflichten so gleichgültig oder so unerträglich sind, daß sie nichts lieber

mögen, als jenes und diese über erdichtete Darstellungen vergessen. Dieß erhellt insbesondere auch aus denjenigen Stücken, welche von unsern Parterren am liebsten gesehen werden, deren Charakter Abentheuerlichkeit, verbunden mit musikalischem Getändel, ist. Aufklärung: in wie fern der bessere und edlere Theil der Menschen vorzüglich einem Vergnügen huldiget, welches, unter den gehörigen Bedingungen, auf die Bildung des Geistes und Herzens vielseitig einwirken kann. — Wie viel Sinn und Philosophie auch in die Tanzkunst gebracht werden könne, hat Noverre in seinem vortrefflichen Buche „über die Tanzkunst" am besten gezeigt. Aber beklagenswerth ist der Gebrauch, welchen unser Zeitalter von dieser Kunst macht. Als man noch sittsame Tänze tanzte; da waren wir ein ehrbares, anständiges Geschlecht: seitdem man jene mit den wilden Walzern vertauscht hat; welche Lockerheit hat in unsern Sitten, welche gesetzlose Freiheit in unsrer Denk- und Handlungsweise geherrscht? Indessen muß man solche Tänze weniger als die Ursachen, denn als die Folgen eines solchen herrschenden Sittengeistes ansehen.

VI.

Essays on Philosophical Subjects. By the late Adam Smith, Fellow of the Royal Societies of London and Edinburgh etc. etc. To which is prefixed an Account of the Life and Writings of the Autor. By Dugald Steward, F. R. S. E. — Basil. Sold by Iames Decker Printer and Bookseller. 1799. 8.

Der literärische Nachlaß eines der ersten praktischen Denker des Jahrhunderts muß immer Interesse erregen, sollte auch die Ausbeute den Erwartungen, welche der Name des Verfassers erzeugt, und zu welchen sein bekanntes Verdienst berechtigt, nicht ganz entsprechen. Und wem fällt nicht bei Adam Smith's Namen der feine Beobachter der menschlichen Seele ein, wem ist das Verdienst des Philosophen fremd, dessen Buch über Nazionalreichthümer schon hie und da heilsame Verbesserungen veranlaßte, und werth ist die Bibel aller Staatsmänner und Regenten zu seyn. Herr Steward hat also Ansprüche auf unsern warmen Dank dafür, daß er alle Aufsätze des Verstorbenen, die Smith selbst aus dem vielleicht allzustrengen Vernichtungsurtheile ausnahm, uns und der Nachwelt aufbewahrt hat. Die

vorliegende Sammlung enthält außer der meisterhaften Lebensbeschreibung Smith's, nebst einer Analyse seiner Werke, philosophische Versuche über die Geschichte der Astronomie, der alten physischen Systeme, der alten Logik und Metaphysik, über den Geist der nachbildenden Künste, über die Verwandschaft Englischer und Italienischer Versarten, über die äußern Sinne und ihre Wirkungsart. Wir werden die Hauptideen aller dieser Aufsätze, mit Ausnahme des Versuchs einer Anwendung der Grundsätze, welche philosophische Untersuchungen leiten müssen, auf die Geschichte der Astronomie, als welcher nicht in unsern Plan gehört, ausheben, und mit einem Auszuge der Lebensbeschreibung Smith's (S. 1 — 119.) den Anfang machen, welche den Menschen und den Schriftsteller mit gleicher Treue und Feinheit schildert.

Adam Smith, geboren 1723 zu Kirkaldy in Schottland, war der einzige Sohn Adam Smith's, welcher einen Civilposten (Comptroller of the Customs) bekleidet hatte, und einige Monate vor der Geburt dieses Sohnes gestorben war. Hatte unser Smith nicht einmal seinen Vater gesehen, so genoß er dagegen das seltene Glück, seine treue Mutter, der er seine erste Bildung verdankte, bis in sein sechzigstes Jahr zu besitzen, und noch den Abend ihres und seines Lebens durch unzertrennten Umgang zu erheitern. Seine Constituzion war in der frühern Jugend äußerst schwächlich, und veranlaßte seine Mutter zu einer fast übertriebenen Nachsicht, die zwar nicht gemißbraucht wurde, ihr aber doch manchen Vorwurf zuzog.

Ein unglücklicher Zufall, der ihn als Kind betraf, hätte ihn beinahe den Seinigen und der Welt geraubt. Er war mit

seiner Mutter zum Besuch bei seinem Onkel Douglas in Strathenry, als er von einer Partey Landstreicher, die man in Schottland Tinker's nennt, weggestohlen wurde. Sein Onkel hatte jedoch das Glück, mit Hülfe des Gesindes und der Nachbarn, die Räuber einzuholen, ihnen ihre Beute abzujagen, und Europa ein Genie zu erhalten, das ihm einst in der Staatsökonomie eine Fackel aufstecken sollte, die keine Zeit auslöschen wird. Den ersten Unterricht erhielt Smith von David Miller, Rektor der kleinen Schule zu Kirkaldy, wo er sich mit Oswald, nachherigem Bischof zu Raphoe, und mit Drysdale, zuletzt Professor in Edinburg, durch die unauflößlichste Freundschaft verband. Schwächlich, kränklich, unfähig an den Spielen seiner Gefährten Antheil zu nehmen, die ihn jedoch wegen seiner Gutmüthigkeit alle liebten, konnte Smith seiner sich früh entwickelnden Leidenschaft für Bücher ungestört nachhängen. So wie sein Gedächtniß frühzeitig Staunen erregte, so äußerten sich schon in seinen Kinderjahren Eigenthümlichkeiten, die ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichneten, häufige Abwesenheiten des Geistes in Gesellschaft, und die Gewohnheit allein mit sich zu sprechen. Im Jahr 1737 bezog er schon die hohe Schule zu Glasgow, von welcher er 1740 nach Oxford ging. Anfangs waren Geometrie und Mathematik seine Lieblingsstudien, aber bald verließ er ein Feld, auf dem sein Geist nicht bestimmt schien seine großen Anlagen zu entfalten. Was Baco von Plato sagt: die Natur habe ihn bestimmt, die Philosophie auf Staatswissenschaft zu impfen, gilt wohl mit gleichem Rechte von Smith. Studium der menschlichen Natur, wie sie erscheint, und Forschen nach den ersten Gründen geselliger Vereine, war der Stoff, der seinem

scharfsinnigen Geiste eine eben so schmackhafte Nahrung gewährte, als seiner brennendeu Leidenschaft für das Wohl der Menschheit. Diese Neigung entschied sich besonders seit seinem Abgange von Glasgow. Vielleicht hatten Hutchesons Vorlesungen, die er noch zu Ende seines Aufenthalts in Glasgow benutzte, seinen Talenten die bestimmte Richtung auf ihr wahres Fach gegeben. In Oxford übte er sich häufig im Uebersetzen aus der Französischen Sprache. Er hielt diese Uebung zur Bildung des Styls für sehr wichtig, und es ist zu bedauren, daß keine Proben seiner außerordentlichen Stärke in einem Fache vorhanden sind, welches in England so sehr vernachlässigt, und großentheils Ausländern überlassen wird. Sprachstudium füllte immer einige Stunden seiner Zeit aus, und war zwischen den Alten und den Neuern gehörig vertheilt. Aber nie war schwerfällige Gelehrsamkeit und Citatenprunk das Ziel, nach welchem er strebte; sein Zweck war feinere Kenntniß menschlicher Sitten, Denkarten, Einrichtungen und Gebräuche. Sein treffliches Gedächtniß, mit den schönsten Blüthen der Griechischen, Römischen, Französischen, Italienischen Literatur ausgestattet, streute sie, bis in sein spätes Alter, frisch und duftend über seine Rede hin, — ein Wunder aller, die ihn kannten, und seine reiche Aernte nach der verhältnißmäßig kurzen Zeit berechneten, die er ihr gewidmet hatte. — Im Jahr 1747 kehrte er aus Oxford nach Kirkaldy zurück, und verlebte 2 Jahre mit seiner Mutter. Er war für die Englische Kirche bestimmt; aber sein Geschmack sagte dem Plane seiner Verwandten nicht zu. Seine Neigung siegte über ihre Wünsche, und hieß ihn glänzendere Aussichten dem kleinen Glücke aufopfern, worauf literarisches Verdienst in

Schottland rechnen darf. Zu Ende dieses Jahres ließ er sich in Edinburg nieder und fieng an Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften zu halten. Hier knüpfte er enge Freundschaft mit den Hrn. Alex. Weddeburn, jetzt Lord Laughborough, und Will. Johnstone, jetzt Hrn. Pulteney, an. Mit Hume scheint er erst seit 1752 in genauere Verbindung getreten zu seyn. Im Jahr 1751 erhielt er die Profession der Logik, und 1752 die der Moralphilosophie. Sein Vorgänger war Thomas Craigin, der Nachfolger des berühmten Hutcheson. Dieser Beruf war ganz seiner Neigung angepaßt; er erfüllte ihn mit Freuden 13 Jahre lang, und blickte auf diese Periode immer als auf die segenreichste und glücklichste seines Lebens zurück. Von seinen Vorlesungen sind die Theorie der moralischen Empfindungen, und die Untersuchung über Nazionalreichthümer Bruchstücke, aber gewiß die auserlesensten, und mit dem Originalgepräge seines Geistes am schärfsten gestempelt. — Als Lehrer der Logik vermied er die Dornen der Dialektik, und führte seine Schüler durch die blumigern Gefilde der allgemeinen Sprachlehre und der Psychologie. Seine Hefte waren alle sorgfältigst ausgearbeitet, aber da er vor seinem Tode sie verbrennen ließ; so können wir den Verlust derselben nur aus unvollständigen Sammlungen und Erinnerungen seiner ältern Zuhörer in etwas ersetzen. Smith's moralische Vorlesungen hatten vier Theile. a) Natürliche Theologie. b) Ethik, worin er die ersten Gründe der Sittlichkeit entwickelte. Sein System trägt die bekannte Theorie der moralischen Empfindungen vor. c) Gerechtigkeitslehre, oder Zwangsrechte und vollkommne Pflichten. Nach Montesquieus Plan entwickelte er hier den Einfluß der nothwendigen

Gewerbe auf Eigenthum, Gesetze, Regierungsform. Der Tod verhinderte ihn diesen Theil seiner Vorlesungen dem Druck zu übergeben, wozu er ihn bestimmte. d) Politik, in sofern sie es nicht mit strengen Rechten, sondern mit Konvenienz, Schicklichkeit, Nutzbarkeit zu thun hat. Das große Werk über Nazionalreichthümer war Kommentar und Ausführung dieser Lehren. Smith las nie seine Hefte, sondern verließ sich auf sein Gedächtniß, und auf die Eingebungen des Interesse, was ihn belebte, und um so schneller in die Zuhörer übergieng. Inzwischen diktirte er zu Anfang jeder Vorlesung einige Sätze, die zuweilen ein paradoxes Ansehen hatten, und die er im Vortrage bewies und erläuterte. Oft fieng er diesen stockend an, und schien seines Satzes nicht ganz mächtig zu seyn. Aber im Fortgange erwärmte und belebte sich seine Rede, und floß wie ein ungehemmter Strom. Sätze, gegen welche er Widerspruch ahndete, unterstützte und verfocht er desto nachdrücklicher und feuriger. Die Materie schwoll ihm unter den Händen, und nie ersetzten ekelhafte Wiederholungen den Zufluß neuer. Durch alle Verschiedenheit der Ansichten und Schattirungen hindurch führte er endlich den Hauptsatz an dem Faden der Deduktion aufwärts zu dem Prinzip zurück, aus dem er abgeleitet war. Der Ruf seines Vortrags brachte die Universität bald in Aufnahme, die Wissenschaften, die er lehrte, wurden Modestudium, und selbst sein Ton, seine Eigenheiten wurden von dem Kleingeiste und blinder Verehrung nachgeäfft.

Im Jahr 1759 trat endlich Smith in der Schriftstellerwelt mit seiner Theory of Moral Sentiments hervor. Vorher hatte er nur in das Edinburgh Review eine Kritik über Johnsons

Wörterbuch, worin er die unlogische Stellung der Bedeutungen, und die seichte Vermischung der Synonyme scharf rügte, wie auch Bemerkungen über den Zustand der Literatur in Europa einrücken lassen, aus welchen seltene Kenntniß der ausländischen Gelehrsamkeit hervorleuchtet. Der Theorie der moralischen Empfindungen war ein Aufsatz über den Ursprung der Sprachen, und über den verschiedenen Charakter der Ursprachen und der abgeleiteten Idiome, angehängt.

Nun läßt Herr Steward von S. 17—44 eine Analyse der Theory of Moral Sentiments folgen, die wir um so kürzer ausziehen können, je bekannter das Werk selbst ist.

Von jeher ist die Ethik in 2 Theile geschieden worden, einen theoretischen und einen praktischen. Der erste dreht sich um zwei Fragen: a) durch welches Vermögen unsrer geistigen Natur kommen wir zu der Idee eines Unterschiedes zwischen Recht und Unrecht? Ist's durch dasselbe Vermögen, welches Wahrheit vom Irrthume sondert, oder durch einen besondern Sinn, der vom Rechte angenehm, vom Unrechte schmerzhaft affizirt wird? b) Welches ist der eigentliche Gegenstand moralischer Billigung? Oder, welches sind die gemeinsamen Eigenschaften, die allen Arten, oder Aeußerungen der Tugend zum Grunde liegen? Ist es Wohlwollen, oder Selbstliebe, oder ein Trieb, unsern Verhältnissen gemäß zu handeln? Der Zweck der 1sten Aufgabe ist, die Genealogie der moralischen Begriffe zu erforschen. Das 2te Problem will die moralischen Erscheinungen auf die einfachsten, allgemeinsten Gesetze zurückgeführt sehen. Die praktische Moral lehrt uns die rechtmäßigen Gegenstände menschlicher Bestrebungen, die wirksamsten Mittel, sie zu erreichen, kennen.

Ihr Gebiet begreift noch alle literarische Produkte, deren Tendenz ist, durch Schilderung der Würde, Schönheit, Nutzbarkeit der Tugend, große, edle, reine Gesinnungen zu beleben, zu stärken. Das Verhältniß der theoretischen Moral zu der praktischen ist nach Smith ganz verschieden von dem, was zwischen theoretischer und praktischer Geometrie statt findet. Hier gründet sich jede praktische Regel auf vorher festgesetzte Theoreme. Bei jener sind die praktischen Regeln für sich einleuchtend, faßlich, allgemein gültig und eingestanden; indeß die theoretischen Prinzipien zu den höchsten, abstraktesten Erörterungen des menschlichen Geistes gehören. —

Wo Staatsverfassungen nicht im Wege standen, da haben die Alten den praktischen Theil der Moral trefflich erörtert, jeden Lichtstral der Vernunft treu aufgefaßt, und auf das Thun und Lassen des Menschen zurückgebogen; so wie unter den Neuern diejenigen am meisten geleistet haben, die auf den Spuren der Griechen und Römer wandelten. Die Frage über das Wesen der Tugend, über den Grund des Beifalls, der ihr gezollt wird, war ein Lieblingsproblem alter Schulen. Inzwischen kam die Frage über das Prinzip der Moral in neuern Zeiten erst durch Cudworths und Hobbes Streitschriften recht zur Sprache; Neuheit und Tiefsinn drangen sie dem Forschergeiste auf; daher die Menge von Lösungen, die seit ihnen versucht worden sind. Cudworth und Clarke waren der Meinung, der Unterschied zwischen Recht und Unrecht werde von demselben Vermögen aufgefaßt, welches Wahrheit von Irrthum sondert. Hutchesons Philosophie war ganz darauf angelegt, jenes System zu stürzen. Er zeigte, Recht und Unrecht bezeichne gewisse angenehme oder

unangenehme Eigenschaften der Handlungen, welche nicht von der Vernunft, sondern von einem besondern Gefühlvermögen wahrgenommen werden, dem er den Namen des moralischen Sinnes beilegt. Hume und Smith treten dem Raisonnement Hutcheson's bei, aber sie weichen in einem Hauptpunkte von ihm und von einander ab. Hutcheson hält seinen moralischen Sinn für ein einfaches Prinzip unserer geistigen Natur, von dem sich weiter kein Grund angeben lasse. Hume und Smith suchen ihn in eine allgemeinere höhere Seelenkraft aufzulösen. Nach Hume entsteht unser Vergnügen über Tugend aus dem Anblicke des Nutzens, den sie uns und andern gewährt; tugendhafte und gemeinnützige Handlungen sind ihm eins. Smith stellt eine neue Theorie auf, die, wie er meint, in gewissen Hauptpunkten mit allen Theorien seiner Vorgänger zusammentrift, indem alle aus gewissen Ansichten derselben hervorgehen konnten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Vorbereitungen eines Unglücklichen zum freiwilligen Tode. Aus des Verfassers Papieren herausgegeben von Bernhard Georg. Königsberg, bei Friedrich Nicolovius. 1800. XX. S. Vorr. 95. S. kl. 8. (8 Gr.)

Eine kleine, in psychologischer Hinsicht merkwürdige, und der Aufmerksamkeit, besonders der kritischen Philosophen, welchen sie eigentlich zur Prüfung vorgelegt ist, gewiß nicht unwerthe Schrift. Der Hauptsatz, welchen der Verfasser zu erweisen sucht, ist der, „daß ein freiwilliger Tod, der zu Beförderung „unserer Sittlichkeit unternommen wird, vom Moralgesetze „erlaubt sei.“ Das Sonderbarste dabei ist, daß die Gründe für diese auffallende Behauptung aus dem kritischen System entlehnt werden; deswegen hielt der Herausgeber, wie er in der Vorrede S. XII. sagt, diese Schrift der Bekanntmachung werth, um von dem einzig kompetenten Richterstuhl der kritischen Philosophie Belehrung und Urtheilsspruch zu erhalten. Mit lebhaften Farben und nicht ohne ästhetischen Reiz wird in eben dieser Vorrede der Kampf eines jungen Mannes geschildert, dessen Busen von Neigungen glüht, welchen ihm gleichwohl bei aller Kraft der Jugend, bei seinem Durste nach Freuden, bei der physischen Möglichkeit und Leichtigkeit ihrer zu genießen,

bei dem geschärftesten Gefühle für sie, die Vernunft zu entsagen gebietet, aber eben damit seinem Herzen blutende Wunden schlägt. Er schwankt; aber bei dem beschämenden Anblick dieses unmännlichen Schwankens, bei der Bitterkeit der Vorwürfe, die sein Gewissen ihm darüber macht, bei der erkannten (?) oder geglaubten Unmöglichkeit, je sein verrätherisches Herz zur Ruhe zu bringen — was ist natürlicher als der Wunsch, dies Herz aus seinem Busen zu reißen, das so grausam seiner edelsten Bemühungen spottet, und mit ihm den thierischen Drang zu zerstören, der ihm in seinen eigenen Augen allen Werth zu rauben scheint? Und ist dieser Wunsch einmal entstanden, was ist geschickter ihn zu verstärken, als der Anblick der furchtbaren Erde, die er bewohnt? — Es werden nun einige Blicke auf den schmutzigen, mit Blut und Gräueln jeder Art befleckten Klumpen, genannt Erde, oder vielmehr auf die, auf ihrer Oberfläche hausenden, Mißgeschöpfe, Menschen genannt, geworfen; dann eine kurze tragische Geschichte eines auf dem Grabhügel seines Vaters, der sich einst selbst getödtet hatte, einige Jahre nachher sich erschießenden Sohnes. (Eigentlich liegt in Gellert's bekannten Worten

Wahr ist's, die Tugend kostet Müh;
Sie ist der Sieg der Lüste:
Doch denke selbst, was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müßte?

die ganze Widerlegung dieses verführerischen Räsonnements.)

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts — von D. Jenisch. Dritter Theil.

(Beschluß.)

Viertes Buch.

III. Wissenschaftliche Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. S. 461 — 542.

Dieses Buch enthält eine kurze Einleitung, und fünf Abschnitte. In jener wird eine Eintheilung der Wissenschaften, nach dem Plan des Verfassers, nebst den Gründen dieser Eintheilung, vorgelegt. Das Resultat davon ist, daß die wissenschaftliche Kulturgeschichte in sich begreift: 1) die Geschichte der Vernunftwissenschaften (der reinen und gemischten); 2) die Geschichte der Erfahrungswissenschaften; also a) der Naturwissenschaften; b) der historischen, (auch der philologischen); c) der positiven Wissenschaften (der Rechtswissenschaft und der Theologie).

Ehe der Verfasser alle diese Arten von Geschichte selbst durchgeht, schickt er in dem voranstehenden ersten Abschnitte eine „allgemeine Uebersicht des Zustandes der Wissenschaften kurz vor, und während dem XVIII. Jahrhundert“ voraus. — Seit dem

Westphälischen Frieden bis in die ersten Dezennien des XVIII. Jahrhunderts hinein, herrschte in der Gelehrtenwelt ein kleinlicher Geist der Sklaverei und Anhänglichkeit an das Alte und Hergebrachte in Systemen, der Beschränkung auf gewisse für das Leben meistentheils sehr unbrauchbare Kenntnisse, der Verachtung gegen alles, was nicht von der Gelehrtenkaste war. Da man nicht wagte, alte Irrthümer anzutasten oder anzuerkennen, und noch weniger auf die Entdeckung neuer Wahrheiten ausgieng, so blieb die Wissenschaft unerweitert und auf derselben Stufe. Das „Verketzern" ward sogar aus der Theologie in die andern Wissenschaften übergetragen: wer kühn genug war, von den scholastischen Begriffen abzuweichen, wurde für einen unwissenden oder frevelhaften Irrlehrer erklärt; die weltliche Obrigkeit mischte sich oft in gelehrte Streitigkeiten, und entschied durch Reskripte, was z. B. über Gegenstände der Philosophie gelehrt werden sollte. So wurden Anhänglichkeit an System und Vorurtheile jeder Art landgesetzlich und territorial. Da man sich ferner auf Schulen und Universitäten auf gewisse, besonders philologische und scholastisch-theologische Kenntnisse ausschließend beschränkte; so blieben andere wichtige Felder der Wissenschaften öde und unangebauet. Und da überdieß die Gelehrten sich von der Welt der Nicht-Gelehrten oder Layen ganz ausschlossen, und, bei der Unbrauchbarkeit ihrer Wissenschaft für das wirkliche Leben, sich den Layen eben nicht als eine nützliche Menschengattung empfehlen konnten, überdem auch durch allerlei Verstoße gegen das, was man Lebenssitte nennt, sich lächerlich machten; so konnte es nicht fehlen, daß Gelehrte und Gelehrsamkeit in den Augen der Layen Gegenstände des Spottes und der Verachtung wurden: mochten

sie auch bei den Thronen noch so viel Schutz und Beifall finden. Ein wesentliches Hinderniß der wissenschaftlichen Kultur, vorzüglich jedoch in Deutschland und in den nordischen Reichen, war auch die herrschende Sitte der Gelehrten, sich in ihren mündlichen, noch mehr in ihren schriftlichen Vorträgen der lateinischen Sprache zu bedienen. Der in die Fesseln einer fremden Sprache eingeschmiedete Geist wagte manchen kühnen Flug nicht, den er in seinem vaterländischen Idiom nicht ohne Glück versucht haben würde. Und über viele Gegenstände wurde gar nicht geschrieben, weil man in der lateinischen Sprache keine Worte dafür fand. Unterdessen aber ein solcher Geist in der Gelehrtenwelt herrschte, fiengen glücklicherweise manche große Köpfe an, ihren eignen Weg zu gehen, und einzelne, damals wenig gekannte Wissenschaften zu bearbeiten, eingewurzelte Irrthümer und Vorurtheile zu bestreiten, das schädliche Ansehen großer Namen herabzusetzen, und neue originelle Wahrheiten zu entdecken. Zu diesen Genien gehörten Descartes, Locke, Leibnitz, Huyghens, Keppler, Newton, Otto von Gericke, Boyle, Bayle u. a. m. Männer, wie diese, und ihnen ähnliche, bildeten nach und nach eine Reihe großer Denker. Ihre neuen, fruchtbarern Systeme verdrängten allmählich die Anhänglichkeit an die bisher herrschenden; sie lehrten durch ihr Beispiel die sklavischen Geister sich den alten Fesseln entwinden, und selbst denken: und da ihre Untersuchungen nützliche und für das Leben höchst anwendbare Wissenschaften, Mathematik, Physik, praktische Philosophie, betrafen; so nahm auch der Gelehrte nach und nach eine gewisse „praktische Art zu seyn“ an, lernte die Erfahrungen und Beobachtungen des Layen selbst zu wissenschaftlichen Verarbeitungen

benützen, nützte ihm wiederum durch Anwendung seiner Theorien auf die Künste des Lebens: und die Gelehrten- und Layenwelt, bis dahin durch eine so ungeheure Kluft von einander getrennt, begannen sich allmählich zu befreunden. Auf diesem Wege wandelte man in England schon früh, nicht lange darauf in Frankreich, und, etwa seit dem dritten Dezennium des XVIII. Jahrhunderts, auch in Deutschland, mit raschen Schritten fort: und mit diesem so vortheilhaft verbesserten Gelehrtengeist vermehrten und verbesserten sich auch alle Arten der Hülfsmittel der Wissenschaft und der Aufklärung.

2. Abschnitt. Geschichte der reinen und gemischten Vernunftwissenschaften.

A. Spekulative oder transcendentale Philosophie. — Man findet hier eine kurze Charakteristik der philosophischen Systeme von Descartes bis auf Kant, dem es einzig gelungen ist, durch Zergliederung der Urbegriffe und der obersten Grundsätze alles Denkens, und durch eine systematisch-vollständige Aufzählung derselben, die Gränzen aller menschlichen Erkenntniß für immer zu bestimmen, diese zwar auf die bloße Sinnenwelt einzuschränken, uns aber doch von einer andern Seite zum Glauben an das Uebersinnliche zu führen.

(Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß viele sich von dem kritischen System den wunderbaren Begriff machen, als ob es zu unnützen Spekulazionen und Grübeleien führe, statt, daß seine vorzüglichste Tendenz gerade diese ist, uns von allen leeren Spekulazionen und Grübeleien abzuziehen; obgleich dieses auf eine kürzere und verständlichere Art hätte geschehen können.)

B. Praktische (oder angewandte) Philosophie. — Dahin rechnet der Verfasser Logik; Psychologie; Sittenlehre; Religionswissenschaft; Naturrecht; allgemeine Staatswissenschaft; „Philosophie des Nationalreichthums“ als einen neuen Zweig der Philosophie im Geiste eines Adam Smith's gedacht; Pädagogik; die Theorie des Geschmacks — Alles wird nur mit wenigen Worten berührt, aber richtig erinnert, daß fast alle diese genannten Wissenschaften durch den Einfluß der kritischen Philosophie bald an genauer Gränzbestimmung ihres Gebiets, bald an Tiefe und Gründlichkeit, bald an Umfang und Wichtigkeit, gewonnen haben.

C. Reine Mathematik — Die Schöpfer unserer höhern Mathematik waren, wie bekannt, Js. Newton und Leibnitz durch die Erfindung der Differenzial-Rechnung. Eulern, diesem fleißigen und zugleich populärsten unter den mathematischen Schriftstellern, verdankt die höhere Analysis, in allen ihren Theilen, einen großen Theil ihrer Ausführung. Neben ihm glänzten die Franzosen, la Grange, d'Alambert, Condorcet, la Croix, la Place. (Von dem unglücklichen Condorcet liegt (s. Histoire de sa vie) noch ein weitläuftiges und wichtiges Werk über die höhere Analysis nicht ausgedruckt, im Verborgenen, (indem, während seinem Leben, nur 200 Seiten davon fertig gedruckt worden sind.) Hindenburg hat die combinatorische Analytik durch die von ihm aufgestellte Combinazionslehre ansehnlich erweitert; und des berühmten Tetens Einwürfe gegen die Vortheile dieser Methode scheinen glücklich gehoben zu seyn. Große Erweiterung erhielt die höhere Mechanik durch Eulers analyti-

sche Behandlung, und durch d'Alambert: beide haben auch um die wissenschaftliche Bearbeitung der Hydrodynamik unschätzbare Verdienste, so wie la Place um die Astronomie. Mit den Erfindungen dieser genannten Genieen sind die in der höhern Mathematik von Wolf, Segner, Karsten, Kästner, gemachten mehrern Berichtigungen in keine Vergleichung zu stellen.

D. Angewandte Mathematik — Die Astronomie wurde durch die Theorieen Newton's, Halley's, Bradley's, durch die von Astronomen unternommenen Reisen in verschiedene Welttheile, durch die genauern Fixstern-Verzeichnisse, durch die für die Bestimmung der Meereslänge so brauchbaren Mondtafeln, durch die Berechnung der Sonnentafeln, und der Tafeln für alle Planeten, durch die für die Schiffahrt so nützlichen Beobachtungen der Jupiters-Trabanten ꝛc. vervollkommnet. Die physische Astronomie insbesondere erhielt durch d'Alembert, Euler, Clairaut, la Grange, große Erweiterungen: aber des la Place Mécanique céleste setzt diesem erhabensten Theil der erhabensten Wissenschaft die Krone auf, und lehrt die Bewegungen der himmlischen Körper gewissermaßen a priori berechnen. In eben dem Maaße, als die Astronomie Erweiterungen erhielt, vermehrten sich auch die Werkzeuge, die Sternwarten, und die Anzahl der Beobachter. — Mit gleicher Kürze handelt nun der Verfasser von der Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Mechanik; der Mühlbaukunst, Wasserbaukunst; Schiffskunst; der Optik, Dioptrik, Katoptrik; und endlich von der politischen Rechenkunst. — Nunmehr folgt die Geschichte der Erfahrungswissenschaften im XVIII. Jahrhundert.

3. Abschnitt. Geschichte der Naturwissenschaften; a) der Physik; b) der Chemie; c) der Naturgeschichte; d) der Arzneikunde; e) der Landwirthschaftskunde und Technologie.

A. Geschichte der Physik — Sie verdankt ihre Bereicherungen den vielfältig angestellten Beobachtungen und Versuchen, der in sie eingeführten höhern und praktischen Mathematik, und theils der Vervollkommnung schon erfundener, theils der Erfindung neuer Beobachtungs-Instrumente. Vervollkommnet wurden im XVIII. Jahrhundert das Barometer; das Thermometer; die Luftpumpe; erfunden und nachher verbessert wurde das Pyrometer. Die Elektrizität gab Anlaß zur Erfindung der Scheibenmaschine, des Elektrometers, des Blitzableiters, der Verstärkungsflasche, des Elektrophors, des Condensators ꝛc. Vervollkommnet wurden die Mikroskope, aber erst erfunden die Spiegel-Teleskope, die achromatischen Fernröhre, die Brennspiegel ꝛc. Endlich gehören auch die Luftschiffe hieher — Diejenigen Abschnitte der Physik, welche am beträchtlichsten erweitert worden, sind die vom Licht, von der Elektrizität, von den verschiedenen Gasarten (durch Lavoisier), vom Schall, von der thierischen Elektrizität (durch Galvani), von dem Magnetismus, welcher wahrscheinlich nichts anders, als die thierische Elektrizität des menschlichen Körpers ist.

B. Geschichte der Chemie — Leichter wurden in der Physik hergebrachte Vorurtheile abgelegt, als in der Chemie. Daher fanden selbst bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts Alchemie, Universalmedicin, und Wiederbelebung verbrannter thierischer und vegetabilischer Körper, immer noch viele Vertheidiger. Mit der Erhaltung gerade dieser Vorurtheile war zu viel zeitli-

cher Gewinn für Betrüger verknüpft — Erst in dem XVIII. Jahrhundert erhielt die Chemie eine systematische Gestalt. Aber wie mit einem alles verwischenden Schwamm fuhr Lavoisier über die bisherigen Systeme hin, indem er ein neues, auf erprobte Erfahrungen und auf die sinnreichsten Versuche gegründetes, das sogenannte Antiphlogistische System aufstellte. — Unaussprechliche Vortheile schöpfen die Künste des Lebens aus der Chemie. Handwerke, Fabriken, Manufakturen, Bergbau, Distillirkunst, Färberei, und Feuermahlerei, verdanken dieser Wissenschaft theils ganz neue Materialien der Verarbeitung, theils Vervollkommnung der bisher gebrauchten, verdanken ihr neue Methoden, und neue Kunstgriffe. Die Arzneikunde, welche sich von je her aus der chemischen Quelle bereicherte, hat in neuern Zeiten gelernt, eine Menge nutzloser oder schädlicher Mischungen, deren sie sich bis dahin bediente, wegzuwerfen, und sich, an ihrer Stelle, anderer und besserer zu bedienen — Aber bei aller Erweiterung und Vervollkommnung unserer physischen und chemischen Kenntnisse, ist es dennoch jetzt, ist es vielleicht für immer, zu früh, über Ur-Kräfte und Ur-Zusammenhang der natürlichen Dinge so kühne Lehrsätze aufzustellen, als es einige der jüngsten Philosophen gewagt haben. Zu so ungeheuern Gebäuden haben wir bis jetzt kaum Bruchstücke gesammelt; geschweige denn, daß der Grund dazu schon gelegt und unerschütterlich befestiget wäre. Auch hat man „die Anfangsgründe der Naturlehre" des Königsberger Weltweisen ausserordentlich misgedeutet, indem man dies Werk als die Grundlage zu einer Art von Naturwissenschaft a priori angesehen hat. Kant wollte auch in der Physik, den Theil, welcher metaphysisch ist, z. B. die

obersten Grundlehren von der Bewegung, von der Anziehungs- und Zurückstoßungskraft, von Wirkung und Mitwirkung der Körper, (Lehren, welche einst die Geister gewaltig erhitzten,) berichtigen, die Ursachen der Verwirrungen zeigen, und dadurch die Vernunft auch hier, sowohl zur Erkenntniß ihrer Schranken führen, als ihr das möglich weiteste Feld der Erfahrung und Beobachtung eröffnen. Keineswegs aber wollte er sie anleiten, der Erfahrung und Beobachtung selbst vorzugreifen, und die Resultate derselben gleichsam selbst zu schaffen.

C. Naturgeschichte — Sie gehört zu den im XVIII. Jahrhundert erst recht eigentlich geschaffenen Wissenschaften. Was vorher von Alten und Neuern darin geleistet worden war, hatte weder Plan, noch Ordnung. — Der glänzendste Theil der Naturgeschichte, seitdem sie von Linné bearbeitet worden, ist unstreitig die Botanik. Doch ließ Linné in der Kryptogamie noch ein großes Feld unbearbeitet; die Früchte und Saamen waren wenig untersucht; der oft räthselhafte Blumenbau hatte die Aufmerksamkeit nicht gehörig beschäftiget; und eben so auch der zweite Vermehrungsweg der Pflanzen, die Fortpflanzung durch Verlängerung. Hier haben Hedwig, Ludwig, Gleditsch, Sprengel, sich große Verdienste erworben — Zu wünschen wär's, daß man nun noch mehrern Fleiß auf die Erforschung der den Pflanzen beiwohnenden Kräfte, z. B. zur Ernährung des Menschen, zur Stärkung und Wiederherstellung der Gesundheit, wendete. — Der Verfasser rühmt nun einige der vornehmsten Bearbeiter der Zoologie, und zeichnet insbesondere Buffon's Verdienste aus. — Eben so werden einige der glücklichsten Verbesserer der Mineralogie genannt, welche die Bestimmtheit ihrer Klassifikazionen

und die Zerlegung der Bestandtheile eines großen Theils ihrer unorganischen Körper, vorzüglich der Chemie verdankt. Wer kennt nicht die Namen eines Wallerius, v. Cronstedt, Gmelin, Ferber, Dolomieu, Gellert, Werner, Karsten, Charpentier, von Born? rc. — Wenn wir uns denn aber in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Natur so leicht verlieren, und den Geist mehr zerstreuen als befriedigen; so ist es zu wünschen, daß mehrere solche Werke, wie Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen rc., oder wie Girtanners Versuch über die Naturgeschichte, aus dem Einzelnen große Resultate ziehen, und uns das „Ganze der Natur“ unaufhörlich vor Augen erhalten.

D. Arzneikunde — Da diese heilsame Kunst durch ein ganz natürliches Band mit der Philosophie, Physik und Chemie zusammenhängt; so hat sie auch von jeher die herrschenden Vorurtheile und Irrlehren der genannten drei Wissenschaften getheilt, und bald durch metaphysische Hypothesen a priori, bald durch hartnäckige Anhänglichkeit an gewisse physische und chemische Systeme, ihre Fortschritte lange verzögert. Wenn die Arzneikunde im XVIII. Jahrhundert gewonnen hat, so verdankt sie diese Gewinnste weder der Descartischen, noch der Wolfischen, noch der kritischen Philosophie; sondern einzig dem empirischen Forschgeiste. — Die Epoche der bessern Physik und Chemie ward auch die bessere Epoche der Arzneikunde. — Bekannt sind die Erweiterungen, welche die Physiologie und Anatomie im XVIII. Jahrhundert erhalten haben, und wie die letzte nicht nur zuerst als ein Ganzes behandelt worden ist, sondern auch durch die vielfältigen musterhaften Abbildungen an Verbreitsamkeit ungemein gewonnen hat. — In der Pathologie versuchten de Sau-

vages, bald auch Linné, Cullen, und Curt Sprengel die ersten systematischen Anordnungen der Krankheiten. Das allerneueste Brownische System ist jetzt das besprochenste und bestrittenste. — Die Arzneimittellehre und Pharmacie wurden zwar auch bereichert, und die Reisebeschreiber machten die Europäer aufmerksam auf die Arzneimittel auswärtiger Nazionen. Aber gewiß ist die Arzneimittellehre, so wie der wichtigste Theil, immer noch die schwächste Seite der Arzneikunst. Denn hier ist das meiste noch Chaos, ohne Ordnung, ohne festen Grundsatz, durch Zufall zusammengerafft. Von den 10,000 Pflanzengattungen, welche die Botanik aufstellt, werden kaum noch 600 zu medicinischem Gebrauch verwendet. Eine möglich-vollständige Sammlung der Hausmittel, deren sich die verschiedenen Nazionen der Erde bedienen, und eine sorgfältige Prüfung dieser Hausmittel, würde unstreitig die Arzneikunst mehr bereichern, als noch so viele Disputazionen und Dissertazionen der Aerzte. Die Zusammengesetztheit des größten Theils unserer Rezepte erschwert nicht nur die apothekarische Zubereitung, sondern verhindert auch oft die Wirkung der Arzneimittel.

(Aber die Söhne des Aeskulaps wollen ja leben, und, wo möglich, das Sprichwort auch an sich wahr machen: Dat Galenus opes. Zwar weiß ich wohl, daß es auch in diesem Punkte gewissenhafte Aerzte giebt; aber es giebt ihrer wenige.)

Kein Wunder also, daß man bei diesen Umständen, trotz aller Achtung für den theoretischen Theil der Arzneikunst, dennoch auf die praktische Heilkunde immer noch wenig Vertrauen setzt. — Die Chirurgie ward zuerst in England und Frankreich, in der Folge auch von vielen Deutschen ansehnlich vervollkomm-

net. Auch die Geburtshülfe, so wie die Thierarzneikunde, wurden mit wichtigen Entdeckungen bereichert. —

(Wann aber werden geschicktere und verständigere Hebammen gebildet werden?)

— Die vielen medizinischen Polizeianstalten, die vielen Hospitäler, die klinischen Institute, die Thierarzneischulen, bieten den Aerzten die vortrefflichsten Gelegenheiten zur Vervollkommnung ihrer Kunst dar.

(Aber wie viele Menschen in Städten und auf dem Lande werden noch immer von Quaksalbern, von Hirten, Jägern, alten Weibern, und andern unberufenen Aerzten gemordet! Verdiente nicht die Frage zu einer Preisaufgabe gemacht zu werden: „durch welche Mittel ist dem gemeinen Stadt- und Landvolke mehr Zutrauen zu studirten Aerzten einzuflößen?")

E. Landwirthschaft und Technologie. — Ihre Geschichte ist, im Ganzen, noch zu wenig bearbeitet: ihre glänzende Periode war das XVIII. Jahrhundert, besonders die letzten Dezennien desselben; denn nur die vervollkommneten physischen, chemischen und naturhistorischen Kenntnisse machten auch ihre Vervollkommnung möglich.

4. Abschnitt. Geschichte der historischen Wissenschaften: a) der eigentlich historischen Wissenschaften; b) der Philologie.

A. Geschichte der eigentlich historischen Wissenschaften — Es giebt zwei Methoden der Geschichtsbehandlung, die kompilatorische (zusammenstoppelnde), und die räsonnirende (beurtheilende): jene herrschte bis auf die allgemeine Verbreitung der französischen Literatur; mit dieser begann die räsonnirende.

Selbst die bloßen Kompilatoren waren meistentheils zu beschränkt an Geist, zu sehr den Vorurtheilen des Aberglaubens und hergebrachten Meinungen ergeben, als daß sie auch nur zweckmäßig hätten kompiliren können. Die jüdische Geschichte ward immer nur nach der Idee einer an einander hängenden Wundergeschichte dargestellt. — Schäzbar, obgleich mit vielen Nebendingen überladen, bleiben die Sammlungen der damaligen gelehrten Alterthumsforscher über die asiatische, griechische und römische Geschichte und Literatur. — Die mittlere Geschichte gewann zwar auch eben nicht an Aufklärung, aber doch an Vorbereitung dazu durch die Sammlung der Urkunden aus den Jahrhunderten der Finsterniß. — Die neuere Staatengeschichte ward in jener Periode meistens von Schriftstellern beschrieben, welche durch religiöse oder politische Partheisucht angefeuert wurden. Mit mehr Wahrheitsliebe, nur nicht mit zweckmäßiger Auswahl und sorgfältiger Prüfung, ward die Einzelgeschichte der Europäischen Staaten von vaterländischen Geschichtschreibern, oder vielmehr von diplomatischen Sammlern bearbeitet — Zu einer gehörigen Bearbeitung der Kirchenhistorie waren die Geister der damaligen Zeit noch nicht reif und unbefangen genug — Die allgemeine Gelehrtengeschichte ward von keiner Nazion eifriger bearbeitet, als von der deutschen — Chronologie, Genealogie, Diplomatik, Heraldik und Numismatik waren recht eigentlich für jene Periode gemacht; denn des Geistes und der Urtheilskraft bedarf es hier am wenigsten — In der Geographie und Statistik wurden den künftigen Geographen, weniger den Statistikern, manche brauchbare Materialien vorgesammelt: insbesondere wurde die alte Geographie von deutschen antiquari-

schen Gelehrten vorzüglich bearbeitet — Erst seit dem vierten Jahrzehend des XVIII. Jahrhunderts hebt die bessere Periode der Geschichtsbearbeitung an. Die Philosophie hat jetzt die Geister aufgeklärt; die Kultur hat glückliche Fortschritte gemacht; die Sprache ist verfeinert: der Geschichtschreiber, der noch Beifall finden will, muß die Fackel der Philosophie in der Geschichte leuchten lassen, und damit Auswahl der Sachen, Deutlichkeit, Nachdruck und Schönheit des Vortrags verbinden. Bayle, Bossuet und Voltaire haben die bessere Geschichtschreibung glücklich vorbereitet. Bayle lehrte die Geschichtschreiber zweifeln, und mit Scharfsinn prüfen. Bossuet lehrte sie, ungeheure Massen von Thatsachen mit einem Blick überschauen. Voltaire schrieb ohne alle religiöse und politische Vorurtheile, er schrieb mit pragmatischem Geiste, er belehrte und ergötzte seine Leser durch psychologische Charakteristiken von den Menschen, durch schöne und starke Gemählde von den Begebenheiten; aber bei allem diesen fehlt ihm ein wesentliches Erforderniß eines guten Geschichtschreibers, gewissenhafte Wahrheitsliebe. Dennoch haben Männer, wie Robertson, Hume, Gibbon, nicht erröthet, sich ihm öffentlich verpflichtet anzuerkennen. — Rastlose Sammleremsigkeit, ausgebreitete Gelehrsamkeit, tiefer Sinn für Gründlichkeit und für Vollendung, machten die deutsche Nazion vor allen übrigen fähig, die allgemeine Welt- und Völkergeschichte zu bearbeiten; daher auch weder Franzosen noch Britten in diesem Fache so gründliche Lehrbücher aufzuweisen haben, als wir in den historischen Lehrbüchern eines Schlözers, Gatterers, Remers, Becks ꝛc. besitzen; nicht zu gedenken, welches Licht einzelne Theile jener Geschichte durch die Arbeiten deutscher Gelehrten, z. B. eines Heyne, Lüder,

Heeren u. a. m. erhalten haben. — Bei allen diesen trefflichen Vorarbeiten ist eine allgemeine Weltgeschichte, welche mit Gründlichkeit auch psychologische Charakteristik des menschlichen Geistes und Herzens und eine eben so kräftige als zierliche Gemählde-Zeichnung der großen Weltbegebenheiten verbände, und in dem Sinne gefaßt, und mit der ächthistorischen Kunst geschrieben wäre, wie Robertson, Hume, Gibbon, ihre Einzelgeschichten bearbeiteten, noch ein Bedürfniß. Herders Ideen der Geschichte der Menschheit sind ohne Zweifel das Vortrefflichste, was wir in der allgemeinen Geschichtsgattung aufzuweisen haben — Auch die Kirchengeschichte hatte ihre bessere Bearbeitung vorzüglich den Deutschen zu verdanken. Aber noch fehlt es an einer mit ächter historischer Kunst abgefaßten Kirchengeschichte, und an einer nach den Gesetzen eben dieser Kunst ausgearbeiteten „allgemeinen Geschichte der Religionen.“ — Ausschließlich unter den Deutschen hat die allgemeine Literargeschichte, seit etwa zwei Dezennien, glückliche Bearbeiter gefunden. Noch fehlt es an einer „allgemeinen philosophisch-pragmatischen Literargeschichte,“ wodurch in das ungeheure Chaos, Plan, Ordnung, und größere Gemeinnützigkeit gebracht werden würde. — Die philosophische Geschichte kann sich weder in Frankreich noch in Brittannien eines Bruckers, Meiners, Tiedemanns, Buhles, Tennemanns, rühmen. — Alle historische Hülfswissenschaften haben in der bessern Geschichtsperiode, an Licht, Ordnung, und sorgfältig geprüfter Aechtheit gewonnen. — Ansehnliche Erweiterungen haben die Geographie und Statistik durch die vielen Land- und Seereisen, durch den geschärften politischen und weltbürgerlichen Blick, und durch die Anerkennung der Vortheile der Publizität erhalten. Die allge-

meine Geographie und Statistik haben wiederum die Deutschen fast ausschließlich bearbeitet. Bei der bewundernswürdigen Erweiterung der mathematischen Wissenschaften konnte auch die mathematische Geographie nicht zurückbleiben, so wie mit der Verbesserung dieser auch die Landchartenkunde vervollkommnet werden mußte. — Die physikalische Geographie und Geogonie hat man durch die vereinte Hülfe der Geographie, der Physik, der Mathematik und Chemie, zu dem Range der Wissenschaften zu erheben gesucht. Schon viel haben mehrere Gelehrte darin geleistet; aber viel ist noch zu thun übrig.

B. Philologie — Unter diesem Namen wird hier die alte und neue Sprach- Auslegungs- und Literaturkunde verstanden. Der Verfasser rechnet sie zu den historischen Wissenschaften hin, theils weil die Sprache sich mit der Geschichte eines Volkes fortbildet, theils weil alle Sprachforschung die richtige Erklärung der Sprach-Denkmäler aus den verschiedenen Entwickelungsperioden einer Nazion zum Zweck hat. — Bis zur bessern Epoche der Wissenschaften war gewissermaßen die ganze Gelehrsamkeit — Philologie. Sobald aber Descartes, Newton, Gericke, Boyle u. a. m. den Denkern den Tempel der Wissenschaften aufgeschlossen hatten: wie war es möglich, daß die Menschen, statt die Sachen selbst zu beschauen und zu genießen, noch ferner Wortgrübeleien ergeben blieben? Laßt uns freimüthig spotten über den Ingrimm jener kleinen Geister, welche die Fortschritte des menschlichen Geschlechts nach dem Steigen und Fallen des Werths der Konjektural-Kritik berechnen, und eine, dem Wahne nach, verbesserte Lesart im Horaz einer Newtonianischen Erfindung gleich

schätzen! Selbst in den besten unserer Schulanstalten herrscht immer noch zu viel Philologie.

Nach Erwähnung der Fortschritte, welche das Studium der orientalischen Sprachen im XVIII. Jahrhundert durch Schultens, und insbesondere auch seit der Verbindung derselben mit der arabischen Sprache durch Michaelis, Herder, Eichhorn, gemacht hat, äußert der Verfasser seine Gedanken sehr freimüthig über das Studium der griechischen und römischen Sprache. Dieses, sagt er, hat in dem Maße abgenommen, als man sich von dem unendlich-ersprießlichern Nutzen der „reellen" Wissenschaften überzeugt hat, und als die Kultur der neu-europäischen Idiome durch den unvergleichbar größern Reichthum an vortrefflichen, (unserer Denkart, unsern Sitten, und unsern ganzen Verhältnissen weit mehr anpassenden,) Werken jeder Gattung die Geister auch nothwendig mehr an sich zog. Dennoch haben wir im XVIII. Jahrhundert in den Vortrag der alten Sprachen mehr Philosophie, in die Auslegung der Alten mehr Geschmack, und in die Konjektural-Kritik mehr Bescheidenheit gebracht. Daher sind auch die Ausgaben von den Alten, und die Kommentare zu diesen Ausgaben, wie sie uns Heyne, Schütz, Wolf, Mitscherlich u. a. geliefert, nicht nur vortreffliche Seitenstücke zu den Ausgaben der besten älterer Kritiker, sondern die neuern Werke schmückt auch der Vorzug einer feinern Philosophie und tiefer eindringenden Aesthetik. — Der wesentlichste Gewinn, welchen das XVIII. Jahrhundert in der Sprach- und Auslegungskunde der griechischen und römischen Schriftsteller gemacht, scheinen die vortrefflichen Uebersetzungen zu seyn, welche, besonders die deutsche Literatur, von den Meisterwerken der Alten aufgestellt hat. Kein

kritischer und kein ästhetischer Kommentar kann, troß den entgegengesetzten Ueberredungen armseliger Wortkritiker, eine vollständigere Idee von dem griechischen oder römischen Original geben, als eine wohlgerathene Uebersetzung — Die griechische und römische Literaturkunde hat in der artistischen Gattung in dem XVIII. Jahrhundert vorzüglich gewonnen durch Christ, Ernesti, Winkelmann, Heyne, Böttcher ꝛc. und einige Ausländer. — Mythologie, über welche wir Deutsche eine bis ins Lächerliche gehende Menge von Hand- und Lehrbüchern besitzen, ist von dem verstorbenen Moritz, einige abentheuerliche Erklärungsarten und Kunstschwärmereien abgerechnet, am richtigsten beurtheilt worden, als ein sonderbares Gemisch von alter Geschichte, Physik, und kindischen Naturbegriffen, von spielender Phantasie der Künstler und Dichter in den rohern und gebildetern Zeitaltern. Hier alles bestimmt zu sondern, und bis zur klaren Gewißheit zu bringen, kann nur philologische Aufgeblasenheit sich überreden. — Die sorgfältige Kultur der neuern Sprachen ist eine schöne Frucht des XVIII. Jahrhunderts: worüber freilich die gewöhnlichen Philologen eben so grimmig schmollen, als der philosophische Weltbürger sich darob herzlich erfreut.

5. Abschnitt. Geschichte der positiven Wissenschaften — Dahin rechnet der Verfasser Rechtsgelehrsamkeit und Theologie.

In beide Wissenschaften war, weil sie sich weder aus der bloßen Vernunft, noch unmittelbar aus der Erfahrung zusammenbilden, eine chaotische Masse von zweck- und vernunftwidrigen Lehrsätzen eingeführt worden. Beide Wissenschaften von diesen Lehrsätzen zu reinigen, und an ihre Stelle angemessenere zu stellen, war ein wesentlicher Theil der Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts.

A. Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit. Im Anfange des Jahrhunderts waltete in der Rechtsgelehrsamkeit, wie in der Gelehrten-Welt überall, Scholastik, gezierte Citazionssucht, und steife Anhänglichkeit an alte Kommentatoren. Bald ergoß, in Deutschland wenigstens, die Wolfische Demonstrirsucht ihre Fluthen auch in diese Wissenschaft; ward aber doch bald durch den bessern philosophischen Geist eines Montesquieu, Beccoria, Filangieri, Sonnenfels, glücklich verdrängt. Die Rechtsgelehrten lernten auf einmal ihre Ideen in die Region des Allgemeinen erheben, und das, was nach einem mehrere Jahrhunderte durchdauernden Schlendrian gewesen, mit dem vergleichen, was nach vernünftiger Zweckmäßigkeit und nach dem veränderten Zeitbedürfniß seyn sollte und seyn könnte. Friedrich II., Leopold von Toskana, zum Theil auch Katharina II., machten, so wie das Beispiel eines von Carmer, Suarez, Klein, einen gewissen allgemeinen Geist der Gesetzverbesserung rege — Das römische Recht ward nun da, wo das Studium der Landesgesetze der vorzüglichste Gegenstand der Bearbeitung geworden war, ziemlich vernachläßigt — Das deutsche Privatrecht ward im XVIII. Jahrhundert zu einer eigentlichen Wissenschaft erhoben — Das Lehnrecht, das kanonische Recht, das Wechselrecht, alle diese Rechte gewannen an Vollkommenheit. — Das Naturrecht, mit Inbegriff des allgemeinen Staats- und Völkerrechts, hat, wenigstens seit dem Aufblühen des Kantischen Systems, an wissenschaftlicher Form und fester Begründung, wenn auch nicht an innerm Gehalt, gewonnen — Das deutsche positive Staatsrecht bearbeitete insonderheit Moser mit rastlosem Eifer — Das peinliche Recht ward, wenigstens in Deutschland,

im Anfange des XVIII. Jahrhunderts durch des Thomasius kühne Bestrebungen von den entehrenden Hexenprozessen gereiniget. Einige Dezennien nachher machten die Schriften eines Beccaria und Voltaire über die Mängel der peinlichen Gerichtsbarkeit einen heilsamen Eindruck: man schaffte die Tortur ab, milderte die Halsgerichts-Ordnung, und erkannte seltener die Todesstrafen zu.

(Zu wünschen ist es, daß die Sensazion, welche Howard's wichtige Bemerkungen über die Gefängnisse und Einrichtung der Zuchthäuser gemacht haben, nicht wieder erstickt, sondern immer wirksamer und allgemeiner werde. Wie viel würde der Staat und die Menschheit dabei gewinnen! Mit Freuden habe ich gesehen, das Herr Wagnitz die Aufmerksamkeit der Staatsverwalter auf diesen Punkt erhalten will.)

Endlich ist auch für die praktische Rechtswissenschaft, hauptsächlich in Deutschland, viel geleistet worden.

B. Theologie. — Hier ist bloß von der wissenschaftlichen Bearbeitung derselben die Rede. Bis fast in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts blieben die beiden Hauptzweige der Gottesgelahrheit, Bibelerklärung und Kirchengeschichte, sehr vernachläßigt. Unüberwindlicher Glaube des Lutheraners an die symbolischen Bücher, des Zwinglianers an die Beschlüße der Dordrechter Synode, oder an die Helvetische Konfession, des Katholiken an die für immer festgestellten Dogmen der Kirche — vertrat damals die Stelle der Exegese. Kenntniß der abweichenden Dogmen der neuern Religionspartheien zog die Theologen mehr an, als die, freilich schwierigere, Kenntniß der Kirchengeschichte. Geist der Polemik entfernte die erhitzten Gemüther immer wei-

ter von dem Geist unpartheiischer Prüfung und Untersuchung. Unterdessen würde durch das, mit Ausschluß des Arabischen, eifrig betriebene Studium der morgenländischen Sprachen die bessere Exegese noch mehr gewonnen haben, wenn nicht Mystik und herrschendes Kirchen-System das Auge der Bibelerklärer zu sehr umhüllt hätte. Aber eine verbesserte Gestalt erhielt die Theologie in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, nachdem man die Grundsätze aller Bücher-Auslegung und Erklärung, z. B. der griechischen und römischen Schriftsteller, auch auf die heiligen Urkunden der Christen übertrug; nachdem man kühn genug geworden, auch in der Bibel falsche Lesarten zu entdecken; nachdem man der Geschichte der heiligen Urkunden selbst unbefangen nachforschte; nachdem man sich von der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Kirchenväter überzeugt hatte; nachdem man durch das unaufhörliche Reiben des Protestantismus und Katholizismus gegen einander, gelernt, daß die symbolischen Bücher nicht die Gränzsteine der theologischen Wahrheit seyn könnten; nachdem man endlich einen Moses als Gesetzgeber, einen David als Dichter, die Propheten als die Demagogen in einer monarchisch-theokratischen Regierung, die Lebensgeschichte Christi als die Nachahmung eines alten Propheten-Lebens, ihn selbst als den Stifter einer neuen Religion, und seine Apostel als die Fortpflanzer einer von ihnen nicht immer ganz verstandenen Lehre anzusehen gewohnt ward. — Durch den Mißbrauch des kritischen Systems haben viele Theologen angefangen, sich vor den Augen der ernsten Denker fast lächerlich zu machen, theils durch die Vernichtung alles Offenbarungsglaubens, der, selbst nach Kant's Geständniß, durch

keine Vernunftgründe widerlegt werden kann, theils durch die Uebertragung der Kantischen Kunst-Moral in die öffentlichen Vorträge für das Volk, theils endlich durch eine, ins Kleinliche gehende, natürliche Erklärung aller Wundergeschichten, besonders des N. T.; welche letztere unmöglich scheint, man mag nun annehmen, das N. T. sei unmittelbar von Gott eingegeben, oder es sei das Machwerk der Unwissenheit, oder vielleicht auch des frommen Betrugs.

* * *

Der Verfasser beschließt das Werk mit folgenden allgemeinen Resultaten:

I. Das menschliche Geschlecht hat von seinen eigenthümlichen Vorstehern und Leitern, d. h. von Fürsten, Staatsmännern und Helden, (ehedem gehörten auch Priester dazu,) von je her sehr wenig Bildung erhalten: denn schlechte Staatsverfassungen, unregelmäßige Staatsverwaltungen, Kriege (und abergläubische Religionen) waren zu allen Zeiten die wesentlichsten Hindernisse dieser Bildung.

II. Dennoch wirkt nichts so schnell und kräftig auf die Verbesserung der übrigen Kulturgattungen als die Verbesserung der politischen; wie die Beispiele Heinrichs IV., Friedrichs II. und andere ähnliche, beweisen. Auch haben wir oben (s. das 1ste St.) die Gründe angegeben, warum ohne politische Kultur jede andere nur schwer gedeihen kann.

(Nichts, als eben dieser mächtige Einfluß der politischen Kultur auf alle übrigen Kulturgattungen, und durch diese auf die Ausbildung der Menschheit selbst, kann wohl eindringlicher die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Prinzen-Erziehung,

und einer weisen Erziehung der vornehmern Stände überhaupt, beweisen. Locke, Muratori, Abbt, Basedow, Ehlers, haben viele vortreffliche Rathschläge dazu gegeben; wird man sie im XIX. Jahrhundert wohl befolgen?)

III. Die schönsten Fortschritte in seiner Ausbildung verdankt das Menschengeschlecht theils seinen natürlichen Anlagen, theils gewissen zufälligen Erfindungen und Begebenheiten, z. B. der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Entdeckung der neuen Welt, der großen Kirchenreformazion.

IV. Wenn auch die politische Lage des Menschengeschlechts immer noch wenig verspricht (besonders auch, da noch keine tröstliche Aussicht auf gütliche Beilegung der Völkerstreitigkeiten nach Grundsätzen des Rechts, noch kein Mittel zur Ausrottung der für Sittlichkeit und Menschenwohl gleich verderblichen Pest, der unaufhörlich sich erneuenden Kriege, vorhanden ist;) so ist doch die Verbesserung derselben, auch ohne alle absichtliche Mitwirkung der Fürsten und Staatsmänner, von der Vermehrung des Kunstfleißes, von dem unaufhörlichen Wachsthum der Wissenschaften, von der immer ausgedehntern Verbreitung der Humanität und des Geschmacks, gewiß zu erwarten. Wenigstens müssen die Staatsverwaltungen, die für das Heil der Gesellschaft viel einflußreicher, als die Staatsverfassungen sind, durch die Fortschritte der technischen, intellektuellen und moralischen Kultur, nothwendig verbessert, ja, selbst in Hinsicht auf die Verfassungen, müssen der Laune und Willkühr der Volksbeherrscher immer engere Gränzen gesetzt werden. Denn durch immer allgemeinere und richtigere Anerkennung der Würde und der Rechte der Menschheit, durch Einführung immer besserer

und sicherer Grundsätze in die Staatswirthschaft, in die Gesetzgebung und Gesetzverwaltung, werden, wie überhaupt durch jede bestimmtere Ordnung der Dinge, Laune und Willkühr der Herrscher beschränkt.

V. Die moralische Kultur kann bei allen Fortschritten der übrigen Kulturgattungen immer nur negativ bleiben, d. h. sich nie weiter, als auf die Zurückhaltung des Ausbruchs des Bösen erstrecken. Denn die reine, allein ächte (kategorische) Sittlichkeit bleibt, in jeder Periode menschlicher Entwickelung, dem freigeschaffenen Individuum überlassen. Doch wird diese eigentlich „positive" Sittlichkeit durch jene negative, obschon nicht nothwendig, vorbereitet.

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Zu diesen Resultaten setze ich noch folgende drei:

I. Der gefährlichste Feind aller wahren Moralität scheint in unserm Zeitalter „Ueberfeinerung" zu seyn, d. h. jene Geist und Herz des Menschen gleich entehrende Denkart, nach welcher man den Werth des Menschen in Tugendartigkeit, nicht in die Tugend selbst, setzt, und Aufklärung und Kultur nur in sofern zu achten pflegt, als sie neue Mittel und Künste Vergnügungen zu schaffen oder zu genießen, herbeizuschaffen weiß, kurz, wobei man das Schöne ungleich höher, als das Wahre und Gute achtet, den Mann, der unsere Phantasie zu unterhalten weiß, höher, als den, der unsern Verstand belehrt und unser Herz auf das Gute hin richtet. Das ist der unglückliche Zeitpunkt, wo der Sinn, mit Wenigem zufrieden zu seyn, ganz verloren

gegangen zu seyn scheint, wo Armuth für Schande, *) Reichthum für Ehre, und glänzender Aufwand (sollte er auch von erborgtem Gelde gemacht werden,) als Verdienst angerechnet wird. Gewissenhaftigkeit im Erwerbe der Mittel sinkt dann in den Augen des großen Haufens bis zum Lächerlichen herab; ein ewiger Wettstreit, einander an üppigem Aufwande zu übertreffen, beschäftiget aller Herzen und Sinne. Den höhern Ständen ahmen die geringern Volksklassen bald nach; diese sind in der Wahl der Mittel zur Befriedigung ihrer erkünstelten Bedürfnisse noch weniger bedenklich, überhören noch leichter die Stimme der wahren Ehre und des Gewissens, und schmachten, wie jene, mitten im Genuß nur immer nach neuem Genuß. So stürzen sich beide, von der Sucht nach Vergnügen bethört, bald oder spät, der Unsittlichkeit, der selbst verschuldeten Verarmung, und dem selbst geschaffenen Elend in die Arme, und endigen damit, daß sie das Leben unerträglich finden, selbst die Kraft zum Guten verlieren, und an sich selbst verzweifeln.

II. Der Zweck, welchem das Menschengeschlecht durch seine, obgleich langsamen, Fortschritte immer näher gebracht zu werden scheint, ist eine immer ausgedehntere Gemeinschaft der Völker unter einander, und die dadurch nothwendig zu bewirkende Vereinigung und Zusammenschmelzung derselben in eine einzige große, aber aufgeklärte Familie, welche immer freier von den Hindernissen wird, die ihrer sittlichen Bildung im Wege stehen.

III. Europa fühlt seinen traurigen Zustand, es klagt und seufzt unter dem Druck des herrschenden Zeitgeistes; aber ohne

*) Man denke nur an die Namen: armer Schelm, armer Teufel ꝛc.

entweder die wahre Ursache davon zu kennen, oder ohne Muth genug zu haben, sie wegzuschaffen; und diese ist keine andere, als die Ueberfeinerung. Da man gleichwohl den Ursachen des allgemeinen Elends und der allgemeinen Klagen nachforschte, und bald auf diese, bald auf jene Ursache herumrieth; so ist es eben nicht zu verwundern, wenn manche entweder eingeschränkte Geister, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, im Trüben fischende Seelen, auch auf den seltsamen Einfall geriethen, eine allzu große Masse von Aufklärung als die Ursache der Verschlimmerung der Sitten anzusehen. Möchten doch die, die in ihres Herzens Einfalt (denn eigennützige, auf Betrug ausgehende Seelen dürfen nicht widerlegt, müssen nur der Bestrafung ihres eigenen Gewissens überlassen werden) über zu viele und zu allgemeine Aufklärung zürnen, nur ein Mahl ernstlich die Natur und Bestimmung des Menschen, als eines vernünftigen, folglich auch nur durch Vernunft zu regierenden Wesens, in Erwägung ziehen, oder den Begriff der Aufklärung sich entwickeln, oder die Geschichte um Rath fragen: so würden sie überall die Antwort erhalten, daß nicht zu viele, sondern zu wenige, nicht zu allgemeine, sondern zu eingeschränkte, und eben deswegen sehr übel gerichtete, Aufklärung die Wurzel alles Unglücks und aller Sittenverschlimmerung sey. Sehr gut sagt ein über das Interesse der Menschheit wirklich aufgeklärter Schriftsteller: *) „Man glaubt den Verstand fürchten zu müssen, „da es doch nur Leidenschaften sind, mit welchen wir im Kampfe „stehen. Und es ist heut zu Tage nichts seltenes, den Men-

*) s. Ueber die Wiederherstellung der Jesuiten von P. Ph. Wolf. Leipzig und Lucern, 1800.

„ſehen weit eher ihre Laſter, als den Gebrauch ihrer Vernunft „verziehen zu ſehn.“ Wenn Gott den Menſchen, auch den geringſten, Vernunft, Freiheit, Sinne und Verſtand ſchenkte; wenn er ihnen mit der Vernunft, ohne Ausnahme, zugleich das Gebot gab, ſich nie als bloßes Werkzeug zu beliebigen Zwecken anderer weder ſelbſt zu betrachten, noch von andern ſich behandeln zu laſſen; wenn jedem die heilige Verbindlichkeit obliegt, ſeine geiſtigen Kräfte auszubilden; wenn Veredelung ſeiner Natur, und immer reinere Tugend, ſeine unläugbare Beſtimmung iſt; wenn dieſe Veredelung und Vervollkommnung ſeines ganzen Weſens ſein eigenes Werk, das Werk ſeiner freien, ſich ſelbſt beſtimmenden Thätigkeit, nicht das Werk fremder Macht und Gewalt ſeyn darf; wenn ihm Rechte zuſtehen und Pflichten obliegen, wenn er jene erhalten und gebrauchen, dieſe gewiſſenhaft erfüllen, wenn er überhaupt ſo viel Gutes thun und wirken ſoll, als es ſeine Kräfte und Verhältniſſe nur erlauben; ſo muß es ja auch Pflicht für ihn ſeyn, nach einer immer deutlichern, immer vollſtändigern Erkenntniß jener und dieſer zu ſtreben; ſo darf er ſich durchaus nicht blind und ohne eigenes Denken von andern leiten laſſen; darf nicht zum bloßen Werkzeuge ſich ihnen hingeben; muß überall ſchärfer und richtiger ſehen lernen; und es iſt Verſündigung an dem Schöpfer vernünftig-freier Weſen, ihnen die Gelegenheiten und nothwendigen Mittel zur Erwerbung und Verbeſſerung ihrer Erkenntniß vorzuenthalten, zu erſchweren, oder, welches einerlei iſt, das Gefühl ihrer Menſchenwürde in ihnen zu erſticken. Unter den allgemeinen Menſchenpflichten iſt alſo die Pflicht, ſich aufzuklären, eine der weſentlichſten, iſt weder auf

gewisse Zeiten, noch auf gewisse Länder, noch auf gewisse Geschlechter, Stände, Personen, eingeschränkt; sie findet man daher auch in allen moralischen Lehrbüchern angepriesen. Denn was heißt für vernünftige Wesen, wie der Mensch ist, „sich aufklären"? Eigentlich gewiß nichts anders als: Ueber Menschennatur und Menschenleben immer reiflicher und tiefer nachdenken, nach immer hellern Einsichten und Begriffen von Bestimmung des Menschen und des Bürgers, so wie von den Kräften und Mitteln beide zu erreichen, streben, um, diesen hellern Einsichten und Begriffen gemäß, desto sicherer und richtiger als moralischer Mensch und guter Bürger handeln zu können. *) Kein Vorurtheil kann demnach der menschlichen

*) Wenn eine Menge Schwindelköpfe „des Christenthums unwürdige Lehren" gleichwohl „für christliche Lehren" ausgäben, (wie denn dieses der Fall nicht so gar selten in der Welt gewesen ist,) würde man es wohl recht und billig finden, wegen des Unfugs, den jene Schwindelköpfe mit dem Christenthum trieben, die christliche Lehre selbst zu verschreien, und vor allen Christen ohne Unterschied, als vor den verderblichsten Verführern, zu warnen? Warum erlaubt man sich gleichwohl ein solches ungerechtes Verfahren in so vielen andern Fällen, wo man die Frechheit, womit ein Haufen verworrener Köpfe mit einem ehrenvollen Namen (z. B. Freidenker, Patriot) sich brüsteten, zu einem hinlänglichen Grunde machte, auch den durch den gemißbrauchten Namen eigentlich bezeichneten Gegenstand als schädlich und verächtlich darzustellen? So verwandelte man auch — es sey nun aus Unverstand, oder böslicher Weise — die Namen „Aufklärer und Aufklärung", welche, troz allem Mißbrauch, an ihrer Heiligkeit nichts verlieren können, in verdächtige, ja gar in schimpfliche Namen. Ich gebe zwar gern zu, daß verworrene und gemeiniglich von heftigen Leidenschaften hingerissene Aufklärer unter der zahllosen Menge ähnlich-verworrener und leidenschaftlicher Menschen leicht ganze Schaaren von Anhängern finden; aber nur eben um desto nothwendiger bleiben die Bemühungen ächter Aufklärer, und die Richtung des Volks zu wahrer Aufklärung hin. Diese Richtung läßt sich aber nicht durch gewaltsame Mittel,

Natur widerstreitender und feindseliger seyn, als der Wahn, das Wohl der Menschheit könne auf keine Art besser befördert und sicher gestellt werden, als wenn man, wenigstens die geringern Volksklassen, also den bei weitem größten Theil der Menschheit, zu ewiger Unwissenheit, Geistesfinsterniß, und Menschenlosigkeit verdammte. Mit dem, was uns die Betrachtungen der Natur des Menschen und der Aufklärung lehren, steht die Aussage der Geschichte in völliger Uebereinstimmung. Sie zeigt nicht nur, wie vergeblich alle Bemühungen waren, einmal aufgekeimte Aufklärung zu unterdrücken; (sehr belehrend ist über diesen Punkt des meinem Herzen so verehrungswürdigen Herrn Geheimen Justizrath Heyne Programm: Litterarum bonarum studia, tanquam imperiis infesta, perperam proscripta. Gotting. 1794. deutsch, unter dem Titel: Sind die Wissenschaften den Regierungen gefährlich, und sind sie jemals mit Recht aus den Staaten verbannt worden? Leipzig, 1796. 8.) sondern sie zeigt uns auch, daß die besten Regenten nicht nur selbst die aufgeklärtesten waren, sondern auch Aufklärung unter ihr Volk möglichst zu verbreiten suchten. Wie kam es denn, daß gerade solche Regenten von ihrem Volke, von ihren Zeitverwandten, von der Nachwelt, am meisten geliebt, gepriesen, und verehrt wurden? wie kam es, daß gerade unter ihren Regierungen Ruhe und Zufriedenheit herrschten, und an keine gewaltsamen Empörungen und Revoluzionen gedacht ward?

auch nicht durch Vernachlässigung und Ertödtung der menschlichen Natur erzwingen, sondern nur durch Unterricht und Ueberzeugung bewirken: man müßte denn behaupten wollen, es sey gut, aller Menschen Augen immer verbunden zu erhalten, damit sie nicht so viel Böses in der Welt sehen könnten.

Will man nun immer noch fortfahren, Aufklärung zu verläumden, und sie für die Hauptquelle der Uebel, die unser Zeitalter drücken, auszugeben? „Aufklärung schadet“ das läßt sich nur unter einer einzigen eben so thörichten als ungerechten Voraussetzung behaupten, nämlich dann, wenn man unter Aufklärung etwas versteht, was dieses ehrwürdigen Namens ganz unwerth, was wahrer Aufklärung geradezu widerstreitend ist. Wahre Aufklärung verlangt, daß man der immer allgemeiner sich verbreitenden Ueberfeinerung, der Sinnlichkeit, Ueppigkeit, Zerstreuungssucht, der Gleichgültigkeit in moralischen und religiösen Dingen auf der einen Seite, und der Verfolgungssucht und Anfeindung wegen bloßer Meinungen auf der andern, der falschen Schaam, gute Grundsätze freimüthig vor den Menschen zu bekennen, der beständigen einseitigen Kultur der untern Seelenvermögen, (der Phantasie und Empfindung, des ergötzenden Witzes und der scherzhaften Laune,) der Vernachlässigung der höhern Denkkräfte, dem Egoismus, dem Eigendünkel, der aufblähenden Vielwisserei, *) aus allen Kräften entgegen arbeite:

*) Ich kann mich nicht zurückhalten, vorzüglich jungen Lesern folgende Stelle aus A. W. P. Möllers, (D. und Prof. der Theologie zu Duisburg) lehrreichen Schrift „Zur Beförderung der Nutzbarkeit des Predigtamts und des theologischen Studiums“ 1. B. 1793. S. 38. u. f. zur Beherzigung zu empfehlen. „Ein großer Theil von Jünglingen, die zu Gelehrten sich bilden wollen, macht früh schon eine überhäufte, regellose, vermischte, flüchtige Lektüre zu einer Hauptbeschäftigung. Man hält es für ruhmvoller, für belesen gehalten zu werden, und in gesellschaftlichen Cirkeln über jede literarische Erscheinung mitreden zu können, als in dem einzelnen Hauptfache, welchem man sich zunächst gewidmet hat, etwas reelles zu leisten. Jenes giebt Gelegenheit überall zu glänzen, da letzteres nur von wenigen, die von demselben Fache sind, erkannt und geschätzt wird. So ergiebt man sich jener planlosen Leserei, wobei man über die meisten wissenschaftlichen

wahre Aufklärung fordert, daß man alles, was man nur kann, beitrage, daß die Würde, so wie die natürliche Freiheit und Rechtsgleichheit der Menschen, immer richtiger und immer allgemeiner anerkannt, daß das wahre Verdienst eines Menschen nicht nach Ordensbändern, Sternen, Kreuzen, Titeln, Rang, Stand, Reichthum und Macht, selbst nicht nach großen Geistestalenten, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, verfeinertem Geschmack, sondern einzig und allein nach dem aufrichtigen und

Fächer und die Tagesgeschichte der Literatur herumflattert. Der weite Spielraum immer neuer und fremder Ideen, die im bunten Gemische, gleich einem Schattenspiele, vor der Seele vorüberziehn, gefällt und vergnügt, und verleitet zu dem täuschenden Selbstbetruge, daß man hiedurch die zu einem Gelehrten so nöthige Wißbegierde, die doch nichts anders, als Neugierde ist, befriedige, und in steter pflichtmäßiger Thätigkeit sei, obgleich sie nur ein geschäftiger Müßiggang ist. Mit festem unverrücktem Blicke stets sein Hauptfach im Auge zu haben, alles andere darauf zu beziehen, ganz darin zu leben, und es zum Lieblingskinde seines Geistes zu machen, erscheint als eine gar zu enge kleine Sphäre; das sogenannte Brodstudium wird, bei seiner finsterscheinenden Miene, weniger geachtet, und unvermerkt darin etwas gesucht, mehr von andern Dingen, als gerade von diesem zu wissen. So wird die Zeit zum Studium des Hauptfachs, für welches das Leben ohnedieß zu kurz ist, noch immer mehr eingeschränkt, die dazu erforderliche Kraft und Thätigkeit, die ganz darauf koncentrirt seyn sollte, durch ihre Verbreitung auf so viele Nebendinge, geschwächt, und das so nöthige Interesse dafür erstickt, da dieses nur aus einem tiefern Eindringen in dasselbe erwachsen kann. Die Begriffe liegen in dunkler Verworrenheit, weil man nur immer für ihre Vermehrung, nicht für ihre Ordnung sorgt, mehr einsammelt, als nachdenkt; auch können sie sich aus dieser Verworrenheit nicht erheben, da nirgends ein fester Punkt ist, an welchem sie sich anknüpfen, und wodurch sie sich in einen Zusammenhang bringen ließen. Oberflächlichkeit, Halbwisserei, Wankelmuth und Unbeständigkeit in Grundsätzen, Unfähigkeit zum Ausdauern bei einem Gegenstande, Unlust zu allem angestrengten Nachdenken, sind unausbleibliche Folgen davon, deren Schade unübersehbar ist.“

ununterbrochenen Bestreben aus reinen Absichten Gutes zu schaffen, bestimmt und geschätzt werde: wahre Aufklärung fordert, daß man alle mögliche Mittel, Wege und Gelegenheiten aufsuche, herbeischaffe, verbreite und benutze, wodurch die Menschen in den Stand gesetzt werden, alles, was ihre wahre Glückseligkeit befördert, oder was die Unterwerfung ihres Willens unter die Gebote der Vernunft begünstiget, immer richtiger und vollständiger zu erkennen, ihre Gefühle immer mehr zu vergeistigen, und das erkannte Gute immer freier zu üben: wahre Aufklärung fordert, daß man nichts so sehr verabscheue, als was sie hemmen, entstellen, oder ganz unmöglich machen kann. Will nun jemand gerade das, was von der Stimme wahrer Aufklärung gemißbilligt, verboten, verdammt wird, Aufklärung nennen, um alle Aufklärung als gefährlich zu verschreien, so werden ihm dieses freilich alle die Dank wissen, deren Trägheit oder Eigennutz dabei ihren Vortheil findet; aber gewiß macht er sich durch diese muthwillige Begriffsverwechselung an dem Interesse der ganzen Menschheit schuldig, er erniedriget sich bis zu einem nichtswürdigen Verräther des menschlichen Geschlechts, der Wahrheit und der Tugend zugleich. *) Zwar wird ein verständiger Mann nichts dagegen haben, wenn man zwischen wahrer und After-Aufklärung unterscheidet; nichts dagegen haben, wenn man diese letztere als ein abscheuliches Ungeheuer darstellt, das oft der Unwissenheit, dem

*) Eine der neuesten und schätzbarsten Schriften über wahre und falsche Aufklärung, nebst einigen guten Rathschlägen, wie wahre Aufklärung zu befördern sei, ist J. L. Ewald's Schrift: „Ist es rathsam, die niedern Volksklassen aufzuklären“? Leipzig und Gera, 1800.

Irrthum, der (nicht selten auch frommen) Einfalt, öfter noch der Vielwisserei, dem Egoismus, der aufbrausenden Leidenschaft, oder auch der Ueberfeinerung, sein unseliges Daseyn verdankt; wird es billigen und sich freuen, wenn sich recht viele Männer von Einsicht vereinigen, welche, gleich bedächtigen und menschenliebenden Aerzten, die Krankheiten ihres Jahrhunderts zu lindern oder zu heilen suchen; aber ein edler Unwille wird ihn ergreifen, wenn er sieht, daß man unter dem Vorwande, keine After-Aufklärung zu dulden, alle Aufklärung zu unterdrücken und, daß ich so sage, des Landes zu verweisen sich bemüht. In der That das heißt, den Patienten tödten, damit er fernerhin nicht krank seyn oder werden könne.

Aber, könnte jemand noch fragen, steht es wohl je zu hoffen, daß wahre Aufklärung allgemein, und das Menschengeschlecht dadurch so beglückt werde, als uns dieses gutmüthige Kosmopoliten in einer Art von süßer Schwärmerei so gern überreden möchten? Ist es nicht thöricht, auf ein Ziel hinzuarbeiten, von welchem man zum Voraus sieht, daß man es nie erreichen werde? — Ich antworte: Es ist allerdings wahr, daß die Bestimmung des Menschen nur so weit reicht, daß er an seiner Vervollkommnung arbeite, aber nicht so weit, daß er sie erreiche; allein dieses ändert in der Sache nichts. Die ohn' Unterlaß von uns selbst an uns gerichtete Forderung, nach Vervollkommnung zu streben, ist nicht weniger heilig, nicht weniger dringend, als sie es seyn würde, wenn Erreichung vollendeter Vollkommenheit selbst von uns gefordert werden könnte. Wie? weil es uns nicht vergönnt ist, die Wahrheit

überall in ihrem reinsten Glanze zu sehen, Glückseligkeit im vollsten Maaße und ununterbrochen zu genießen, und einer ganz fleckenlosen Tugend uns rühmen zu können, deswegen wollten wir lieber gar nicht weder nach Wahrheit, noch Glückseligkeit, noch Tugend streben? Würde man wohl einen Menschen, der so dächte, so handelte, für einen verständigen und guten Menschen halten?

Man könnte ferner sagen: Woher aber und wozu die so große Einschränkung der menschlichen Kräfte? wozu die langsamen Fortschritte? wozu die unzähligen Hindernisse der Veredlung der Menschheit? wozu so viel Irrthum, so viel Elend, so vieles Laster? wozu überhaupt so viele Uebel auf Erden? — Welcher Sterbliche ist im Stande, diese Fragen bis auf den Grund zu beantworten? Aber so wenig wir sie zu beantworten im Stande sind, so können wir doch aus der Betrachtung eben dieses unsers eingeschränkten Wesens großen und vielfältigen Nutzen ziehen. So viel wissen wir, daß unsere Kräfte durch jene Hindernisse, Unvollkommenheiten und Uebel desto mehr zur Thätigkeit aufgefordert werden, daß unsern zügellosen Leidenschaften dadurch ein Damm entgegengestellt, daß die Aufmerksamkeit auf unsere Fehler dadurch geschärft, und unser Blick gleichsam mit Gewalt vom Vergänglichen auf das Unvergängliche, vom Sichtbaren auf das Unsichtbare, hingerissen wird: So viel wissen wir, daß alle auf Erden verbreiteten Uebel die sichersten Beweise sind, daß unsere höchste Bestimmung nicht in der bloßen Befriedigung unserer sinnlichen Wünsche bestehen, daß unser irdischer Aufenthalt nicht das äußerste

Ziel unsers Daseyns seyn könne. — Lasset uns also in die Schranken unserer Natur uns finden! nicht kleinmüthig über unser Loos klagen! lasset uns vielmehr mit edelm Stolz einer Natur uns erfreuen, die, bei allen ihren Schwächen, uns nie zu sagen erlaubt: „Wir haben des Guten schon genug gethan!" die uns in jedem Augenblick unsers Daseyns zuruft, „des Guten noch mehr zu thun."

IX.

Essays on Philosophical Subjects. By the late Adam Smith.

(Fortsetzung.)

Der erste Grundsatz der Smith'schen Theorie ist der: Handlungen anderer, nicht eigene, sind der erste Stoff moralischer Urtheile. Solche, die wir über unser eigenes Verhalten fällen, sind nur Anwendungen, Reflexe der über fremde Handlungen gefällten Aussprüche. Demnach faßt das Werk 2 Theile. Der erste zeigt, wie wir über fremde Handlungen urtheilen lernen. Der 2te, wie diese Urtheile, auf uns selbst bezogen, das Pflichtgefühl bilden. Jedes moralische Urtheil besteht aus 2 Hauptelementen: 1) der Wahrnehmung des Rechts oder Unrechts im Verhalten; 2) dem Begriff des Werths oder der Unwürdigkeit des Handelnden. (Was die Englischen Moralisten sonst Rectitude nannten, das nennt Smith Propriety; unser Wort, „Rechtmäßigkeit" drückt wohl beides aus.) Die Art und Weise, wie wir zu den Begriffen des Rechts und des Verdiensts und zu den entgegengesetzten gelangen, erläutert Smith durch folgende Sätze: 1) Nur aus eigener Erfahrung können wir uns

eine Vorstellung von dem machen, was bey einer Gelegenheit in der Seele des Andern vorgeht. Zu dem Ende versetzen wir uns in seine Lage, um etwas dem Aehnliches zu empfinden, was er empfindet. Diese Verwechselung der Stellen in der Einbildungskraft ist die Quelle des Antheils, den wir an Andern nehmen. Sehen wir z. B. Jemanden auf das Bein oder den Arm schlagen, so fahren wir zusammen, und ziehen unsern Arm, unser Bein zurück; trift der Schlag, so haben wir an demselben Gliede eine leise Mitempfindung. Der gemeine Zuschauer dreht und biegt seinen Körper nach allen Wendungen, wodurch der Seiltänzer das Gleichgewicht zu erhalten strebt. So erregt jede Gemüthsbewegung, die wir an andern wahrnehmen, verwandte Empfindungen in unsrer Seele. Diese Anlage nennt Smith Sympathie, oder Mitgefühl. Er gesteht, Sympathie entspringe bisweilen blos aus dem Anblick der Gemüthsbewegung eines Andern, aber doch insgemein aus dem Anblicke der Lage, welche eine dergleichen Gemüthsbewegung veranlaßt und rechtfertigt. 2) Jedes Mitgefühl zwischen 2 Personen ist beiden angenehm. Denn jede bemerkte Harmonie erregt Vergnügen. 3) Wenn der Zuschauer so auf ähnliche (obgleich nicht auf gleiche) Art affizirt wird, wie ein Andrer, so billigt er dessen Gemüthsbewegung als rechtmäßig und ihrer Ursache angemessen. Nur Zerstreuung, Unachtsamkeit, einseitige, oberflächliche Ansichten fremder Lagen können hier Ausnahmen machen. Von der Angemessenheit einer Gemüthsbewegung zu ihrem Gegenstande kann ich nur alsdenn urtheilen, wenn ich mich in dieselbe Lage setze, etwas Aehnliches fühle. In der Wahrnehmung dieses Zusammentreffens liegt der Grund

der moralischen Billigung. — 4) Obgleich unser Mitgefühl mit dem Gefühle des Andern, der Art nach, übereintrift, so ist es doch, dem Grade nach, davon verschieden. Um aber das Vergnügen der Sympathie zu erzielen, lehrt die Natur den Zuschauer, durch Anstrengung sein Gefühl zu der Höhe des fremden hinaufspannen, so wie sie auf der andern Seite den Leidenden antreibt, seine Leidenschaft zu dem Gefühle des Zuschauers herabzustimmen, um beide, wo möglich, in das Gleichmaaß zu setzen.

5) Auf diesem doppelten Streben nach Gleichgewicht der Empfindung beruhen die Anlagen zu 2 verschiedenen Tugenden: Auf dem Streben des Zuschauers, die sanften, wohlwollenden Eigenschaften, Menschlichkeit, Nachsicht, Theilnahme. Auf das Bestreben des Leidenden, seine Empfindungen zu mäßigen, gründen sich die erhabenen Tugenden der Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung, Behauptung der Würde und Selbstständigkeit der Vernunft.

Der Ausdruck unserer Empfindung muß sich in seiner Stärke nach der Geneigtheit Anderer, daran Theil zu nehmen, richten. Daher dürfen Gefühle, die in körperlichen Zuständen ihren Grund haben, nicht zu stark geäußert werden, weil der Zuschauer hier am wenigsten zu einem verhältnißmäßigen Mitgefühle gestimmt ist. Lautes Aufschreien bey körperlicher Pein empört, weil die Heftigkeit des Schmerzes sich nicht nachempfinden läßt. Bei ungeselligen Leidenschaften, wie Haß, Rache, ist die Seele des Zuschauers zwischen dem, der sie empfindet, und dem Gegenstande derselben, getheilt. Hier wird unsere Empfindlichkeit über das Verschulden des Einen, unsere Theil-

nahme an den Leiden, die er verursacht hat, gedämpft, durch die Furcht der Rache, die ihn bedroht. Hier ist es billig das Mitgefühl zu begränzen. Das Gegentheil findet bei wohlwollenden Neigungen statt, wo das Interesse an dem Handelnden und an dem Gegenstande der Handlung in eins zusammenfließt, und sich gegenseitig verstärkt. Eine Mittelklasse zwischen zerstörenden und wohlwollenden Neigungen halten die selbstsüchtigen, Gram und Freude über unser eigenes Schicksal. Ihr Uebermaaß empört den Zuschauer in demselben Grade wie Rachbegierde, weil es in keiner entgegengesetzten Mitempfindung ein Gegengewicht findet, so wie es durch keine doppelte Sympathie erhöht wird. Smith sucht zu beweisen, daß, wo kein Neid sich einmischt, das Mitgefühl an Freude immer stärker sey, als das Mitleiden; daher es leichter sei im Glücke Beifall und Theilnahme zu erregen, als im Unglücke. Hier findet er den Grund des Ehrgeizes, des Strebens nach Rang und Würde, weil Ehre und Rang uns in den Stand setzen, ein allgemeineres höheres Interesse zu erregen. Was das Gefühl des Werths und der Unwürdigkeit anlangt, so glaubt er, es beziehe sich in erster Instanz auch auf den Charakter unserer Nebenmenschen, nicht auf unsern eignen. Wir beziehen diese Worte immer auf die Wirkung, welche eine Gemüthsbewegung ihrer Natur nach hervorzubringen strebt. Ist dieses Streben wohlthätig, so scheint uns der Handelnde belohnungswürdig, ist sie zerstörend, so erscheint er strafwürdig. Dankbarkeit und Rachbegierde machen uns unmittelbar geneigt, jene, zu belohnen, diese, zu bestrafen. Sagen, daß jemand Belohnung oder Strafe verdiene, heißt so viel, als sagen, daß er für diesen oder jenen ein

Gegenstand schuldiger Dankbarkeit, oder gerechter Rache, d. h. einer solchen sei, mit welcher jeder Vernünftige sympathisiren müsse. Die Dankbarkeit erregt jedoch nur in sofern Sympathie, als derjenige, dem ein Anderer sein Glück verdankt, mit Absicht und aus guten Beweggründen handelte. Unser Gefühl für den Werth einer Handlung ist demnach zusammengesetzt a) aus der mittelbaren Sympathie mit dem, welchen sie beglückt, und b) einer unmittelbaren mit dem, welcher sie ausübte. Umgekehrt ist dieß derselbe Fall mit dem Gefühl der Unwürdigkeit Anderer. Daraus folgt, daß Handlungen einer wohlthätigen Tendenz mit den ihr angemeßnen Beweggründen das Einzige sind, was Belohnung; ihre zerstörende Tendenz aber und die Absicht zu schaden das Einzige sind, was Strafe verdient. Der bloße Mangel an Wohlwollen verdient eben so wenig Strafe, als bloße Unschädlichkeit und Beobachtung der Gerechtigkeitspflichten, auf noch andere Belohnungen, außer einem gleichen Verhalten, Anspruch geben. . . . Hier anticipirt Smith die nachfolgenden Untersuchungen über den Ursprung des Gerechtigkeitssinnes in Beziehung auf unser eignes Verhalten, — auf Selbstbilligung, und Gewissensbisse.

Wenn ich blos meinem Triebe folge, so muß meine eigene Glückseligkeit mir über alles gehen. Aber ich bin mir bewußt, daß wenn ich, jenem Triebe zufolge, mich über alle Andere setze, diese unmöglich mit mir sympathisiren können, weil ich ein Individuum bin, dem nur ein unendlich kleiner Theil des allgemeinen Interesse zufällt. Will ich mir also ihr Mitgefühl und ihren Beifall sichern, wozu mich ein heftiger Naturtrieb drängt, so muß ich meine Glückseligkeit nicht in dem Lichte ansehen,

wie sie mir, sondern in dem, in welchem sie Andern erscheint. Wenn mir jemand, ungereizt, ein Unrecht anthut; so weiß ich, daß die Gesellschaft mit mir sympathisiren werde. Beleidige ich hingegen einen Unschuldigen, der mir nichts zu Leide that, so kann ich sicher seyn, daß ich den Unwillen der Gesellschaft, (Theilnahme an seiner Empfindlichkeit) auf mich laden werde. Wenn ich, durch die Heftigkeit der Leidenschaft hingerissen, im Gedränge verschiedener persönlicher Interessen, blos das Meinige befördere, so kann ich der nachfolgenden Selbstverdammung nicht entgehen, so bald jene Leidenschaft verraucht ist. Gewissensbiß ist ein Kompositum von gefühlter Unrechtmäßigkeit unsers Verhaltens, von Schaam, von Gram über das verursachte Leiden, (oder Mitleid,) von Furcht vor Strafe, von Ahndung der Misbilligung aller vernünftigen Wesen, und vom Gefühle, daß sie gerecht sei. Ob nun zwar die Folgen unserer Handlungen von uns unabhängig sind, und nur das Motiv ihren Werth oder Unwerth bestimmt, so haben sie doch in das Urtheil über eigene und fremde Handlungen Einfluß. Klugheit, welche die Folgen berechnet, hat einen untergeordneten, aber immer für das Glückseligkeitssystem großen Werth. Ueber den Antheil, den die allgemeine Stimme den Folgen an dem Werthe der Handlung giebt, haben alle Philosophen von jeher geklagt, und doch scheint diese Unbilligkeit eine weise Veranstaltung der Natur, welche dadurch Vollkommenheit und Glückseligkeit unsers Geschlechts bezielt, zu seyn. Smith giebt nun a) die Ursachen dieser Unbilligkeit, b) ihren Einfluß, c) ihre vermuthlichen Zwecke an. Aber diese Lösung ist keines Auszugs fähig.

Aber wie kommen wir denn nun zu dem Begriffe der Pflicht? Hr. Smith giebt gern zu, daß der Tugendhafte nicht nach Lob und Beifall geize, sondern nur nach dem, was Lob verdient, nach dem Beifalle seines Gewissens strebt, und doch behauptet er, unsere moralischen Empfindungen haben immer und ewig eine geheime Beziehung auf die wirklichen oder vorauszusetzenden Empfindungen Anderer. Ein Mensch, außer der Gesellschaft auferzogen, würde eben so wenig an seinen moralischen Charakter, als an seine körperliche Gestalt denken. Der innere Richter, der uns über Tadel und Beifall der Welt erhebt, entlehnt doch einen großen Theil seiner Gerichtsbarkeit von eben dem Tribunal, dessen Sprüche er so oft nicht anerkennt.

Wenn wir in die Welt treten, möchten wir alle Menschen mit uns zufrieden sehen. Bald sehen wir, daß dieses bei der Verschlingung des sich durchkreuzenden individuellen Interesse nicht möglich sei. Um uns gegen Partheilichkeit zu sichern, setzen wir im Gedanken einen unpartheiischen Richter zwischen uns und Andere hin, nach dessen Beifall wir trachten. Zwei Veranlassungen sind es hauptsächlich, wo wir uns bestreben, (aber oft vergeblich) unser Verhalten in dem Lichte des unpartheiischen Zuschauers zu sehen. a) Ehe wir handeln. b) Nachdem wir gehandelt haben. Aber wenn wir eben handeln wollen, so verhindert die Heftigkeit der Leidenschaft oft eine unbefangene Selbstbeobachtung. Ist die Handlung vorüber, so hindert uns Selbstliebe, in die Gesinnung des kalten Beobachters einzugehen, weil wir ungern auf demüthigende Resultate stoßen. Daher der Selbstbetrug, die Quelle der meisten Vergehungen. Die

Natur schützt uns gewissermaaßen dagegen, indem sie uns lehrt aus der Beobachtung fremder Handlungen gewisse allgemeine Regeln abziehen. Manche Handlungen empören unser und aller Zuschauer Gefühl. Die Regel wird also seyn, sie zu vermeiden. Der Rachsüchtige z. B. hält vielleicht die Ermordung seines Beleidigers für einen geringen Ersatz; allein er hat aus dem Verhalten anderer abgesehen, wie abscheulich ein Mord sei, und sich deswegen zur Maxime gemacht, nie zu morden. Die Auktorität der Maxime hält die Leidenschaft im Zügel, die ihn als Vernunftwesen nie zwingen kann sein eigenes Gesetz zu überschreiten. Eine Rücksicht auf solche allgemeine Regeln nennt Smith das Pflichtgefühl. Er war, wie man sieht, der Wahrheit ziemlich nahe. Doch verwirft er den Humeschen Grundsatz der Nützlichkeit noch nicht gerade zu. Er giebt ihm zu, daß nur nützliche Eigenschaften für Tugenden gelten, daß der Beifall, den wir der Tugend zollen, durch die Vorstellung ihrer nützlichen Folgen, d. h. durch Sympathie mit dem Genuße derer, denen sie Vortheil bringt, belebt wird. Jedoch behauptet er, die Hinsicht auf Nutzen sei weder der erste noch der vornehmste Grund moralischer Billigung. „Die Quellen des Beifalls," sagt er, „den wir einer Handlung schenken, sind verschieden. 1) Wir sympathisiren mit den Beweggründen des Handelnden. 2) Wir nehmen an der Dankbarkeit dessen Antheil, den er beglückt. 3) Wir finden, daß sein Verhalten den beiden Hauptgesetzen der Sympathie gemäß war. 4) Wir sehen die Handlung als Theil eines, auf allgemeine und besondere Glückseligkeit berechneten, Verhaltens an. Die Nutzbarkeit erhöht ihre Schönheit, so wie eine künstliche Maschine uns

dann am meisten gefällt, wenn sie Vortheile bewirkt. Ich wäre sehr erfreut zu sehen, was nach Abziehung alles dessen, was bei einem besondern Falle der Billigung aus jeder dieser 4 Quellen entspringt, wohl noch übrig bleibt, und ich bin bereit diesen Ueberschuß dem besondern moralischen Sinne zuzuschreiben, so bald mir nur jemand bestimmt erklärt, worin dieser Ueberschuß bestehe."

Man sieht leicht ein, warum Smith Tugenden, die sich nur auf das Individuum beziehen, z. B. Wachsamkeit, Festigkeit, einen niedern Rang anweiset, als den gemeinnützigen: diese berühren die Sympathie von zwei Seiten, indeß jene nur das allgemeine Wohlgefallen an Zweckmäßigkeit für sich haben. (Wir können, so wenig, als Herr Steward, Smiths Schlußfolgen geradezu unterschreiben; die Begierde einen Satz zu verallgemeinern, hat ihn oft irre geleitet; aber wir müssen ihm, mit Herrn Steward, das Lob eines originellen Denkers, und das Verdienst zugestehen, den philosophischen Forschungen die Richtung auf eine bis auf ihn wenig beobachtete Seite der menschlichen Natur gegeben zu haben.) Wenn Smiths Bemerkung, daß nichts auf Beifall Anspruch machen kann, was nicht an die Wahrheit gränzt, ihren Grund hat, so ist die Aufnahme, welche diese Schrift allgemein gefunden hat, schon ein günstiges Vorurtheil für sie. Uebrigens ist sie mit den edelsten praktischen Maximen, mit feinen und treffenden Charakterzügen, mit scharfsinnigen Nebenuntersuchungen durchwebt, z. B. über den Einfluß der Glücksumstände, der Sitten und Gewohnheiten auf moralische Gefühle. Der Stil der Abhandlung ist nicht ganz zweckmäßig. Smith nimmt die Worte nicht immer in

einer festen Bedeutung. Dadurch wird die Darstellung derselben Wahrheit oft so vielseitig, daß sie den Leser verwirrt, und seine Aufmerksamkeit divergiren läßt. Meister ist Smith, so oft er zu dem Herzen und zu der Phantasie spricht.

Von S. 44. läßt Herr Steward eine kurze Anzeige der Abhandlung über den Ursprung der Sprachen folgen. Diese Abhandlung, welche Smith der zwoten Ausgabe seiner Theory of Moral Sentiments angehängt hat, und auf die er einen besondern Werth setzte, ist voll genialischer Bemerkungen, aus denen wir einige ausheben. Wenn wir die Stufe der Kultur, worauf die Gesellschaft jetzt in Europa steht, ihre Kenntnisse, Sitten, Sprache, mit dem Besitzstande roher Horden vergleichen, so drängen sich natürlich die Fragen auf: Durch welche stufenweise Fortschritte geschah der Uebergang von der rohen Natur zu dem künstlichen verwickelten Organismus der Gesellschaft? Woher die systematische Schönheit gebildeter Sprachen? Woher ihre Verwandschaften und ihre Eigenheiten? Woher Wissenschaften und Künste? Wo liegt ihr Keim? Was befruchtete und entwickelte ihn? Wie fügte sich der wundervolle Mechanism bürgerlicher Vereine zusammen? Woher die allen Regierungen gemeinsamen Grundsätze, und ihre nach Zeit und Ort verschiedenen Formen? Geschichte giebt uns über diese Fragen wenig Auskunft; denn große Schritte waren bereits geschehen, ehe die Menschheit die Stufe erreichte, von wo herab sie jetzt auf den zurückgelegten Weg blickt. Einzelne Thatsachen können von Reisenden, welche die Anstalten roher Völker beobachteten, aufgegriffen werden, aber nicht ein geschlossenes System der menschlichen Vervollkommnung geben. Hier müssen wir

zu Vermuthungen unsere Zuflucht nehmen. Wir forschen dem Gange der Kultur in Einzelnwesen nach; und wenn wir auch nicht ausmitteln können, wie große Menschenmassen in gegebenen Fällen wirklich handelten, so fehlt es uns doch nicht an Vermuthungen, wie sie handeln konnten. Wenden wir dieses auf die Sprache an, so wissen wir freilich nicht, wie diese oder jene besondere Sprache sich ausbildete; aber aus bekannten Anlagen der Menschennatur zeigen wir, wie ihre einzelnen Elemente sich allmählich entwickeln konnten; und so befriedigen wir die Wißbegierde, ohne durch Erdichtung von Wundern einer trägen Philosophie Vorschub zu thun. — Smith nennt diese Art historischer Untersuchung theoretische und konjekturale Geschichte; sie trifft mit dem zusammen, was Hume Natural History, und einige Franzosen Histoire raisonnée nennen. Die Mathematik giebt dazu einen schicklichen Stoff ab. D'Alembert schon rieth, ihre Elemente nach dem natürlichen Gange der Erfindungen zu ordnen; und Montucla giebt eine schöne Probe einer solchen Entwickelung von den ältesten Zeiten bis auf Copernick. Ein ähnlicher Versuch aus Smiths Nachlaß befindet sich in dieser Sammlung, nämlich eine Abhandlung über die Astronomie. Eben dergleichen Nachforschungen lassen sich über Regierungsformen und bürgerliche Verfassungen anstellen. Erst seit Montesquieu hat man angefangen, über die kahlen Geschichtsfakta und über die ehrfurchtsvolle Beziehung der Gesetze auf die Weisheit ihrer Urheber hinauszugehen, die Gesetze als den Abdruck und den Höhenmesser der gesellschaftlichen Kultur anzusehen, und ihre Veränderungen von den allmählichen oder schnellen Umwandlungen der Menschheit abzuleiten.

Smith versäumt keinen Anlaß, alle Meinungen, Sitten, Gebräuche, und Einrichtungen, welche er beschreibt, aus der menschlichen Natur, und dem jedesmaligen Standpunkte der Gesellschaft abzuleiten. Dieser Geist herrscht in seiner Geschichte der Astronomie, in seinen juristischen Vorlesungen, und in dem unsterblichen Werke über National-Reichthum. Schade, daß sein Werk über alte Freistaaten uns nicht einmal in der unvollendeten Skizze erhalten worden ist. Wie viel Licht würde er aus den häuslichen Umständen der Griechen und Römer über ihre Verfassungen und öffentlichen Anstalten verbreitet haben. Denselben Gang nahmen oft seine Gespräche über alltägliche Gegenstände des Lebens, die sein origineller Geist immer aus neuen und interessanten Gesichtspunkten auffaßte.

Smiths Theory of Moral Sentiments hatte ihn bey Gelehrten und Layen in große Achtung gesetzt. Ein Brief von Dav. Hume, der hier eingerückt ist, enthält in dem Tone der aufrichtigsten Freundschaft eine Aufforderung an Smith, sein Lehramt aufzugeben, und auf Reisen sein praktisches Studium des Menschen zu verfolgen.

S. 57—75. Verfolg der Lebensumstände Adam Smiths bis zu der Erscheinung des Werks über National-Reichthum. — Nach Bekanntmachung der Theory of Moral Sentiments blieb Smith 4 Jahre in Glasgow, und lebte ganz seinem Berufe; er verwendete jetzt mehr Zeit und Fleiß auf Erläuterung seiner Grundsätze des Rechts und der politischen Oekonomie. Früh schon hatte sich sein Hang und seine Neigung zu der letztern entwickelt. Oft forderte ihn sein Freund, Oswald, zu Bearbeitung dieses Fachs auf. Humes politische Reden, die 1752 erschie-

nen, bestärkten ihn in den liberalen Grundsätzen der Handelspolizei. Sein Aufenthalt in den grösten Handelsplätzen des Reichs, und Umgang mit Kaufleuten, berichtigten seine praktischen Kenntnisse. So sehr auch sein System mit den alten Handelsmaximen streitet, so machte es doch Proselyten unter angesehenen Gliedern des Kaufmannsstandes; ein Umstand, der für beide Theile gleich ehrenvoll ist. Schnellern Eingang fand die neue Lehre unter Smiths Zuhörern, welche sie bald eifrig durch das Land verbreiteten.

Zu Ende des Jahrs 1763 erhielt Smith einen Antrag von Herrn Townsend, den jungen Herzog von Buccleugh auf seinen Reisen zu begleiten. Die äußerst vortheilhaften Bedingungen, und seine Neigung, das feste Land zu sehen, bestimmten ihn seine Lehrstelle niederzulegen. Die Universität und das Publikum, welches die Früchte seiner einsamen Studien genoß, verlohren freilich bei einer Veränderung, die Smith für eine der glücklichsten seines Lebens ansah. Inzwischen war selbst für seinen literarischen Beruf dieser Wechsel nicht ohne Nutzen. Aus dem engen Gesichtskreise des Lebens an einer hohen Schule auf den weiten Schauplatz der großen Welt versetzt, mußte selbst ein Geist, wie der seinige, an Fülle, an Umfang und Reichthum der Begriffe, gewinnen, und vor Schiefheit oder Einseitigkeit der Urtheile bewahrt werden. War die Reise für den Forscher der menschlichen Natur fruchtbar, so war sie es nicht minder für den Lehrer der Staatswirthschaft, der bald ein neues Licht in Europa aufstecken wollte. Da seine Grundsätze in Hauptpunkten mit denen der sogenannten Physiokraten oder Oekonomisten zusammentrafen, die damals in Frankreich kulminirten; so war es

natürlich, daß er sich an die Häupter dieser Sekte anschloß, um von ihnen theils mehr Ordnung und Methode in seine Spekulazion bringen zu lernen, theils aus ihrem, mit unsäglichem Fleiße aufgehäuften Schatze von Thatsachen Stoff zur Erläuterung und Bestätigung seiner Theorie zu entlehnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

X.

Vorbereitungen eines Unglücklichen zum freiwilligen Tode.

(Fortsetzung.)

Hierauf folgt ein Brief des Selbstmörders, welcher überschrieben ist: „Meinen Freunden, Herrn Pastor S. .. den Herren „W. . ., S. . ., und S. . . gewidmet." Hier heißt es: „Sie „sollen wissen, daß ich in ruhiger Ueberlegung mehrerer Jahre „meinen Wunsch gewogen, seine Rechtmäßigkeit geprüft, und „mich dieser nunmehro versichert zu haben glaube. — Mein „einziger Zweck ist, Sie sollen, wenn Sie gelesen haben, schlie„ßen, daß ich überzeugt seyn konnte. — Lassen Sie jeden, dem „es beliebt, über diese Handlung urtheilen, wie es ihm gerade „jetzt behagt. Hören Sie es ruhig an, daß man sie einer thö„richten oder bösen Seelenstimmung zuschreibe. Ich habe das „Urtheil des Haufens im Leben nicht geachtet; wie könnte ich „jetzt einen Werth darauf setzen?" — „Ach, meine Freunde! „wir werden uns alle in einem andern Leben einmahl wieder „finden. Da werden wir es uns gestehen können, wie ganz „anders wir es fanden, als wir es vermutheten." — Endlich

dankt er seinen Freunden für die im Leben ihm bezeugte Liebe, wünscht ihnen, ihre Erdenbahn glücklich zu vollenden, und schließt mit Schillers Epiphonem:

Eine heitre Abschieds-Stunde,
Süßen Schlaf im Leichentuch,
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

Sehr melankolisch hebt nun die Abhandlung selbst mit den Worten an: „Was ist diese innere Sehnsucht, gegen die gleich„wohl die Sinnlichkeit sich immer noch empört? Woher diese „Bilder des Todes, die seit Jahren schon mich unaufhörlich „verfolgen — selbst in Augenblicken, wo ich durch die vorsätz„lich genommene Maske eines Frohsinns, den mein Herz nie „kannte, alles um mich her täusche, nicht verschwinden? — „So ist es denn wahr, daß mir das Leben keine Gabe ist, für „das ich gern der Gottheit dankte? O, und wie wäre es die? „Was könnte noch an eine Erde fesseln, die seit so vielen ver„flossenen Jahren mir nicht eine Freude, auf die künftigen mir „nicht eine Hoffnung liefert, die nicht Wahnsinn wäre? — „Keine Rose blühte für mich, keine durfte ich pflücken. Die „Zeit der Rosen ist vorüber. Ein früher Herbst fuhr über die „Gefilde. Ich sah, wie jedes Hälmchen auf ihnen verdorrte, „jeder Keim einer künftigen Pflanze erstarb, leer und öde mein „ganzer übriger Weg eine Wüste ward. — Schon da stiegen „die Wünsche empor: Möchtest du liegen im ruhigen Grabe! — „Aber da trat er vor mir mit dem flammenden Schwerdte, der „Engel der Offenbahrung, und drohte dem Verwegenen, der „es wagte, auf eine Ruhe zu denken, zu der der Ruf des

„Weltbeherrschers ihn noch nicht berechtiget hatte. Die Stimme „der innern Ueberzeugung rief, die Pflicht gebot. Ich erschrak, „ich trauerte, ich verzweifelte; aber ich beschloß — zu leben. — „So rang ich bei jedem Schritte mit einem Daseyn, das Angst „und Grauen für mich war. Die köstliche Gesundheit war „verschwunden. — Mein Geist, der mühsam emporstrebte, „wurde von der Last einer feindlichen Organisazion bei jedem „Versuche, sich zu heben, niedergerissen. Meine Arbeiten waren „drückende Bürde, und ich durfte sie nicht von mir werfen. — „Meine Seele durstete nach Wahrheit und Tugend, nach Ernst „und Ausdauer in Pflicht, nach Reinheit, nach Vollkommen„heit. Wie weit blieb jeder, noch so ernstlich gefaßte Entschluß „von der That, wie weit die oft unterbrochenen Versuche von „der standhaften Uebung, der festen Beharrlichkeit im Empor„steigen! Wie oft rissen Menschen, wie oft ich selbst, das Jahre „lang aufgeführte Gebäude in einem unglücklichen Augenblicke „zu Boden! — Ewiges Wesen, ist es denn nicht möglich, auf „deiner Erde ein Geschöpf zu seyn, das deiner würdig ist? Ist „sie wahr, die schreckliche Bemerkung des großen Kant, daß, „um unsittlich zu seyn, es genug sei, unter Menschen, selbst unter „bessern Menschen, zu leben?“ — (Diese Bemerkung ist so schrecklich nicht, als sie vielleicht beim ersten Anblick aussieht. Da kein Mensch, selbst der beste nicht, ohne Fehler ist, und da jeder Mensch seine selbstsüchtigen Neigungen, seine Unarten, in die Gesellschaft mitbringt, so entwickeln sich in dieser eine Menge neuer unsittlicher und eigennützige Regungen. Ist es also wohl zu verwundern, wenn, selbst unter bessern Menschen, der Versuchungen und der verführerischen Beispiele so viele ange-

troffen werdrn? Aber was folgt daraus? Gewiß nicht dieses, daß man, um vor dergleichen Versuchungen sicher zu seyn, lieber alle menschliche Gesellschaft meiden, oder wohl gar sich tödten solle; sondern daß man, in Gesellschaft lebend, desto mehr auf seiner Hut seyn, und gegen alle Reizungen und Verführungen desto tapferer ankämpfen solle. Und so verwandelt sich jene Bemerkung, weit gefehlt, daß sie schrecklich seyn sollte, in einen sehr heilsamen, wohlthätigen Rath. — Auch ist es freilich nicht möglich, auf der Erde ein Geschöpf zu seyn, das des Beifalls des Schöpfers durchaus würdig wäre; denn wir mangeln alle des Ruhms u. s. f. Aber eben weil dieses nicht möglich ist, bleibt es auch nur unsere Pflicht, an Würdigkeit zu „wachsen und zuzunehmen.") — „Troß diesem seit Jahren mir vertraut „gewordenen Wunsche des Todes, habe ich stark und männlich „meine Bürde getragen. Die Pflicht befahl, Verbindlichkeiten „lagen auf mir, die ich erfüllen sollte. Und so durfte ich den „Tod nicht einmal rufen. Meine Verbindlichkeiten sind getilgt," (kann dieses jemals ein Mensch, in welchen Verhältnissen er auch leben mag, mit Wahrheit sagen?) „eine ausgenommen, „die selbst nicht einmal vollkommen bindend war. Indeß wäre „es nicht bei der Wendung, die meine Gesundheit, mein Leben, „mein Schicksal genommen haben, vollendeter Wahnsinn, irgend „eine Hoffnung, ihre Tilgung könne mir einst möglich werden, „zu fassen oder zu nähren: so würde ich noch mich für gebun- „den erkennen." (Es wäre zu wünschen, daß der Herr Heraus- geber einige Nachrichten von der Erziehung, von den Lebens- umständen, und von der ganzen Lage des unglücklichen Selbst- mörders mitgetheilt hätte, um desto besser über den Fall urtheilen,

und das traurige Ereigniß erklären zu können.) — „Wünsche „berechtigen noch nicht zu handeln. Wäre auch jedes Fünkchen „der Liebe zum Leben verglommen, wäre die Sehnsucht nach „dem Grabe höchster, einziger Wunsch: die Vernunft fordert „ihn vor ihren ernsten Richterstuhl, und spricht über das Recht, „sich dem Wunsche gemäß zu bestimmen. Ich stelle mich vor „ihn, und erwarte seine Entscheidung über die Frage: Ist mir „der freiwillige Tod erlaubt?“

(Wir haben nun, glaube ich, aus den eigenen Worten des Unglücklichen Data genug gesammelt, um in ihm eine von Schmerz und Unmuth übermannte, hoffnungslose, mit überspannten Idealen von menschlicher Tugend erfüllte, zu Bildern des Todes gewöhnte, in unbekannten Sphären, welche die Vernunft nur ahndet, romantisch herumschwärmende Seele in einem kränklichen Körper, zu finden, die aber noch Stärke genug besaß, ihre Phantasien mit der Vernunft in Harmonie setzen, und ihre Schwärmereien auf Grundsätze zurückführen zu wollen.)

„Für mich“ sagt der Verfasser „ist die Kantische Philo„sophie in ihrem ganzen innern Gliederbau erwiesen, ich nehme „ihre Principien als die meinen an, und protestire gegen jeden „Richter, (Naturalisten und Theisten, Natur- und Staats„rechtslehrer,) der nach Gesetzen zu sprechen unternimmt, die „nicht in ihrem Foro recipirt sind, oder deren nothwendige „Reception nicht in continenti aus ihren eigenen Principien „erwiesen werden kann. — Nun hat zwar die kritische Philoso„phie, obgleich nur beiläufig, schon über die Unsittlichkeit des frei„willigen Todes gesprochen; gesprochen, aber nichts entschieden.“

Das Kantische Räsonnement, fährt der Verfasser fort, besteht aus zwei Argumenten. Das erste beruht auf folgendem Schlusse. Die Maxime: Ich mache mir es zum Princip, wenn mir das Leben in seiner Fortdauer mehr Uebel droht, als es mir Annehmlichkeiten verspricht, dasselbe abzukürzen; diese Maxime ist pflichtwidrig; denn sie kann nicht als allgemeines Naturgesetz gedacht werden; weil eine Natur, deren Gesetz es wäre, durch dieselbe Empfindung, deren Bestimmung es ist, zur Beförderung des Lebens anzutreiben, dasselbe zu zerstören, sich selbst widersprechend, mithin unmöglich ist.

Diesem Schluß nun stellt der Verfasser folgendes entgegen: „So richtig dieser Schluß scheint, so wird er doch verdächtig, „wenn ich erwäge, daß, nach demselben Princip, die Maxime „eines Menschen, der aus Selbstliebe sich entschließt, ein nahes „kleines Gut in Hoffnung eines künftigen größeren aufzugeben, „als unsittlich verurtheilt werden müsse. Denn daß derselbe „Trieb, der auf Genuß dringt, zugleich Entsagung fordere, ist „eben so offenbarer Widerspruch; folglich ist auch eine Natur, „die ein solches Gesetz enthielt, unmöglich, und also die Maxime „selbst unsittlich.“

(Des Verfassers Meinung ist also diese, daß, wenn man überhaupt in dem Fall, daß man zwischen einem größern und kleinern Uebel zu wählen habe, ohne Widerspruch mit unsrer Natur dem kleinern entsagen und das größere wählen dürfe, es auch erlaubt seyn müsse, das Glück eines andern Lebens einem beschwerlichen irdischen Zustande vorzuziehn. Nun macht sich der Verfasser zwar selbst den Einwurf, „daß die Hoffnung auf „ein größeres Glück des künftigen Lebens Täuschung seyn könne;“

allein er glaubt, ihn damit hinlänglich zu beantworten, „daß „die gegenwärtige unangenehme Empfindung gewöhnlich einen „so starken, peinlichen Eindruck auf den Menschen mache, daß „jeder andere Zustand in seiner Beurtheilung erträglicher scheine.“ (In diesem Räsonnement sind mehrere wichtige Punkte übersehen. Der 1ste ist: Daß der Schluß zu viel beweiset. Eben so gut ließe sich daraus erweisen, daß jeder, der an das Glück eines seligern Zustandes nach dem Tode glaubt, einen andern umbringen dürfe, um nämlich diesem recht bald zu den Freuden der ewigen Seligkeit zu verhelfen; denn er thäte ja in seinen Gedanken nichts, als daß er jenem ein kleineres Gut entzöge, um an dessen Stelle ihm ein größeres zu verschaffen. Wer wird nicht unwillig über dergleichen kleinliche Sophistereien! Wer wird es 2tens wohl je für zuläßig halten, den starken, peinlichen Eindruck, den eine eben gegenwärtige Empfindung verursacht, zum Entscheidungsprincip über die Frage zu machen, ob etwas erlaubt sey, oder nicht? Wie leicht würde es dem eben von einer heftigen Leidenschaft oder irgend einem starken Gefühl ergriffenen Menschen werden, alles, was er in diesem peinlichen Zustande thäte, um denselben los zu werden, als recht zu erweisen? Der wohl verstandenen, von der Vernunft geleiteten Selbstliebe widerspricht es allerdings, einen Zustand, den ich doch noch zu ertragen im Stande bin, (denn vom Zustande des Wahnsinns, oder einer andern körperlichen, den Vernunftgebrauch unmöglich machenden Krankheit, kann hier die Rede nicht seyn, weil dann die Frage, was in einem solchen Zustande erlaubt sei, oder nicht, gar keinen Sinn hat,) auf das Ungewisse hin gegen einen andern zu vertauschen, der

vielleicht noch weit quälender und langwieriger, als dieser irdische ist; zumal da die Vernunft nur dem die hoffnungsvolle Erwartung eines bessern Zustandes gewähren kann, der sie selbst hier auf Erden so lange hat wirksam sein lassen, als er nur vermocht hat. Und ungeachtet es keinen Widerspruch enthält, ein nahes kleines irdisches Gut aus Selbstliebe (Liebe zu einem angenehmen Daseyn) einem künftigen größern aufzuopfern; so bleibt es doch immer in Widerspruch mit einer wohlgeordneten Selbstliebe, meinem ganzen irdischen Daseyn ein Ende zu machen, in der auf nichts gegründeten Voraussetzung, es werde den Selbstmörder wohl ein besserer Zustand nach diesem irdischen Leben erwarten. Mit eben so viel und noch mehrerm Grunde ließ sich Virgils Schilderung von dem Zustande der Selbstmörder nach dem Tode als gewiß annehmen. (s. Aen. B. VI. V. 434 u. f.)

Proxima deinde tenent moesti loca, qui sibi letum
Insontes peperère manu, lucemque perosi
Projecere animas. *Quam vellent aethere in alto*
Nunc et pauperiem, et duros perferre labores!
Fata obstant, tristique palus inamabilis vnda
Alligat, et nouies Styx interfusa coërcet.)

Der Verfasser wendet sich nun zu dem zweiten Argumente Kants gegen die Zuläßigkeit des Selbstmordes, welches so lautet: „Ich darf den Menschen in meiner Person nicht ver„stümmeln, verderben, oder tödten; denn der Mensch ist keine „Sache: (mithin nicht etwas, was bloß als Mittel gebraucht „werden darf.) Wer aber, um einem beschwerlichen Zustande „zu entfliehen, sich selbst zerstört, der bedient sich seiner Person

„bloß als eines Mittels zu Erhaltung eines erträglichen Da„seyns bis ans Ende seines Lebens; und mithin ist der Selbst„mord unerlaubt.“

An diesem Schlusse tadelt Kant's Gegner dreierlei: 1) den Ausdruck „sich selbst zerstören;“ da bei dem Selbstmorde doch nur von der Zerstörung der Organisazion die Rede seyn könne, die Organisazion aber das Selbst nicht sei; 2) tadelt er die Worte „der Selbstmörder bediene sich seiner Person als eines Mittels zur Erhaltung eines erträglichen Zustandes;“ denn er bediene sich ja offenbar seiner Person, und jetzt nur, als eines Mittels zu Zerstörung seiner Organisazion; welches das gerade Gegentheil von dem ist, was Kant sagt; 3) findet er auch den Ausdruck unrichtig: der Selbstmörder bedient sich seiner „Person“ als eines Mittels u. s. f. Die vernünftige Natur mache ja den Menschen allein zur Person, und diese werde ja im Tode nicht zerstört, sondern bloß von der Organisazion getrennt.

(Ohne meinen Lesern mit einer Vertheidigung des Kantischen Arguments gegen Wortgrübeleien beschwerlich zu fallen, bemerke ich nur, daß wohl jeder billige und unbefangene Leser bei Kant's Schluß folgendes gedacht habe: Wer, um eines beschwerlichen Zustandes los zu werden, seine Organisazion, sein animalisches Leben zerstört, der vernichtet eine Bedingung, ohne welche seine Vernunft auf Erden nicht wirksam sein kann; wer, um eines beschwerlichen Zustandes los zu werden, die Bedingung vernichtet, ohne welche seine Vernunft auf Erden nicht mehr wirksam sein kann, der achtet seine Vernunft und ihre Wirksamkeit nur in so fern, als sinnliches Wohlbefinden damit bestehen kann (d. h. mit andern Worten: er achtet sinnliches

Wohl höher als die Wirksamkeit seiner Vernunft, und sieht seine vernünftige Natur, oder, welches einerlei ist, seine Person, bloß als ein Mittel an, das nur in so weit zu schätzen ist, als es zu Erhaltung eines erträglichen Daseyns bis ans Ende seines Lebens gebraucht werden kann;) wer seine Vernunft und ihre Wirksamkeit nur in so fern achtet, als sinnliches Wohlbefinden damit bestehen kann, der betrachtet sie nicht als Selbstzweck, eignet ihr keinen unbedingten, mit nichts vergleichbaren Werth zu, behandelt sie als Sache, (d. h. als etwas, das bloß um eines andern Zwecks willen zu schätzen ist;) wer seine Vernunft bloß als Sache behandelt, der handelt unsittlich. Also: Wer, um eines beschwerlichen Zustandes los zu werden, seine Organisazion, sein animalisches Leben zerstört, der handelt unsittlich. Wird der Kantische Schluß so verstanden, so passen die von dem Verfasser dagegen gemachten Ausstellungen nicht mehr, und sein Tadel von S. 36—41. erscheint nur noch als armselige Silbenstecherei. Das, obgleich dunkle, Gefühl der Wahrheit jener Kantischen Gedanken ließ den bei weitem größten Theil der Menschen von jeher den Selbstmord mit Abscheu und als pflichtwidrig ansehen. Τὸ δὲ ἀποθνήσκειν φεύγοντα πενίαν, ἢ ἔρωτα, ἤ τι λυπρόν, οὐκ ἀνδρείου, ἀλλὰ μᾶλλον δειλοῦ. Mori autem fugiendae paupertatis, aut amoris, aut molestiae caussa, id non est animi virilis, sed potius vilis et ignaui — sagt Aristoteles, de Morib. Lib. III. Cap. XI.

Qu'en grandeur de courage on ne se connoît guère,
Lorsqu'on éleve au rang des hommes généreux
Ces Grecs et ces Romains, dont la mort volontaire
A rendu les noms si fameux!

Qu'ont-ils fait de si grand? Ils sortoient de la vie,
Lorsque de disgraces suivie
Elle n'avoit plus rien d'agréable pour eux:
Par une seule mort ils s'en épargnoient mille.
Qu'elle est douce à des coeurs lassés de soupirer!
Il est plus grand, plus difficile
De souffrir le malheur, que de s'en délivrer.

sagt die Madame Deshouilléres. Aber der Beweis zur Wahrheit solcher Aussprüche liegt nirgends anders als in den oben angeführten Kantischen Gedanken.

Mit S. 41. geht allererst des Verfassers eigenes Räsonnement an; wir wollen ihm folgen. Er sagt: „Der Mensch findet „sich lebend in der Natur: Lebt er, um zu leben? — Alsdann „hätte sein thierisches Leben seinen Zweck in sich selbst, und seine „vernünftige Natur wäre, allen teleologischen Principien zuwi„der, ein Mißgriff der Natur in Vertheilung ihrer Gaben. „Thierischer Instinkt hätte den Menschen sicherer geleitet, und „Vernunft wäre ihm nur zur Quaal gegeben.“ Um das letztere zu erweisen, folgen nun schreckliche Schilderungen des Erdenlebens. Die Genüsse der Liebe, der Gesellschaft, der Freundschaft werden, so wie das Bestreben nach Wissenschaft, im verächtlichsten Lichte dargestellt; dabei werden die Menge körperlicher Leiden, nimmer ersehnter Wünsche, getäuschter Hoffnungen, vernichteter Entwürfe, und endlich der — immer noch zu zeitig für ihn — alles hinraffende Tod, nicht vergessen. (Wäre das Leben wirklich so durchaus elend, als der Verfasser es schildert, wie in aller Welt wäre es doch möglich, daß der Tod, wie er selbst sagt, immer noch zu zeitig für jeden Menschen käme?)

Aus der elenden Beschaffenheit des menschlichen Lebens

schließt nun der Verfasser weiter: „Nicht das Leben des Men„schen also, nicht das thierische Leben ist Zweck des menschlichen „Daseyns. Seine vernünftige Natur ist's, die ihren Zweck in „sich selbst, mithin absoluten, von allem, was mit ihr verbunden „ist, unabhängigen Werth hat. Also ist die thierische, das „Vehikel der vernünftigen Natur, nichts wie Mittel zu dem „Zwecke des Menschen, und hat mithin keinen weitern Werth, „als in so fern der Zweck durch sie erreicht werden kann. — „Aber die gegenwärtige Organisazion ist nicht einziges Mittel „zum Gebrauch der Vernunft; sie ist also nicht unbedingt noth„wendig, folglich ist ihre Erhaltung nicht unbedingte, vollkom„mene Pflicht. — Ueberhaupt ist das Gebot der Moral in „Rücksicht auf die Pflichten in Ansehung des Lebens folgendes: „Brauche es, so weit es zu einem moralischen Zwecke tauglich „ist, zu diesem Zwecke. Gesetzt nun, diese sei untauglich, zum „moralischen Zweck gebraucht zu werden: so fällt die Bedin„gung des obigen Gebots, und mit ihr das Gebot selbst weg. „Das Sittengesetz befiehlt demnach nichts über den Gebrauch „einer zum moralischen Zweck unbrauchbaren Organisazion. Die „Zerstörung einer solchen Organisazion widerspricht also dem „Moralgesetze nicht. Wo aber dieses Gesetz schweigt, da hat „die Person, eben wegen dieses Schweigens, ein Recht, sich „willkührlich zu bestimmen, folglich auch die Zerstörung einer „solchen Organisazion zu beschließen. Der freiwillige Tod ist „demnach der Person, deren Organisazion jede Möglichkeit des „Gebrauchs derselben zum sittlichen Zwecke ausschließt, erlaubt. „— Es ist gewiß, und auch so ziemlich allgemein anerkannt, „daß es Pflicht ist, zu sterben, wenn das Leben nicht ohne Ver-

„letzung des Moralgesetzes erhalten werden kann.“ (Schon recht; und eben deswegen würde es auch Pflicht seyn, seine Organisazion zu zerstören, wenn es wirklich erweislich wäre, daß diese ein unüberwindliches Hinderniß der Moralität oder Vernunftwirksamkeit seyn, und daß man durch Selbsttödtung in einen der Moralität günstigern Zustand zu gelangen hoffen könnte.) Diesen Beweis nun wähnt der unglückliche Apologet des Selbstmordes wirklich zu liefern. Zwar behauptet er S. 49. u. f. selbst, daß die Organisazion „überhaupt“ kein unüberwindliches Hinderniß der Moralität sei, besonders da es als gewiß angenommen werden müsse, daß auch in einem höhern Leben die Sinnlichkeit den Menschen unzertrennlich begleiten werde: aber wohl meint er, daß die Organisazion in „einzelnen Fällen“ ein solches unüberwindliches Hinderniß der Moralität seyn könne. Als Beispiel führt er ununterbrochenen Wahnsinn an. Hier sei es apodiktisch gewiß, daß die Organisazion die Sittlichkeit unmöglich mache. (Von dem, was ein Wahnsinniger mitten im Wahnsinn thut, kann die Frage gar nicht seyn; hier kann weder gefragt werden, was erlaubt, noch was unerlaubt sei; denn beides setzt freien Vernunftgebrauch voraus, welcher dem Wahnsinnigen fehlt. Aber das kann gefragt werden, erstens, ob bei Abwechselung eines periodischen Vernunftgebrauchs und eines periodischen Wahnsinnes, in der Periode des Vernunftgebrauchs es erlaubt sei, bei der Voraussehung des bald wiederkehrenden Wahnsinns, seine Organisazion zu zerstören? Hierauf antworte ich: Nein; weil a) die Zerstörung seiner Organisazion schlechterdings keine Sicherheit gewährt, daß er sofort zu einem freien Vernunftgebrauch gelangen

werde. Wessen Blick vermag die Verbindung der Dinge zu übersehen? wer mag wissen, ob nicht gerade den Wahnsinnigen, der in dem Zwischenraume des Vernunftgebrauchs sich selbst tödtet, in einem künftigen Leben ein nur noch längerer Zustand des Wahnsinns erwarte, in welchem es ihm vielleicht nicht einmal mehr physisch möglich seyn wird, seine Organisazion eigenmächtig zu zerstören? Daß er in der Periode des Vernunftgebrauchs so moralisch wirksam seyn soll, als es ihm möglich ist, das weiß auch der Wahnsinnige in seinem dilucido interuallo eben so gewiß, als wir übrigen Menschen es wissen: und, so thöricht und pflichtwidrig es sein würde, wenn Menschen, in Hoffnung, daß eine noch festere und dauerhaftere, keines Schlafs bedürfende, Organisazion ihrer erwarten werde, diese aus der Ursache zerstören wollten, weil der periodische Zustand des Schlafs, welchem sie sich nicht entziehen können, alles moralische Handeln ihnen unmöglich macht; eben so pflichtwidrig würde ein Wahnsinniger handeln, der, seines periodischen Wahnsinns wegen, der für ihn doch nur der Zustand eines starken Traumes ist, im Zustande seines Vernunftgebrauchs sein animalisches Leben vernichten wollte. Der Schlaf, es ist wahr, macht die Organisazion zum Dienste der vernünftigen Natur von Neuem geschickt, welches von dem Zustande des Wahnsinns nicht behauptet werden kann; aber muß die Vernunft nicht glauben, daß auch dieser unglückliche Zustand in dem Plan der moralischen Weltregierung auf große und wichtige Absichten berechnet sei? Mit welchem Rechte könnte sie also das Gebot aufstellen: Die Furcht, in Wahnsinn zu verfallen, berechtiget dich zur Zerstörung deiner Organisazion. Wer würde es wohl billigen, wenn

jemand zur Abwendung der oft wiederkehrenden und allen Vernunftgebrauch hemmenden Fieber-Paroxismen, sein ganzes animalisches Leben zerstörte? Die Fälle sind nicht gleich, wird vielleicht der Gegner sagen. Die Krankheit des Fiebers ist nur ein transitorischer Zustand, von welchem man in nicht gar langer Zeit ganz zu genesen Hoffnung hat. Sind denn, antworte ich, sind denn die Paroxismen des Wahnsinns in Rücksicht auf ewiges Daseyn nicht auch transitorische Zustände? vorübergehende Krankheiten des Gemüths? ist nicht das ganze Erdenleben als ein unendlich kleiner Theil des ewigen Daseyns anzusehen? — Es kann aber, zweitens, noch gefragt werden, ob wenigstens dann die Zerstörung der Organisazion erlaubt sei, wann man mit Gewißheit den Zustand eines ununterbrochenen und unheilbaren Wahnsinns voraussieht, z. B. wenn jemand von einem tollen Hunde gebissen den bevorstehenden Zustand der Vernunftlosigkeit voraussieht. Auch dann ist es ihm nicht erlaubt sich zu tödten; denn bis zum Anfang jenes traurigen Zustandes kann man noch vernünftig wirksam seyn. So bald wir das Gesetz, Vernunft in der uns zum Handeln angewiesenen Sphäre (d. h. in der, wovon wir mit Gewißheit wissen, daß wir darinne handeln können,) wirksam zu erhalten, nicht für das höchste und heiligste aller Gesetze ansehen, so bald wir also den Zweck, Vernunft wirksam seyn zu lassen, wo und wann wir nur können, nicht allen andern möglichen Zwecken vorziehen; so verläugnen wir die Würde der Vernunft, und handeln unvernünftig, ehe noch unsere Organisazion den Vernunftgebrauch hindert. Aber, erwiedert unser Gegner, wir zerstören in dem gegebenen Fall unsere Organisazion ja nur um deswillen, damit wir statt eines

durch sie gehemmten, einen freiern Vernunftgebrauch erlangen. Allein, worauf stützt man denn diese süße Hoffnung? In der That, wäre diese Meinung die wahre; billigte es die Vernunft, aus Sehnsucht nach einer noch gehofften freiern und ungehindertern Vernunftwirksamkeit, als es die irdische ist, das animalische Leben zu vernichten; so könnte das ganze menschliche Geschlecht überhaupt nichts bessers thun, als in jener Hoffnung sich umbringen; und Eltern könnten ihren Kindern keine größere Wohlthat erzeigen, als wenn sie dieselben tödteten; denn so würden diese ja auf einmal von der irdischen, den Vernunftgebrauch so oft hindernden Organisazion befreit, und mit einer edlern bekleidet. Vergebens würde der Gegner einwenden, er halte den freiwilligen Tod nur dann für erlaubt, wann die Organisazion ein „unüberwindliches“ Hinderniß der Moralität sei; denn wenn es in diesem Falle erlaubt ist, sich selbst zu tödten, so muß es in allen Fällen erlaubt seyn, wo es darauf ankömmt, eine der Moralität ungünstigere Organisazion mit einer ihr günstigern zu vertauschen. Auf der andern Seite kann es keinesweges zugegeben werden, daß eine Organisazion, bei welcher auch nur einige Vernunftwirksamkeit noch übrig bleibt, so lange man z. B. noch Gelassenheit im Leiden, Geduld, Vertrauen auf die göttliche moralische Weltregierung, Ergebenheit in die Wege der Vorsehung, beweisen kann, ein unüberwindliches Hinderniß der Moralität sein könne. Eins von beiden: Entweder ist die Organisazion so beschaffen, daß sie allen Vernunftgebrauch wirklich ganz unmöglich macht; und dann hat die Frage, ob die Zerstörung derselben erlaubt oder unerlaubt sei, keinen Sinn, und ein „freiwilliger“ Tod findet in einem

solchen Zustande gar nicht statt: Oder sie läßt noch, wenigstens einigen, Vernunftgebrauch übrig; dann kann sie auf keine Weise ein unüberwindliches Hinderniß der Moralität genannt werden. Eine glückliche oder minder glückliche Organisazion kann freilich das moralische Handeln bald erleichtern, bald erschweren: aber so lange wir sie mit Bewußtseyn noch für die unsrige anerkennen, und als Mittel der Vernunftwirksamkeit brauchen können; so lange dürfen wir dieselbe nicht aus Unmuth, daß sie nicht noch eine bessere sei, zerstören, um eine, vielleicht erträumte, bessere zu erhalten. Unbekümmert, warum uns gerade diese, und keine vollkommnere Organisazion zu Theile ward, haben wir bloß die Pflicht auf uns, sie unserer vernünftigen Natur gemäß zu gebrauchen. Sie in unsicherer Hoffnung einer vielleicht bessern auf gutes Glück vernichten, hieß seine Vernunftwirksamkeit selbst auf das gefährlichste Spiel setzen. Gewiß liegen bei einer solchen Denkart auch falsche Begriffe vom künftigen Leben zum Grunde, die, so gewöhnlich sie auch seyn mögen, dennoch der Moralität mehr nachtheilig als günstig sind. Da denkt man sich jenes Leben nicht als immerwährendes Fortschreiten zu höherer sittlichen Vollkommenheit, von einer Klarheit zu der andern, nicht als einen Zustand, wo neue Versuchungen, neue Anstrengungen, neue Kämpfe, neue Freuden und Leiden, und neue Hindernisse der Moralität, unserer erwarten, sondern als einen Zustand der vollendeten Sittlichkeit und Glückseligkeit, als einen Zustand einer ungehinderten Thätigkeit und eines beständigen Genusses. Nichts ist natürlicher, als daß man durch solche Vorspiegelungen sich und andere für die Leiden und Widerwärtigkeiten dieses Lebens, und, in Verbindung mit manchen

andern Lehren, auch für begangene Uebelthaten und ein nagendes Gewissen zu beruhigen sucht; aber nichts ist auch natürlicher, als daß diese Sucht nach Beruhigung dem Streben nach Besserung nicht geringen Abbruch thut. Nicht auf Beruhigung des sittlich-verdorbenen Menschen arbeiten Moral und Religion zunächst hin, sondern auf Besserung, und mit dieser kehrt Beruhigung nach und nach von selbst zurück. Nicht der Kampf einiger wenigen auf Erden verlebten Jahre, sondern ewiger Kampf mit Bedürfnissen, Versuchungen und Entbehrungen, ewig neue Aufforderungen zu Thätigkeit und Wachsamkeit, unaufhörliches Streben nach immer größerer Selbstbeherrschung, endloses Wachsen an sittlicher Vollkommenheit, ewiges Ringen nach dem Ziel — das scheint die erhabene Bestimmung unserer vernünftigen, aber endlichen Natur zu seyn. Ein Mensch, dem an seiner Beruhigung mehr als an seiner Besserung gelegen ist, gleicht einem Kranken, der nur immer nach wohlschmeckenden Arzneien sich sehnt, unbekümmert, ob er dadurch von seiner Krankheit genese. Ohne also darüber zu klügeln, warum wir gerade diese, und keine andere Organisazion empfangen haben, lasset uns die redlich gebrauchen, welche uns zugetheilt worden ist: ohne die zu Vollendung edler Werke uns gegebene Zeit durch müßiges Grübeln über die mögliche Beschaffenheit unserer Organisazion in künftigen Daseynsperioden zu entweihen, laßt uns unsere Kraft im Guten üben, und durch Uebung immer mehr stärken; laßt uns Gutes thun, so viel wir können! Dazu wurden wir in die Welt gesandt, dazu auch werden wir aus ihr in andere Sphären unserer Wirksamkeit abgerufen werden. Gutes thun, und der Fügungen der Vorsehung harren — das ist die Summe unsers ganzen Menschenberufs.)

Ich glaube schon genug gesagt zu haben, um meinen Leser mit einer weitläuftigen Anführung alles dessen, was der Verfasser von S. 54—64. über sein Thema räsonnirt oder deräsonnirt, verschonen zu können. Alles dreht sich um die Sätze herum: „Wenn die Organisazion allen sittlichen Vernunftge„brauch unmöglich macht, so soll sie weggeschafft werden; Un„möglichkeit der Moralität im thierischen Leben giebt Pflicht, „Untauglichkeit dieses Lebens wenigstens ein Recht, es zu enden. „Die Beurtheilung aber, ob eine Organisazion ein unüberwind„liches Hinderniß der Moralität sey, oder nicht, muß, so wie „die Sittlichkeit einer jeden Willenshandlung in concreto, der „Ueberzeugung der Person überlassen werden; denn der Urthei„lende kann diese Fälle bloß nach demjenigen Theile der Erfah„rung beurtheilen, der sich ihm dargeboten, nach den Wahr„nehmungen, die er angestellt hat.“ (Wenn es, wie ich oben gezeigt habe, überhaupt keinen Fall in der Erfahrung giebt, und geben kann, wo nicht entweder die Organisazion noch einigen Vernunftgebrauch gestattet, oder wo von einem freiwilligen Tode gar nicht mehr die Rede seyn kann; so läßt sich auch kein einzelner Fall denken, der eine Ausnahme von jener Regel machte.)

Unstatthaft und auf eine bloße schimärische Voraussetzung gebaut ist daher auch das, was der Verfasser von S. 64—68. vorbringt. „Die Bedingung“ sagt er „unter welcher der frei„willige Tod durch das Sittengesetz wenigstens erlaubt ist, ist „gefunden. Sie ist, allgemein ausgedrückt, Beförderung der „Moralität der Person.“ Eben so grund- als zwecklos sind auch die nun folgenden Versuche, zu zeigen, daß dieses (in seiner

Einbildung) gefundene Resultat sich unter die Kantische Formeln des Moralprincips subsumiren lasse; denn überall liegt jene falsche Voraussetzung der Möglichkeit, daß Zerstörung der Organisazion in manchen Fällen ein Beförderungsmittel der Moralität der Person seyn könne, zum Grunde. Und nur mit Mitleid kann ein kritischer Leser den unglücklichen Verfasser mit gleichsam triumphirendem Ton ausrufen hören: „So ist denn „für meine vollständigste Ueberzeugung dem edeln, nach Sitt„lichkeit ringenden Menschen ein Recht wiedergegeben worden, „das ihm mit Unrecht entrissen war, und ich verdanke dieses „Geschenk der kritischen Philosophie.“ (Welche unselige Philosophie wäre die kritische, wenn sie solche Geschenke austheilte! aber auch, welch ein Unglück für sie, wenn sich unter ihren Freunden Menschen finden, welche unter dem Schilde derselben ihre eigenen abentheuerlichen Meinungen geltend zu machen, und eben so unerweisliche als aller Moral widerstreitende Behauptungen aus ihr zu beweisen suchen! Doch, was hat man nicht alles auch aus den heiligen Büchern der Christen beweisen wollen?)

Der übrige Theil der Schrift von S. 68—95. enthält noch zwei Untersuchungen: die erste, „woher, bei aller seiner Ueber„zeugung von der Rechtmäßigkeit des freiwilligen Todes, den„noch das wunderbare Gefühl käme, das ihm heimlich War„nungen zuzuflüstern schien? Die Stimme der Vernunft, meint „er, könne dieses nicht seyn; denn diese könne sich nicht selbst „widersprechen.“ (Freilich kann sie das nicht; und sie würde ihn auch nicht gewarnt haben, wenn seine irrige Voraussetzung der Ausspruch der Vernunft gewesen wäre.) „Jene abrathen-

„den Gefühle, fährt er fort, müssen also nothwendig Täuschun„gen und Vorurtheile seyn,“ deren Ursprung er auch aufgefunden zu haben wähnt, indem er sagt: „Theils waren jene „Gefühle Wirkungen des Lebenstriebes, Bilder eines noch „möglichen Erdenglücks, die aber, wenn die Vernunft sie einer „augenblicklichen Prüfung unterwarf, so fort wieder verschwan„den. Theils waren es Wirkungen der theoretischen Vernunft, „die es als Klugheitsregel anpries, einen Schritt nicht zu wagen, „der von schrecklichen Folgen begleitet seyn „könne.“ Dieses „Können aber ist geradezu Vorurtheil.“ (Nämlich unter der Voraussetzung ist es Vorurtheil, daß jener Schritt dem Sittengesetze nicht zuwider sei.) „Theils endlich waren es Vorurtheile „der Kindheit“ in welcher der Verfasser keine andere Quelle des Moralgesetzes als den Willen Gottes, und keinen andern Bewegungsgrund seiner Handlungen, als Himmel und Hölle, kannte. Vorzüglich schienen ihm zwei dieser Vorurtheile im Spiele zu seyn, nämlich: geoffenbartes Verbot der Gottheit, und, Eingriff in dessen Rechte. Der Verfasser läugnet, wie es nicht anders von ihm zu erwarten war, nicht nur, daß es ein unmittelbares, oder auch ein mittelbares Verbot des freiwilligen Todes in den heiligen Büchern der Christen gebe; sondern er bedient sich auch des schon oft gebrauchten und von der Unmöglichkeit, eine vollendete Kenntniß aller Naturursachen und Wirkungen zu haben, hergenommenen Grundes zur Bestreitung der apodiktischen Beweisbarkeit irgend einer Offenbarung. Was aber, zweitens, den Eingriff in die Rechte der Gottheit betrifft, so wird erinnert, daß einem moralischen Gott Rechte der Willkühr nicht ohne Widerspruch beigelegt werden können; weil

Heiligkeit (unbegränzte Sittlichkeit) allen willkührlichen Gebrauch der Macht ausschließt, und keinen andern zuläßt, als den, der durch das Sittengesetz selbst bestimmt wird. Und hieraus schließt der Verfasser weiter, was dem Sittengesetz nicht widerstreite, das widerstreite auch dem Willen Gottes nicht, und etwas, das recht sey, zu verbieten, dazu habe die Gottheit kein Recht. Mithin gebe es einen Eingriff in die Rechte Gottes, wenn man ja diesen obskuren Ausdruck beibehalten wolle, nur da, wo der Mensch sich frei zur Befolgung einer anerkannt unsittlichen Maxime bestimme. (Ich muß es meinen Lesern zutrauen, daß sie ohne mein Erinnern einsehen, daß, wenn man auch dieses ganze Räsonnement einräumt, dieses dennoch die Sache des Verfassers nur noch schlimmer mache, sobald der freiwillige Tod, wie ich oben wirklich zu beweisen mich bemühet habe, unläugbar als eine unsittliche Handlung bewiesen werden kann.) Aber der Verfasser geht noch weiter, und meint, „es erhelle aus der Erfahrung, daß die Behauptung, als gebiete die Gottheit über „Leben und Tod, und als lenke sie überhaupt die Schicksale der „Menschen, durchaus unstatthaft sey. Auch sei die Nothwendigkeit, ein solches übersinnliches Faktum zu postuliren, zur „Zeit noch nicht erwiesen; vielmehr sprächen der erstaunliche „Mangel der Moralität auf der Erde, die Gräuel, die unaufhörlich auf ihr vorgehen, und Millionen vernünftiger Wesen „ohne ihre Schuld elend machen, dann das Glück so vieler „Buben in diesem Leben, und überhaupt das Mißverhältniß „zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit, mit ungemeiner Stärke „gegen den Glauben an eine göttliche Lenkung; wo die Gottheit „herrsche, da müsse das Moralgesetz herrschen, und diesem wider-

„spreche jene nach keiner Vernunftregel abgemessene Zutheilung „der Glückseligkeit in den einzelnen Subjekten; es müsse also „falsch seyn, daß die Gottheit hier herrsche, sie müsse es nicht „können, ohne moralische freie Wesen zu Automaten zu machen.“ (In der That kann ich mich nicht genug verwundern, wie der Verfasser, der überall so gern als konsequenter Denker zu erscheinen bemüht ist, hier nicht bemerkte, wie so ganz inkonsequent er würde. Er, der den Glauben an moralische Weltordnung, an Unsterblichkett und Gottheit für nothwendig hält; Er, der sogar den freiwilligen Tod, der zur Beförderung der Moralität beschlossen wird, in Schutz nimmt; Er, der seinem Leben, weil er seine Organisazion für ein unüberwindliches Hinderniß seiner Moralität hielt, wirklich ein Ende macht, nnd in der Hoffnung ein Ende macht, er werde in einen freiern, bessern, seiner Moralität günstigern Zustand gelangen müssen — Er beweist es auf einmal als falsch, daß Gott die Welt lenke. Statt die in dem Räsonnement des Verfassers enthaltenen, schon so oft wiederholten, und eben so oft widerlegten Sophismen gegen eine göttliche Weltregierung hier von neuem zu widerlegen, bemerke ich nur, daß der Glaube, Gott lenke die Schicksale der Menschen, in nichts anderm, als in der gewissen Annahme und Ueberzeugung bestehe, daß bei allen scheinbaren Unordnungen und Mängeln in der moralischen und physischen Welt, und bei allen labyrinthischen Wendungen der menschlichen Schicksale, dennoch der lezte Weltenzweck, immer größere Sittlichkeit und Genuß einer immer reinern Glückseligkeit, nicht aufgehoben, nicht gehindert, nicht verfehlt werden könne. — Auch kann man gar wohl mit dem Verfasser sagen: „Wo die Gottheit

„herrscht, da muß das Moralgesetz herrschen“ — aber dazu, daß das Moralgesetz herrsche, wird nicht nothwendig erfordert, daß alle darnach handeln, oder daß ihnen auf der Stelle das Gute, das sie thun, vergolten werde; es ist genug, wenn jeder die Verbindlichkeit des Moralgesetzes, selbst wider seinen Willen, in seinem Herzen anerkennen muß, wenn keiner die gebietende Stimme der Pflicht auf immer ganz übertäuben, keiner den Unterschied zwischen Recht und Unrecht, zwischen Tugend und Laster, abläugnen, keiner die Achtung, welche jener, und die Verachtung, welche diesem gebührt, in sich vernichten kann. So verstanden, herrscht wohl nichts allgemeiner auf der Erde, als das Moralgesetz.)

Von den Resultaten, welche der Verfasser auf seinem Wege aufgefunden zu haben glaubt, macht er nun die Anwendung auf sich selbst, und sagt: „Da es gewiß ist, daß ich, wenigstens in „den Augenblicken des Ernstes, mich nach dem Tode sehne; so „habe ich zu untersuchen, welches die Gründe sind, die diese „Sehnsucht in mir hervorgebracht, sie so viele Jahre in mei„nem Innern unterhalten, und ihre Stärke noch immer ver„mehrt haben?“ (Und hier erfahren wir denn, was wir zum voraus vermutheten, daß eine trübsinnige, aus körperlicher Kränklichkeit entsprungene Seelenstimmung, überspannte Begriffe von der dem Menschen auf Erden möglichen Vervollkommnung, und unrichtige Vorstellungen von dem Verhältnisse unserer irdischen Bestimmung zu unserer künftigen, als die wahren Ursachen anzusehen sind, welche den unglücklichen Mann zu dem traurigen Entschluß, seine Organisazion zu zerstören, bestimmten.) Wir wollen ihn selbst hören! „Jene Gründe“

sagt er S. 80. „sind einzig folgende: Freudenlosigkeit, Hoff„nungslosigkeit meines Daseyns, Untauglichkeit zur nützlichen „Erfüllung meiner Berufsgeschäfte, und der Mangel jeder Aus„sicht, mein Leben auf einem Wege, der dem Sittengesetze nicht „widerspräche, fortsetzen zu können, Mangel des Fortgangs auf „dem Wege der Sittlichkeit selbst; und endlich das, ohne wel„ches jenes alles, wie ich glaube, nicht wäre — Mangel an „Gesundheit. Krankheit also, die böse Krankheit, ist der Haupt„grund meiner Sehnsucht nach dem Tode, weil sie die Quelle „meines ganzen Elendes ist.“ „Sie ists, die mir die Zufriedenheit „mit mir selbst, die Zufriedenheit mit Andern, Zufriedenheit mit „meinem Schicksale geraubt hat. — Ich weiß, der Zweck des „Lebens ist nicht Freude. Ich weiß, die Sinnlichkeit, die nach „Genuß glüht, ist nur der niedere Theil des erhabenen Geschö„pfes Gottes, des Menschen. Das Gefühl für die Würde „dieses edeln Wesens .... ist stark genug, für jene Entsagun„gen zu entschädigen. — Ich kenne diese Gefühle. Sie haben „mich stark gemacht, ein Leben zu ertragen, dessen Erhaltung „Pflicht war. Auch gab es Zeitpunkte, in denen ich mit mei„nem schreckenden Loose zufrieden war. Denn ach! ich war „mit mir selbst zufrieden, weil ich mein Daseyn für nützlich „erkannte. Es waren die glücklichen Zeiten, wo ich nach langen „Vorbereitungen es endlich wagte, meine Zöglinge zu einer „totalen Revoluzion ihrer Denk- und Handlungsweise zu be„wegen, und sie in den Tempel der reinen strengen Moral zu „führen. Diese Versuche gelangen mir über meine kühnsten „Erwartungen. — Aber mein körperlicher Zustand legte mir „den Zwang auf, diese meine Zöglinge zu oft sich selbst und der

„Gesellschaft zu überlassen. — Nichts, nichts war stark genug, „sie gegen die Angriffe ihres eigenen Leichtsinnes, ach! und des „Leichtsinnes der Gesellschaft zu sichern. — Die Unmöglichkeit „meine Zöglinge noch länger an mich zu fesseln, der so schnell „aufglühende Unwille bei dem Anblick einer Handlung, die aus „der Maxime eines unsittlichen Willens entsprungen zu seyn „schien, beides unbezwingbare Folgen meines siechen Zustandes, „legte mir die Pflicht auf, den Stand des Erziehers aufzugeben.“ (Ohne Zweifel erfüllten diese Umstände das Herz des Unglücklichen mit bitterm Gram, und vermehrten seine Hypochondrie. Er hätte sich, als Erzieher, früh genug mit dem Gedanken wappnen sollen, und alle Erzieher sollten sich damit wappnen, daß uns zwar das Säen und Pflanzen, aber nicht das Gedeihen überlassen ist; daß manches ausgestreute Saamenkorn, das anfangs ganz verloren gegangen zu seyn schien, oft, erst nach langen Jahren noch, herrliche Früchte trägt; und daß wir bei der Beurtheilung, ob unser auf die Bearbeitung eines Ackers gewandte Fleiß verschwendet sey, nicht bloß auf das zu sehen haben, was er trägt, und, unserm Wunsche und Verlangen nach, tragen sollte, sondern überhaupt darauf, was der Acker ohne alle unsere Bearbeitung seyn würde. Die Verfehlung oder Vereitelung des Zweckes bei aller angewandten redlichen Sorgfalt und Mühe muß freilich in Eltern, Lehrern und Erziehern die schmerzlichsten und peinlichsten Gefühle erregen; aber es ist auch gewiß, daß oft selbst die redlichsten Erzieher vor lauter Wunsch und Begierde, fast möcht' ich sagen, vor lauter Sucht, glücklich zu erziehen, bei dem geringsten Schein einer Abnahme des Fleißes oder des guten Betragens ihrer Zöglinge sich sogleich

zu einer zu großen Bangigkeit hinreißen lassen, in eine Art von verzweifelnder Ungeduld gerathen, und nun in ungeduldiger Laune, der Würde und Gleichmüthigkeit eines guten Erziehers vergessen, Blößen geben, die Herzen ihrer Zöglinge von sich entfernen, die Lust am Schulunterrichte und an den Wissenschaften in ihnen schwächen oder ersticken, und, obgleich guter Wünsche und Absichten voll, dennoch in ihrem heiligen Eifer Dinge sagen oder thun, welche der Erreichung ihrer Absichten schnurstracks entgegen sind.)

In diesen und ähnlichen bänglichen Klagen fährt nun der Verfasser bis an das Ende seiner Schrift fort, und schließt mit dem Ausruf: „Hinaus denn aus einer Welt, für die ich mich „nicht gemacht fühle, an der sich die herrschende Unsittlichkeit, „die mich selbst so oft verleitete, das Zwecklose des Strebens der „größten Masse der Menschen, das ich nicht achten konnte, das „ungeheure Mißgefühl für Tugend, das mich empörte, in mei„ner Beobachtung auszeichneten! Hinaus aus ihr, und hinüber „in die hohen Gefilde, wo wahre Moralität nicht mehr lächerlich „seyn wird u. s. w.“ (Lasset uns dem Unglücklichen eine wehmüthige Thräne zollen! er hatte schöne Anlagen des Geistes und des Herzens. So lange uns aber auf der Erde noch das geringste Gute zu thun übrig bleibt (und wann kann es uns je an Gelegenheit dazu fehlen *)?), so lange wir uns noch nicht

*) Vortrefflich drückt Rousseau diesen Gedanken in dem Antwortsschreiben des Milord Eduard an den St. Preux aus, welcher letztere in seinem Briefe den Selbstmord vertheidiget hatte. „Ecoute moi, jeune insensé; „tu m'es cher, j'ai pitié de tes erreurs. S'il te reste au fonds du „coeur le moindre sentiment de vertu, viens, que je t'apprenne „à aimer la vie. Chaque fois que tu seras tenté d'en sortir, dis

rühmen können, hier schon so viel Gutes vollendet zu haben, daß wir uns für reif und würdig genug halten müssen, in höhere Gefilde einzugehen (und werden wir jemals dieses Zeugniß uns selbst geben können?); so lange lasset uns unser Leben gewissenhaft schätzen, sorgfältig erhalten, und dankbar gebrauchen! Nur da, wo die Stimme der Pflicht zu sterben befiehlt, nur da sei uns auch dieses Opfer nicht zu theuer!) *)

„en toi-même: Que je fasse encore une bonne action avant que „de mourir. Puis, va chercher quelque indigent à secourir, „quelque infortuné à consoler, quelque opprimé à défendre. „Rapproche de moi les malheureux, que mon abord intimide; ne „crains d'abuser ni de ma bourse ni de mon crédit: prends; „épuise mes biens; fais moi riche. Si cette considération te „retient aujourd'hui, elle te retiendra encore demain, après-de-„main, toute la vie.“

*) Aus Pflicht sterben heißt übrigens nichts anders, als, die Vernunftwirksamkeit unsers Individuum's auf Erden aufhören lassen, um in andern eine größere Masse von Vernunftwirksamkeit auf Erden zu erhalten. Nur hiernach lassen sich alle Fälle, wo von der Rechtmäßigkeit der Aufopferung unsers Lebens die Rede ist, richtig beurtheilen. — Gewiß bleibt der Traité du Suïcide par *Jean Dumas*, à Amst. 1773. ein schön geschriebenes, und lehrreiches Werk, obgleich der eigentliche höchste Entscheidungsgrund über die Unsittlichkeit des Selbstmordes nirgends deutlich angegeben ist. Vorzüglich interessant ist das VIste Kapitel, S. 286., in welchem er auf Montesquieu's, (in dem 74sten Briefe der Lettres Persannes,) auf des Verfassers des Système de la Nature, und auf des St. Preux im 3ten Theile von Rousseau's Nouvelle Heloïse vorgebrachte Vertheidigungen der Zulässigkeit des Selbstmordes antwortet. Man sehe auch Mendelssohn's philosophische Schriften. 1. Th. den 9. 13. 14. und 15. Brief.

XI.

Versuch einer moralischen Anwendung des Gesetzes der Stätigkeit. Ein Beitrag zur Pastoral, Homiletik, Katechetik, Pädagogik, und natürlichen Theologie. Von D. Joh. Friedrich Christoph Gräffe. Χρόνῳ τὰ πάντα γίγνεται καὶ κρίνεται. Stobaei Eclog. Physic. et Ethic. Lib. 1. Cap. IX. 29. Celle, bei G. E. F. Schulze, dem Jüngern. 1801. 440. S. ohne x. S. Vorrede. 8.

Ein wichtiges Werk, ein wahrer Gewinn für die besonders praktische Philosophie, ein zum Theil neu angebautes, bisher vernachläßigtes, und doch so fruchtbares, wohlthätiges Feld!

Aus der Vorrede hebe ich folgende Stelle als die wichtigste aus: „Widerspruch dürfte der dritte Abschnitt finden, weil ich in demselben von den Meinungen mehrerer berühmten Männer abgewichen bin. Die Kantische Philosophie halte ich für eine wahre Wohlthäterin der Wissenschaften, weil sie das ernste Studium weckte, weil sie über so viele Gegenstände ein neues Licht verbreitete, weil sie die Mutter und Pflegerin so vieler gründlichen Schriften geworden ist. Dasjenige, was ich an ihr besonders schätze, besteht in der fruchtbaren Deutlichkeit, mit welcher sie das Formale von dem Materialen geschieden hat. Durch

Hülfe dieser Reflexion kann man das, was a priori, und was Eigenthum unserer Seele ist, von dem Empirischen, welches von dem Materialen abhängt, nach genauen Gränzscheidungen bestimmen. Bis so weit folge ich dem Königsbergischen Weltweisen. Allein aus der Würde, mit welcher er uns die Formen unsers Wesens abschilderte, leite ich andere Folgerungen ab, die das Gebieth der Anwendung für die Formen, z. B. für die Kategorien, nach andern Richtungen bezeichnen. — Alles, was in unserer Seele Form ist, oder was sich auf das Formale gründet, leidet keine Einschränkung, und reicht daher weiter, als sich der enge Raum des Sinnlichen erstreckt. Hierin weiche ich von Kant ab, durch seine eigene Theorie von den Formen dazu eingeladen. Gehört nun die Form der Seele allein an, so muß das Materiale, der Stoff, worauf wir die Eigenthümlichkeiten des Ichs anwenden, von einem verschiedenen Etwas entspringen, welches unsern Thätigkeiten zum Gegenstande der Uebung dient. Hieraus erhellet, daß der Fichtesche und Schellingische Idealismus den Forderungen der Vernunft kein Genüge leistet.“ (Ich habe die Stelle bloß in der Absicht ausgezogen, um den Leser auf diese Hauptpunkte aufmerksam zu machen.)

In der Einleitung S. 7. heißt es: „Mehrere Philosophen haben durch eine Vergleichung, die sie zwischen der physischen und moralischen Natur anstellten, die dunkeln Regionen des Geisterreichs zu erhellen getrachtet. Hieher gehört Butlers bekanntes Buch von der Analogie, die sich zwischen der physischen und zwischen der moralischen Haushaltung Gottes findet. Von eben der Art ist Kants 1763 herausgekommener Versuch, den

Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. Eben diesen Weg will ich auch jetzt betreten, indem diese Schrift den Zweck hat, das Gesetz der Stätigkeit auf moralische Betrachtungen anzuwenden. — Je mehr ich über diese Gegenstände nachdenke, um desto mehr glaube ich, mir manche dunkele Gegend in der Psychologie aufhellen zu können, wenn ich dies Gesetz der Stätigkeit, und der Acceleration, auf die Bewegungen und Veränderungen der Seele übertrage. Wir haben dann wenigstens eine Analogie, durch deren Hülfe ein kläreres Licht angezündet wird, in jene Verborgenheiten und Tiefen der menschlichen Seele etwas genauer hineinzuschauen, und einige Stellen und Verbindungen schärfer sehen zu können.“ Uebrigens bezieht sich der Verfasser auf seinen 1798 über eine der schwersten Stellen in Kants metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, das mechanische Gesetz der Stätigkeit betreffend, herausgegebenen Kommentar, um nicht das, was er dort vom Gesetze der Stätigkeit, von der Sollicitation, von der Acceleration u. d. m. deutlich erklärt nnd bewiesen hat, hier nach einmahl sagen zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Caesar, Karl Adolf, 1744-1810

Pragmatische Darstellung des Geistes der neuesten Philosophie des In- und Auslandes

Bd.: 1

Leipzig 1803

Ph.u. 79 b-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045408-7